HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

1-3

Thomas Mann

Gesammelte Werke

1928

S. Fischer / Verlag / Berlin

.G.
Mz826bu.2

5

Thomas Mann

Buddenbrooks

Verfall einer Familie

Zweiter Band

228178
28/12/28

1928

S. Fischer / Verlag / Berlin

166. bis 170. Auflage dieses Werkes
Copyright 1922 by S. Fischer Verlag, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Germany

Printed in Germany

Buddenbrooks

Siebenter Teil

Erstes Kapitel

Taufe! ... Taufe in der Breitenstraße!

Alles ist vorhanden, was Mme. Permaneder in Tagen der Hoffnung träumend vor Augen sah, alles: Denn im Eßzimmer am Tische — behutsam und ohne Geklapper, das drüben im Saale die Feier stören würde — füllt das Folgmädchen Schlagsahne in viele Tassen mit kochend heißer Schokolade, die dicht gedrängt auf einem ungeheuren runden Teebrett mit vergoldeten, muschelförmigen Griffen beieinander stehen ... während der Diener Anton einen ragenden Baumkuchen in Stücke schneidet und Mamsell Jungmann Konfekt und frische Blumen in silbernen Dessertschüsseln ordnet, wobei sie prüfend den Kopf auf die Schulter legt und die beiden kleinen Finger weit von den übrigen entfernt hält ...

Nicht lange, und alle diese Herrlichkeiten werden, wenn die Herrschaften sich's im Wohnzimmer und Salon bequem gemacht haben, umhergereicht werden, und hoffentlich werden sie ausreichen, denn es ist die Familie im weiteren Sinne versammelt, wenn auch nicht geradezu im weitesten, denn durch die Överdiecks ist man auch mit den Kistenmakers ein wenig verwandt, durch diese mit den Möllendorpfs und so fort. Es wäre unmöglich, eine Grenze zu ziehen! ... Die Överdiecks aber sind vertreten, und zwar durch das

Haupt, den mehr als achtzigjährigen Doktor Kaſpar Överdieck, regierender Bürgermeiſter.

Er iſt zu Wagen gekommen und, geſtützt auf ſeinen Krückſtock und den Arm Thomas Buddenbrooks, die Treppe heraufgeſtiegen. Seine Anweſenheit erhöht die Würde der Feier ... und ohne Zweifel: Dieſe Feier iſt aller Würde würdig!

Denn dort im Saale, vor einem als Altar verkleideten, mit Blumen geſchmückten Tiſchchen, hinter dem in ſchwarzem Ornat und ſchneeweißer, geſtärkter, mühlſteinartiger Halskrauſe ein junger Geiſtlicher ſpricht, hält eine reich in Rot und Gold gekleidete, große, ſtämmige, ſorgfältig genährte Perſon ein kleines, unter Spitzen und Atlasſchleifen verſchwindendes Etwas auf ihren ſchwellenden Armen ... ein Erbe! Ein Stammhalter! Ein Buddenbrook! Begreift man, was das bedeutet?

Begreift man das ſtille Entzücken, mit dem die Kunde, als das erſte, leiſe, ahnende Wort gefallen, von der Breiten- in die Mengſtraße getragen worden? Den ſtummen Enthuſiasmus, mit dem Frau Permaneder bei dieſer Nachricht ihre Mutter, ihren Bruder und — behutſamer — ihre Schwägerin umarmt hat? Und nun, da der Frühling gekommen, der Frühling des Jahres einundſechzig, nun iſt er da und empfängt das Sakrament der heiligen Taufe, er, auf dem längſt ſo viele Hoffnungen ruhen, von dem längſt ſo viel geſprochen, der ſeit langen Jahren erwartet, erſehnt worden, den man von Gott erbeten und um den man Doktor Grabow gequält hat ... er iſt da und ſieht ganz unſcheinbar aus.

Die kleinen Hände ſpielen mit den Goldlitzen an der

Taille der Amme, und der Kopf, der mit einem hellblau garnierten Spitzenhäubchen bedeckt ist, liegt ein wenig seitwärts und unachtsam vom Pastor abgewandt, auf dem Kissen, so daß die Augen mit einem beinahe altklug prüfenden Blinzeln in den Saal hinein und auf die Verwandten blicken. In diesen Augen, deren obere Lider sehr lange Wimpern haben, ist das Hellblau der väterlichen und das Braun der mütterlichen Iris zu einem lichten, unbestimmten, nach der Beleuchtung wechselnden Goldbraun geworden; die Winkel aber zu beiden Seiten der Nasenwurzel sind tief und liegen in bläulichem Schatten. Das gibt diesem Gesichtchen, das noch kaum eines ist, etwas vorzeitig Charakteristisches und kleidet ein vier Wochen altes nicht zum besten, aber Gott wird geben, daß es nichts Ungünstiges bedeutet, denn auch bei der Mutter, die doch wohlauf ist, verhält es sich so . . . und gleichviel: er lebt, und daß es ein Knabe ist, das war vor vier Wochen die eigentliche Freude.

Er lebt, und es könnte anders sein. Der Konsul wird niemals den Händedruck vergessen, mit dem der gute Doktor Grabow, als er vor vier Wochen Mutter und Kind verlassen konnte, zu ihm gesagt hat: „Seien Sie dankbar, lieber Freund, es hätte nicht viel gefehlt . . .“ Der Konsul hat nicht zu fragen gewagt, woran nicht viel gefehlt hätte. Er weiß den Gedanken, daß es mit diesem lange vergebens ersehnten, winzigen Geschöpfe, das so sonderbar lautlos zur Welt kam, beinahe gegangen wäre wie mit Antoniens zweitem Töchterchen, mit Entsetzen von sich . . . Aber er weiß, daß es für Mutter und Kind eine verzweifelte Stunde gewesen ist, vor vier Wochen, und er beugt sich glücklich und zärtlich zu Gerda nieder, welche, die Lackschuhe auf einem Sammet-

kissen gekreuzt, vor ihm und neben der alten Konsulin in einem Armsessel lehnt.

Wie bleich sie noch ist! Und wie fremdartig schön in ihrer Blässe, mit ihrem schweren, dunkelroten Haar und ihren rätselhaften Augen, die mit einer gewissen verschleierten Moquerie auf dem Prediger ruhen. Es ist Herr Andreas Pringsheim, pastor marianus, der nach des alten Kölling plötzlichem Tode in jungen Jahren schon zum Hauptpastor aufgerückt ist. Er hält die Hände inbrünstig, dicht unter dem erhobenen Kinn gefaltet. Er hat blondes, kurzgelocktes Haar und ein knochiges, glattrasiertes Gesicht, dessen Mimik zwischen fanatischem Ernst und heller Verklärung wechselt und ein wenig theatralisch erscheint. Er stammt aus Franken, woselbst er während einiger Jahre inmitten von lauter Katholiken eine kleine lutherische Gemeinde gehütet hat, und sein Dialekt ist unter dem Streben nach reiner und pathetischer Aussprache zu einer völlig eigenartigen Redeweise, mit langen und dunklen oder jäh akzentuierten Vokalen und einem an den Zähnen rollenden r geworden . . .

Er lobt Gott mit leiser, schwellender oder starker Stimme, und die Familie hört ihm zu: Frau Permaneder, gehüllt in würdevollen Ernst, der ihr Entzücken und ihren Stolz verbirgt; Erika Grünlich, nun schon fast fünfzehnjährig, ein kräftiges, junges Mädchen mit aufgestecktem Zopf und dem rosigen Teint ihres Vaters, und Christian, der heute morgen von Hamburg eingetroffen ist und seine tiefliegenden Augen von einer zur anderen Seite schweifen läßt . . . Pastor Tiburtius und seine Gattin haben die Reise von Riga nicht gescheut, um bei der Feier zugegen sein zu können: Sievert Tiburtius, der die Enden seines langen, dünnen Backen-

bartes über beide Schultern gelegt hat, und dessen kleine, graue Augen sich hie und da in ungeahnter Weise erweitern, größer und größer werden, hervorquellen, beinahe herausspringen ... und Klara, die dunkel, ernst und streng dareinblickt und manchmal eine Hand zum Kopfe führt, denn dort schmerzt es ... Übrigens haben sie den Buddenbrooks ein prachtvolles Geschenk mitgebracht: einen mächtigen, aufrechten, ausgestopften, braunen Bären mit offenem Rachen, den ein Verwandter des Pastors irgendwo im inneren Rußland geschossen, und der jetzt, eine Visitenkartenschale zwischen den Tatzen, drunten auf dem Vorplatz steht.

Krögers haben ihren Jürgen zu Besuch, den Postbeamten aus Rostock: ein einfach gekleideter, stiller Mensch. Wo Jakob sich aufhält, weiß niemand außer seiner Mutter, der geborenen Överdieck, der schwachen Frau, die heimlich Silberzeug verkauft, um dem Enterbten Geld zu senden ... Auch die Damen Buddenbrooks sind anwesend, und sie sind tief erfreut über das glückliche Familienereignis, was aber Pfiffi nicht gehindert hat, zu bemerken, das Kind sehe ziemlich ungesund aus; und das haben die Konsulin, geborene Stüwing, sowohl wie Friederike und Henriette leider bestätigen müssen. Die arme Klothilde jedoch, grau, hager, geduldig und hungrig, ist bewegt von Pastor Pringsheims Worten und der Hoffnung auf Baumkuchen mit Schokolade ... Von nicht zur Familie gehörigen Personen sind Herr Friedrich Wilhelm Marcus und Sesemi Weichbrodt zugegen.

Nun wendet der Pastor sich an die Paten und spricht ihnen von ihrer Pflicht. Justus Kröger ist der eine ... Konsul Buddenbrook hat sich anfangs geweigert, ihn zu bitten. „Fordern wir den alten Mann nicht zu Torheiten

heraus!" ſagte er. „Täglich hat er die furchtbarſten Szenen mit ſeiner Frau wegen des Sohnes, und ſein bißchen Vermögen verfällt, und er fängt wahrhaftig vor Kummer ſchon an, ein bißchen ſalopp in ſeinem Äußern zu werden! Aber was meint ihr? Bitten wir ihn zu Gevatter, ſo ſchenkt er dem Kinde ein ganzes Service aus ſchwerem Golde und nimmt keinen Dank dafür!" Onkel Juſtus indeſſen iſt, als er von einem anderen Paten hörte — Stephan Kiſtenmaker, des Konſuls Freund, wurde genannt — in ſo hohem Grade pikiert geweſen, daß man ihn dennoch herangezogen hat; und der goldene Becher, den er geſpendet, iſt zu Thomas Buddenbrooks Befriedigung nicht übertrieben ſchwer.

Und der zweite Pate? Es iſt dieſer ſchneeweiße, würdige, alte Herr, der hier mit ſeiner hohen Halsbinde und ſeinem weichen, ſchwarzen Tuchrock, aus deſſen hinterer Taſche ſtets der Zipfel eines roten Schnupftuches hervorhängt, ſich in dem bequemſten Lehnſtuhl über ſeinen Krückſtock beugt: Bürgermeiſter Doktor Överdieck. Es iſt ein Ereignis, ein Sieg! Manche Leute begreifen nicht, wie es zugegangen iſt. Guter Gott, es iſt doch kaum eine Verwandtſchaft! Die Buddenbrooks haben den Alten an den Haaren herbeigezogen ... Und in der Tat: es iſt ein Streich, eine kleine Intrige, die der Konſul zuſammen mit Mme. Permaneder eingefädelt hat. Eigentlich, in der erſten Freude, als Mutter und Kind in Sicherheit waren, iſt es bloß ein Scherz geweſen. „Ein Junge, Tony! — Der ſoll den Bürgermeiſter zum Gevatter haben!" hat der Konſul gerufen; aber ſie hat es aufgegriffen und iſt mit Ernſt darauf eingegangen, worauf auch er ſich die Sache wohl überlegt und dann in einen Verſuch gewilligt hat. So haben ſie ſich hinter Onkel Juſtus geſteckt,

der seine Frau zu ihrer Schwägerin, der Gattin des Holzhändlers Överdieck, geschickt hat, die ihrerseits ihren greisen Schwiegervater ein wenig hat präparieren müssen. Dann hat ein ehrerbietiger Besuch Thomas Buddenbrooks bei dem Staatsoberhaupte das Seine getan . . .

Und nun sprengt, während die Amme die Haube des Kindes lüftet, der Pastor vorsichtig zwei oder drei Tropfen aus der silbernen, innen vergoldeten Schale, die vor ihm steht, auf das spärliche Haar des kleinen Buddenbrook und nennt langsam und nachdrücklich die Namen, auf die er ihn tauft: — Justus, Johann, Kaspar. Dann folgt ein kurzes Gebet, und die Verwandten gehen vorbei, um dem stillen und gleichmütigen Wesen einen glückwünschenden Kuß auf die Stirn zu drücken . . Therese Weichbrodt kommt zuletzt, und die Amme muß ihr das Kind ein wenig hinunterreichen; dafür aber gibt Sesemi ihm zwei Küsse, die leise knallen und zwischen denen sie sagt: „Du gutes Kend!"

Drei Minuten später hat man sich im Salon und im Wohnzimmer gruppiert, und die Süßigkeiten machen die Runde. Auch Pastor Pringsheim in seinem langen Ornat, unter dem die breiten, blankgewichsten Stiefel hervorsehen, und seiner Halskrause sitzt da, nippt die kühle Schlagsahne von seiner heißen Schokolade und plaudert mit verklärtem Gesicht in einer ganz leichten Art, die im Gegensatze zu seiner Rede von besonderer Wirksamkeit ist. In jeder seiner Bewegungen liegt ausgedrückt: Seht, ich kann auch den Priester ablegen und ein ganz harmlos fröhliches Weltkind sein! Er ist ein gewandter, anschmiegsamer Mann. Er spricht mit der alten Konsulin ein wenig salbungsvoll, mit Thomas und Gerda weltmännisch und mit glatten Ge-

bärden, mit Frau Permaneder im Tone einer herzlichen, ſchalkhaften Heiterkeit ... Hie und da, wenn er ſich beſinnt, kreuzt er die Hände im Schoß, legt den Kopf zurück, verfinſtert die Brauen und macht ein langes Geſicht. Beim Lachen zieht er die Luft ſtoßweiſe und ziſchend durch die geſchloſſenen Zähne ein.

Plötzlich entſteht draußen auf dem Korridor Bewegung, man hört die Dienſtboten lachen, und in der Tür erſcheint ein ſonderbarer Gratulant. Es iſt Grobleben: Grobleben, an deſſen magerer Naſe zu jeder Jahreszeit beſtändig ein länglicher Tropfen hängt, ohne jemals hinunterzufallen. Grobleben iſt ein Speicherarbeiter des Konſuls, und ſein Brotherr hat ihm einen Nebenverdienſt als Stiefelwichſer angewieſen. Frühmorgens erſcheint er in der Breitenſtraße, nimmt das vor die Tür geſtellte Schuhwerk und reinigt es unten auf der Diele. Bei Familienfeſtlichkeiten aber ſtellt er ſich feiertäglich gekleidet ein, bringt Blumen und hält, während der Tropfen an ſeiner Naſe balanciert, mit weinerlicher und ſalbungsvoller Stimme eine Anſprache, worauf er ein Geldgeſchenk entgegennimmt. Aber er tut es nicht darum!

Er hat einen ſchwarzen Rock angezogen — es iſt ein abgelegter des Konſuls — trägt aber Schmierſtiefel mit Schäften und einen blauwollenen Schal um den Hals. In der Hand, einer dürren, roten Hand, hält er ein großes Bukett von blaſſen, ein wenig zu weit erblühten Roſen, die ſich zum Teil langſam auf den Teppich entblättern. Seine kleinen, entzündeten Augen blinzeln umher, ſcheinbar ohne etwas zu ſehen ... Er bleibt in der Tür ſtehen, hält den Strauß vor ſich hin und beginnt ſofort zu reden, während

die alte Konsulin ihm nach jedem Worte ermunternd zunickt und kleine, erleichternde Einwürfe macht, der Konsul ihn betrachtet, indem er eine seiner hellen Brauen emporzieht, und einige Familienglieder, wie zum Beispiel Frau Permaneder, den Mund mit dem Taschentuch bedecken.

„Ick bün man 'n armen Mann, mine Herrschaften, öäwer ick hew 'n empfindend Hart, un dat Glück und de Freud von min Herrn, Kunsel Buddenbrook, welcher ümmer gaut tau mi west is, dat geiht mi nah, und so bün ick kamen, um den Herrn Kunsel un die Fru Kunsulin un die ganze hochverehrte Fomili ut vollem Harten tau gratuleern, un dat dat Kind gedeihen mög', denn dat verdeinen sei vor Gott un den Minschen, un so'n Herr, as Kunsel Buddenbrook, giwt dat nich veele, dat is 'n edeln Herrn, un uns Herrgott wird ihn das allens lohnen . . .“

„So, Grobleben! Dat hewn Sei schön segt! Veelen Dank ook, Grobleben! Wat wolln Sei denn mit de Rosen?“

Aber Grobleben ist noch nicht zu Ende, er strengt seine weinerliche Stimme an und übertönt die des Konsuls.

„. . . uns Herrgott wird ihn das allens lohnen, segg ick, ihn un die ganze hochverehrte Fomili, wenn dat so wid is, un wenn wi vor sinen Staul stahn, denn eenmal müssen all in de Grum fahrn, arm un riek, dat is sin heiliger Will' un Ratschluß, un eener krigt 'nen finen polierten Sarg ut düern Holz, un de andere krigt 'ne oll Kist', öäwer tau Moder müssen wi alle warn, wi müssen all tau Moder warn, tau Moder . . . tau Moder . . .!“

„Nee, Grobleben! Wi hebb'm 'ne Tauf' hüt, un Sei mit eern Moder! . . .“

„Un düs wärn einige Blumens“, schließt Grobleben.

„Dank Ihnen, Grobleben! Dat is öäwer tau veel! Wat hebb'm Sei sik dat koſten laten, Minſch! Un ſo 'ne Red' hew ick all lang nich hürt! . . . Na, hier! Maken Sei ſik 'nen vergneugten Dag!" Und der Konſul legt ihm die Hand auf die Schulter, indem er ihm einen Taler gibt.

„Da, guter Mann!" ſagt die alte Konſulin. „Haben Sie auch Ihren Heiland lieb?"

„Den hew ick von Harten leiw, Fru Kunſelin, dat is ſo woahr . . .!" Und Grobleben nimmt auch von ihr einen Taler in Empfang, und dann einen dritten von Madame Permaneder, worauf er ſich unter Kratzfüßen zurückzieht und die Roſen, ſoweit ſie noch nicht auf dem Teppich liegen, in Gedanken wieder mitnimmt . . .

. . . Nun iſt der Bürgermeiſter aufgebrochen — der Konſul hat ihn hinunter zum Wagen geleitet — und das iſt das Zeichen zum Abſchiede auch für die übrigen Gäſte, denn Gerda Buddenbrook bedarf der Schonung. Es wird ſtill in den Zimmern. Die alte Konſulin mit Tony, Erika und Mamſell Jungmann ſind die letzten.

„Ja, Ida," ſagt der Konſul, „ich habe mir gedacht — und meine Mutter iſt einverſtanden — Sie haben uns alle einmal gepflegt, und wenn der kleine Johann ein bißchen größer iſt . . . jetzt hat er noch die Amme, und nach ihr wird wohl eine Kinderfrau nötig ſein, aber haben Sie Luſt dann zu uns überzuſiedeln?"

„Ja, ja, Herr Konſul, und wenn's Ihrer Frau Gemahlin wird recht ſein . . ."

Auch Gerda iſt zufrieden mit dieſem Plan, und ſo wird der Vorſchlag ſchon jetzt zum Beſchluß.

Beim Weggehen aber, schon in der Tür, wendet Frau Permaneder sich noch einmal um. Sie kehrt zu ihrem Bruder zurück, küßt ihn auf beide Wangen und sagt: „Das ist ein schöner Tag, Tom, ich bin so glücklich, wie seit manchem Jahr nicht mehr! Wir Buddenbrooks pfeifen noch nicht aus dem letzten Loch, Gott sei Dank, wer das glaubt, der irrt im höchsten Grade! Jetzt, wo der kleine Johann da ist — es ist so schön, daß wir ihn wieder Johann genannt haben — jetzt ist mir, als ob noch einmal eine ganz neue Zeit kommen muß!"

Zweites Kapitel

Christian Buddenbrook, Inhaber der Firma H. C. F. Burmeester & Comp. zu Hamburg, seinen modischen grauen Hut und seinen gelben Stock mit der Nonnenbüste in der Hand, kam in das Wohnzimmer seines Bruders, der mit Gerda lesend beisammen saß. Es war halb zehn Uhr am Abend des Tauftages.

„Guten Abend", sagte Christian. „Ach, Thomas, ich muß dich mal dringend sprechen ... Entschuldige, Gerda ... Es eilt, Thomas."

Sie gingen in das dunkle Speisezimmer hinüber, woselbst der Konsul eine der Gaslampen an der Wand entzündete und seinen Bruder betrachtete. Ihm ahnte nichts Gutes. Er hatte, abgesehen von der ersten Begrüßung, noch nicht Gelegenheit gehabt, mit Christian zu sprechen; aber er hatte ihn heute während der Feierlichkeit aufmerksam beobachtet und gesehen, daß er ungewöhnlich ernst und unruhig gewesen war, ja, daß er im Verlaufe von Pastor

Pringsheims Rede einmal sogar aus irgendwelchen Gründen den Saal für mehrere Minuten verlassen hatte ... Thomas hatte ihm keine Zeile mehr geschrieben seit jenem Tage in Hamburg, an dem Christian zehntausend Mark Kurant von seinem Erbe im voraus aus seinen Händen zur Deckung von Schulden empfangen. „Fahre nur so fort!“ hatte der Konsul gesagt. „Dann werden deine Groschen rasch vertan sein. Was mich betrifft, ich hoffe, daß du künftig recht wenig meine Wege kreuzen wirst. Du hast meine Freundschaft während all der Jahre auf zu harte Proben gestellt“ ... Warum kam er jetzt? Etwas Dringendes mußte ihn treiben ...

„Nun?“ fragte der Konsul.

„Ich kann es nun nicht mehr“, antwortete Christian, indem er sich, Hut und Stock zwischen den mageren Knien, seitwärts auf einen der hochlehnigen Stühle niederließ, die den Eßtisch umstanden.

„Darf ich fragen, was du nun nicht mehr kannst, und was dich zu mir führt?“ sagte der Konsul, der stehen blieb.

„Ich kann es nun nicht mehr“, wiederholte Christian, drehte mit fürchterlich unruhigem Ernst seinen Kopf hin und her und ließ seine kleinen, runden, tiefliegenden Augen schweifen. Er zählte jetzt 33 Jahre, aber er sah weit älter aus. Sein rötlichblondes Haar war so stark gelichtet, daß fast schon die ganze Schädeldecke freilag. Über den tief eingefallenen Wangen traten die Knochen scharf hervor; dazwischen aber buckelte sich, nackt, fleischlos, hager, in ungeheurer Wölbung seine große Nase ...

„Wenn es nur dies wäre“, fuhr er fort, indem er mit der Hand an seiner linken Seite hinunterstrich, ohne seinen

Körper zu berühren ... „Es ist kein Schmerz, es ist eine Qual, weißt du, eine beständige, unbestimmte Qual. Doktor Drögemüller in Hamburg hat mir gesagt, daß an dieser Seite alle Nerven zu kurz sind ... Stelle dir vor, an der ganzen linken Seite sind alle Nerven zu kurz bei mir! Es ist so sonderbar ... manchmal ist mir, als ob hier an der Seite irgendein Krampf oder eine Lähmung stattfinden müßte, eine Lähmung für immer ... Du hast keine Vorstellung ... Keinen Abend schlafe ich ordentlich ein. Ich fahre auf, weil plötzlich mein Herz nicht mehr klopft und ich einen ganz entsetzlichen Schreck bekomme ... Das geschieht nicht einmal, sondern zehnmal, bevor ich einschlafe. Ich weiß nicht, ob du es kennst ... ich will es dir ganz genau beschreiben ... Es ist ..."

„Laß nur", sagte der Konsul kalt. „Ich nehme nicht an, daß du hierher gekommen bist, um mir dies zu erzählen?"

„Nein, Thomas, wenn es nur das wäre; aber das ist es nicht allein! Es ist mit dem Geschäft ... Ich kann es nun nicht mehr."

„Du bist wieder in Unordnung?" Der Konsul fuhr nicht einmal auf, er wurde nicht mehr laut. Er fragte es ganz ruhig, während er seinen Bruder von der Seite mit einer müden Kälte ansah.

„Nein, Thomas. Und um die Wahrheit zu sagen — es ist ja nun doch gleich — ich bin niemals recht in Ordnung gekommen, auch durch die Zehntausend damals nicht, wie du selbst weißt ... Die waren eigentlich nur, damit ich nicht gleich zuzumachen brauchte. Die Sache ist die ... Ich habe gleich darauf noch Verluste gehabt, in Kaffee ... und bei dem Bankerott in Antwerpen ... Das ist wahr.

Aber dann habe ich eigentlich gar nichts mehr getan und mich still verhalten. Aber man muß doch leben ... und nun sind da Wechsel und andere Schulden ... fünftausend Taler ... Ach, du weißt nicht, wie sehr ich herunter bin! Und zu allem diese Qual ..."

„Also, du hast dich still verhalten!" schrie der Konsul außer sich. In diesem Augenblick verlor er dennoch die Fassung. „Du hast die Karre im Dreck gelassen und dich anderweitig unterhalten! Meinst du, daß ich nicht vor Augen sehe, wie du gelebt hast, im Theater und im Zirkus und in Klubs und mit minderwertigen Frauenzimmern ..."

„Du meinst Aline ... Ja, für diese Dinge hast du wenig Sinn, Thomas, und es ist vielleicht mein Unglück, daß ich zu viel Sinn dafür habe; denn darin hast du recht, daß es mich zu viel gekostet hat und noch immer ziemlich viel kosten wird, denn ich will dir eines sagen ... wir sind hier unter uns Brüdern ... Das dritte Kind, das kleine Mädchen, das seit einem halben Jahre da ist ... es ist von mir."

„Esel."

„Sage das nicht, Thomas. Du mußt gerecht sein, auch im Zorne, gegen sie und gegen ... warum sollte es nicht von mir sein. Was aber Aline betrifft, so ist sie durchaus nicht minderwertig; so etwas darfst du nicht sagen. Es ist ihr keineswegs gleichgültig, mit wem sie lebt, und sie hat meinetwegen mit Konsul Holm gebrochen, der viel mehr Geld hat als ich, so gut ist sie gesinnt ... Nein, du hast keinen Begriff, Thomas, was für ein prachtvolles Geschöpf das ist! Sie ist so gesund ... so gesund ...!" wiederholte Christian, indem er eine Hand, ihren Rücken nach

außen, mit gekrümmten Fingern vors Gesicht hielt, ähnlich wie er zu tun pflegte, wenn er von „That's Maria" und dem Laster in London erzählte. „Du solltest nur ihre Zähne sehen, wenn sie lacht! Ich habe solche Zähne auf der ganzen Welt noch nicht gefunden, in Valparaiso nicht und in London nicht ... Ich werde nie den Abend vergessen, als ich sie kennen lernte ... bei Uhlich in der Austernstube ... Sie hielt es damals mit Konsul Holm; aber ich erzählte ein bißchen, und war ein bißchen nett mit ihr ... Und als ich sie dann nachher bekam ... tja, Thomas! Das ist ein ganz anderes Gefühl, als wenn man ein gutes Geschäft macht ... Aber du hörst nicht gern von solchen Dingen, ich sehe es dir auch jetzt wieder an, und es ist nun ja auch zu Ende. Ich werde ihr nun Adieu sagen, obgleich ich ja, wegen des Kindes, mit ihr in Verbindung bleiben werde ... Ich will in Hamburg alles bezahlen, was ich schuldig bin, verstehst du, und dann zumachen. Ich kann es nun nicht mehr. Mit Mutter habe ich gesprochen, und sie will mir auch die fünftausend Taler im voraus geben, damit ich Ordnung machen kann, und damit wirst du einverstanden sein, denn es ist doch besser, man sagt ganz einfach: Christian Buddenbrook liquidiert und geht ins Ausland ... als wenn ich Bankerott mache, darin wirst du mir recht geben. Ich will nämlich wieder nach London gehen, Thomas, in London eine Stelle annehmen. Die Selbständigkeit ist so gar nichts für mich, das merke ich mehr und mehr. Diese Verantwortlichkeit ... Als Angestellter geht man abends sorglos nach Hause ... Und in London bin ich gern gewesen ... Hast du etwas dagegen?"

Der Konsul hatte während dieser ganzen Auseinandersetzung seinem Bruder den Rücken zugewandt und, die Hände in den Hosentaschen, mit einem Fuße Figuren auf dem Boden beschrieben.

„Schön, gehe also nach London", sagte er ganz einfach. Und ohne sich auch nur halbwegs noch einmal nach Christian umzuwenden, ließ er ihn hinter sich und schritt zum Wohnzimmer zurück.

Aber Christian folgte ihm. Er ging auf Gerda zu, die dort allein bei der Lektüre saß, und gab ihr die Hand.

„Gute Nacht, Gerda. Ja, Gerda, ich gehe nun also demnächst wieder nach London. Merkwürdig, wie man umhergeworfen wird. Nun wieder so ins Ungewisse; weißt du, in solche große Stadt, wo es bei jedem dritten Schritt ein Abenteuer gibt und man so viel erleben kann. Sonderbar . . . kennst du das Gefühl? Es sitzt hier, ungefähr im Magen . . . ganz sonderbar . . ."

Drittes Kapitel

James Möllendorpf, der älteste kaufmännische Senator, starb auf groteske und schauerliche Weise. Diesem diabetischen Greise waren die Selbsterhaltungsinstinkte so sehr abhanden gekommen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens mehr und mehr einer Leidenschaft für Kuchen und Torten unterlegen war. Doktor Grabow, der auch bei Möllendorpfs Hausarzt war, hatte mit aller Energie, deren er fähig war, protestiert, und die besorgte Familie hatte ihrem Oberhaupte das süße Gebäck mit sanfter Gewalt entzogen. Was aber hatte der Senator getan? Geistig

gebrochen, wie er war, hatte er sich irgendwo in einer unstandesgemäßen Straße, in der Kleinen Gröpelgrube, An der Mauer oder im Engelswisch ein Zimmer gemietet, eine Kammer, ein wahres Loch, wohin er sich heimlich geschlichen hatte, um Torte zu essen ... und dort fand man auch den Entseelten, den Mund noch voll halb zerkauten Kuchens, dessen Reste seinen Rock befleckten und auf dem ärmlichen Tische umherlagen. Ein tödlicher Schlaganfall war der langsamen Auszehrung zuvorgekommen.

Die widerlichen Einzelheiten dieses Todesfalles wurden von der Familie nach Möglichkeit geheim gehalten; aber sie verbreiteten sich rasch in der Stadt und bildeten den Gesprächsstoff an der Börse, im „Klub", in der „Harmonie", in den Kontors, in der Bürgerschaft und auf den Bällen, Diners und Abendgesellschaften, denn das Ereignis fiel in den Februar — den Februar des Jahres 62 — und das gesellschaftliche Leben war noch in vollem Gange. Selbst die Freundinnen der Konsulin Buddenbrook erzählten sich am „Jerusalemsabend" von Senator Möllendorpfs Tode, wenn Lea Gerhardt im Vorlesen eine Pause machte, selbst die kleinen Sonntagsschülerinnen flüsterten davon, wenn sie ehrfürchtig über die große Buddenbrooksche Diele gingen, und Herr Stuht in der Glockengießerstraße hatte mit seiner Frau, die in den ersten Kreisen verkehrte, eine ausführliche Unterredung darüber.

Allein das Interesse konnte nicht lange auf das Zurückliegende gerichtet bleiben. Gleich mit dem ersten Gerücht von dem Ableben dieses alten Ratsherren war die eine große Frage aufgetaucht ... als aber die Erde ihn deckte, war es diese Frage allein, die alle Gemüter beherrschte: Wer ist der Nachfolger?

Welche Spannung und welche unterirdische Geschäftigkeit! Der Fremde, der gekommen ist, die mittelalterlichen Sehenswürdigkeiten und die anmutige Umgebung der Stadt in Augenschein zu nehmen, merkt nichts davon; aber welch Treiben unter der Oberfläche! Welche Agitation! Ehrenfeste, gesunde, von keiner Skepsis angekränkelte Meinungen platzen aufeinander, poltern vor Überzeugung, prüfen einander und verständigen sich langsam, langsam. Die Leidenschaften sind aufgeregt. Ehrgeiz und Eitelkeit wühlen im stillen. Eingesargte Hoffnungen regen sich, stehen auf und werden enttäuscht. Der alte Kaufmann Kurz in der Bäckergrube, der bei jeder Wahl drei oder vier Stimmen erhält, wird wiederum am Wahltage bebend in seiner Wohnung sitzen und des Rufes harren; aber er wird auch diesmal nicht gewählt werden, er wird fortfahren, mit einer Miene voll Biedersinn und Selbstzufriedenheit, das Trottoir mit seinem Spazierstock zu stoßen, und er wird sich mit diesem heimlichen Grame ins Grab legen, nicht Senator geworden zu sein . . .

Als James Möllendorpfs Tod am Donnerstage beim Buddenbrookschen Familienmittagessen besprochen worden war, hatte Frau Permaneder nach einigen Ausdrücken des Bedauerns begonnen, ihre Zungenspitze an der Oberlippe spielen zu lassen und verschlagen zu ihrem Bruder hinüberzublicken, was die Damen Buddenbrook veranlaßt hatte, unbeschreiblich spitzige Blicke zu tauschen, und dann sämtlich, wie auf Kommando, während einer Sekunde Augen und Lippen ganz fest zu schließen. Der Konsul hatte einen Moment das listige Lächeln seiner Schwester erwidert und dann dem Gespräche eine andere Richtung gegeben. Er wußte,

daß man in der Stadt den Gedanken aussprach, den Tony glückselig in sich bewegte . . .

Namen wurden genannt und verworfen. Andere tauchten auf und wurden gesichtet. Henning Kurz in der Bäckergrube war zu alt. Eine frische Kraft war endlich vonnöten. Konsul Huneus, der Holzhändler, dessen Millionen übrigens nicht leicht ins Gewicht gefallen wären, war verfassungsmäßig ausgeschlossen, weil sein Bruder dem Senate angehörte. Konsul Eduard Kistenmaker, der Weinhändler, und Konsul Hermann Hagenström behaupteten sich auf der Liste. Von Anfang an aber klang beständig dieser Name mit: Thomas Buddenbrook. Und je mehr der Wahltag sich näherte, desto klarer ward es, daß er zusammen mit Hermann Hagenström die meisten Chancen besaß.

Kein Zweifel, Herman Hagenström hatte Anhänger und Bewunderer. Sein Eifer in öffentlichen Angelegenheiten, die frappierende Schnelligkeit, mit der die Firma Strunck & Hagenström emporgeblüht war und sich entfaltet hatte, des Konsuls luxuriöse Lebensführung, das Haus, das er führte, und die Gänseleberpastete, die er frühstückte, verfehlten nicht, ihren Eindruck zu machen. Dieser große, ein wenig zu fette Mann mit seinem rötlichen, kurzgehaltenen Vollbart und seiner ein wenig zu platt auf der Oberlippe liegenden Nase, dieser Mann, dessen Großvater noch niemand und er selbst nicht gekannt hatte, dessen Vater infolge seiner reichen aber zweifelhaften Heirat gesellschaftlich noch beinahe unmöglich gewesen war, und der dennoch, verschwägert sowohl mit den Huneus, als mit den Möllendorpfs, seinen Namen denjenigen der fünf oder sechs herrschenden Familien angereiht und gleichgestellt hatte, war un-

leugbar eine merkwürdige und respektable Erscheinung in der Stadt. Das Neuartige und damit Reizvolle seiner Persönlichkeit, das, was ihn auszeichnete und ihm in den Augen vieler eine führende Stellung gab, war der liberale und tolerante Grundzug seines Wesens. Die legere und großzügige Art, mit der er Geld verdiente und verausgabte, war etwas anderes, als die zähe, geduldige und von streng überlieferten Prinzipien geleitete Arbeit seiner kaufmännischen Mitbürger. DieserMann stand frei von den hemmenden Fesseln der Tradition und der Pietät auf seinen eigenen Füßen, und alles Altmodische war ihm fremd. Er bewohnte keines der alten, mit unsinniger Raumverschwendung gebauten Patrizierhäuser, um deren ungeheure Steindielen sich weißlackierte Gallerien zogen. Sein Haus in der Sandstraße — der südlichen Verlängerung der Breitenstraße — mit schlichter Ölfassade, praktisch ausgebeuteten Raumverhältnissen und reicher, eleganter, bequemer Einrichtung, war neu und jedes steifen Stiles bar. Übrigens hatte er in dieses sein Haus noch vor kurzem, gelegentlich einer seiner größeren Abendgesellschaften eine ans Stadttheater engagierte Sängerin geladen, hatte sie nach Tische vor seinen Gästen, unter denen sich auch sein kunstliebender und schöngeistiger Bruder, der Rechtsgelehrte, befand, singen lassen, und die Dame aufs glänzendste honoriert. Er war nicht der Mann, in der Bürgerschaft die Bewilligung größerer Geldsummen zur Restaurierung und Erhaltung der mittelalterlichen Denkmäler zu befürworten. Daß er aber der erste, absolut in der ganzen Stadt der erste gewesen war, der seine Wohnräume und seine Kontors mit Gas beleuchtet hatte, war Tatsache. Gewiß, wenn Konsul Hagenström irgendeiner Tradition

lebte, so war es die von seinem Vater, dem alten Hinrich Hagenström, übernommene unbeschränkte, fortgeschrittene, duldsame und vorurteilsfreie Denkungsart, und hierauf gründete sich die Bewunderung, die er genoß.

Das Prestige Thomas Buddenbrooks war anderer Art. Er war nicht nur er selbst; man ehrte in ihm noch die unvergessenen Persönlichkeiten seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters, und abgesehen von seinen eigenen geschäftlichen und öffentlichen Erfolgen war er der Träger eines hundertjährigen Bürgerruhmes. Die leichte, geschmackvolle und bezwingend liebenswürdige Art freilich, in der er ihn repräsentierte und verwertete, war wohl das wichtigste; und was ihn auszeichnete, war ein selbst unter seinen gelehrten Mitbürgern ganz ungewöhnlicher Grad formaler Bildung, der, wo er sich äußerte, ebensoviel Befremdung wie Respekt erregte . . .

Donnerstags, bei Buddenbrooks, war von der bevorstehenden Wahl in Gegenwart des Konsuls meist nur in Form von kurzen und fast gleichgültigen Bemerkungen die Rede, bei denen die alte Konsulin diskret ihre hellen Augen beiseite schweifen ließ. Hie und da aber konnte Frau Permaneder sich trotzdem nicht entbrechen, ein wenig mit ihrer erstaunlichen Kenntnis der Staatsverfassung zu prunken, deren Satzungen sie, soweit sie die Wahl eines Senatsmitgliedes betrafen, ebenso eingehend studiert hatte, wie vor Jahr und Tag die Scheidungsparagraphen. Sie sprach dann von Wahlkammern, Wahlbürgern und Stimmzetteln, erwog alle denkbaren Eventualitäten, zitierte wörtlich und ohne Anstoß den feierlichen Eid, der von den Wählern zu leisten ist, erzählte von der „freimütigen Besprechung", die

verfassungsmäßig von den einzelnen Wahlkammern über alle diejenigen vorgenommen wird, deren Namen auf der Kandidatenliste stehen, und gab dem lebhaften Wunsche Ausdruck, an der „freimütigen Besprechung" der Persönlichkeit Hermann Hagenströms teilnehmen zu dürfen. Einen Augenblick später beugte sie sich vor und begann die Pflaumenkerne auf dem Kompotteller ihres Bruders zu zählen: „Edelmann — Bedelman — Doktor — Pastor — — Ratsherr!" sagte sie und schnellte mit ihrer Messerspitze den fehlenden Kern auf den kleinen Teller hinüber . . . Nach Tische aber, unfähig an sich zu halten, zog sie den Konsul am Arme beiseite, in eine Fensternische.

„O Gott, Tom! wenn du es wirst . . . wenn unser Wappen in die Kriegsstube im Rathause kommt . . . ich sterbe vor Freude! ich falle um und bin tot, du sollst sehen!"

„So, liebe Tony! Nun etwas mehr Haltung und Würde, wenn ich dich bitten darf! Das pflegt dir doch sonst nicht abzugehen? Gehe ich umher wie Henning Kurz? Wir sind auch ohne „Senator" was . . . Und du wirst hoffentlich am Leben bleiben, im einen wie im anderen Falle."

Und die Agitation, die Beratungen, die Kämpfe der Meinungen nahmen ihren Fortgang. Konsul Peter Döhlmann, der Suitier, mit seinem gänzlich verkommenen Geschäft, das nur noch dem Namen nach existierte, und seiner 27jährigen Tochter, deren Erbe er verfrühstückte, beteiligte sich daran, indem er bei einem Diner, das Thomas Buddenbrook gab, und bei einem ebensolchen, das Hermann Hagenström veranstaltete, jedesmal den betreffenden Wirt mit schallender und lärmender Stimme „Herr Senator" nannte. Siegismund Gosch aber, der alte Makler Gosch, ging um-

her wie ein brüllender Löwe und machte sich anheischig, ohne Umschweife jeden zu erdrosseln, der nicht gewillt sei, für Konsul Buddenbrook zu stimmen.

„Konsul Buddenbrook, meine Herren . . . ha! welch ein Mann! Ich habe an der Seite seines Vaters gestanden, als er anno 48 mit einem Worte die Wut des entfesselten Pöbels zähmte . . . Gäbe es eine Gerechtigkeit auf Erden, so hätte schon sein Vater, schon der Vater seines Vaters dem Senate angehören müssen . . ."

Im Grunde jedoch war es nicht sowohl Konsul Buddenbrook selbst, dessen Persönlichkeit das Innere des Herrn Gosch in Flammen setzte, als vielmehr die junge Frau Konsul, geborene Arnoldsen. Nicht als ob der Makler jemals ein Wort mit ihr gewechselt hätte. Er gehörte nicht zu dem Kreise der reichen Kaufleute, speiste nicht an ihren Tafeln und tauschte nicht Visiten mit ihnen. Aber, wie schon erwähnt, Gerda Buddenbrook war nicht sobald in der Stadt erschienen, als der immer sehnsüchtig nach Außerordentlichem schweifende Blick des finsteren Maklers sie auch schon erspäht hatte. Mit sicherem Instinkte hatte er alsbald erkannt, daß diese Erscheinung geeignet sei, seinem unbefriedigten Dasein ein wenig mehr Inhalt zu verleihen, und mit Leib und Seele hatte er sich ihr, die ihn kaum den Namen nach kannte, als Sklave ergeben. Seitdem umkreiste er in Gedanken diese nervöse und aufs äußerste reservierte Dame, der niemand ihn vorstellte, wie der Tiger den Bändiger: mit demselben verbissenen Mienenspiel, derselben tückisch-demütigen Haltung, in der er auf der Straße, ohne daß sie das erwartet hätte, seinen Jesuitenhut vor ihr zog . . . Diese Welt der Mittelmäßigkeit bot ihm keine Möglichkeit, für

dieſe Frau eine Tat von gräßlicher Ruchloſigkeit zu begehen, welche er, bucklig, düſter und kalt in ſeinen Mantel gehüllt, mit teufliſchem Gleichmut verantwortet haben würde! Ihre langweiligen Gewohnheiten geſtatteten ihm nicht, dieſe Frau durch Mord, Verbrechen und blutige Liſten auf einen Kaiſerthron zu erhöhen. Nichts ließ ſie ihm übrig, als im Rathauſe für die Wahl ihres ingrimmig verehrten Gatten zu ſtimmen und ihr, vielleicht, dereinſt, die Überſetzung von Lope de Vegas ſämtlichen Dramen zu widmen.

Viertes Kapitel

Jede im Senate erledigte Stelle muß binnen vier Wochen wieder beſetzt werden; ſo will es die Verfaſſung. Drei Wochen ſind ſeit James Möllendorpfs Hintritt verfloſſen, und nun iſt der Wahltag herangekommen, ein Tauwettertag am Ende des Februar.

In der Breitenſtraße, vor dem Rathauſe mit ſeiner durchbrochenen Glaſurziegelfaſſade, ſeinen ſpitzen Türmen und Türmchen, die gegen den grauweißlichen Himmel ſtehen, ſeinem auf vorgeſchobenen Säulen ruhenden gedeckten Treppenaufgang, ſeinen ſpitzen Arkaden, die den Durchblick auf den Marktplatz und ſeinen Brunnen gewähren . . . vorm Rathauſe drängen ſich mittags um 1 Uhr die Leute. Sie ſtehen unentwegt in dem ſchmutzig-wäſſerigen Schnee der Straße, der unter ihren Füßen vollends zergeht, ſehen ſich an, ſehen wieder geradeaus und recken die Hälſe. Denn dort, hinter jenem Portale, im Ratsſaale, mit ſeinen vierzehn im Halbkreiſe ſtehenden Armſeſſeln, erwartet noch zu dieſer Stunde die aus Mitgliedern des Senates und der

Bürgerschaft bestehende Wahlversammlung die Vorschläge der Wahlkammern . . .

Die Sache hat sich in die Länge gezogen. Es scheint, daß die Debatten in den Kammern sich nicht beruhigen wollen, daß der Kampf hart ist, und daß, bis jetzt, der Versammlung im Ratssaale keineswegs ein und dieselbe Person vorgeschlagen wurde, denn sie würde vom Bürgermeister sofort als gewählt erklärt werden . . . Sonderbar! Niemand begreift, woher sie kommen, wo und wie sie entstehen, aber Gerüchte dringen aus dem Portale auf die Straße heraus und verbreiten sich. Steht dort drinnen Herr Kaspersen, der ältere der beiden Ratsdiener, der sich selbst nie anders als „Staatsbeamter" nennt, und dirigiert, was er erfährt, mit geschlossenen Zähnen und abgewandten Augen durch einen Mundwinkel nach draußen? Jetzt heißt es, daß die Vorschläge im Sitzungssaale eingelaufen sind, und daß von jeder der drei Kammern ein anderer vorgeschlagen wurde: Hagenström, Buddenbrook, Kistenmaker! Gott gebe, daß nun wenigstens die allgemeine Wahl durch geheime Abstimmung mittels Stimmzettel eine unbedingte Stimmenmehrheit ergibt! Wer nicht warme Überschuhe trägt, fängt an, die Beine zu heben und zu stampfen, denn die Füße schmerzen vor Kälte.

Es sind Leute aus allen Volksklassen, die hier stehen und warten. Man sieht Seeleute mit bloßem, tätowiertem Halse, die Hände in den weiten, niedrigen Hosentaschen, Kornträger mit ihren Blusen und Kniehosen aus schwarzem Glanzleinen und ihrem unvergleichlich biederen Gesichtsausdruck; Fuhrleute, die von ihren zu Hauf geschichteten Getreidesäcken geklettert sind, um, die Peitsche in der Hand,

des Wahlergebnisses zu harren; Dienstmädchen mit Halstuch, Schürze und dickem, gestreiftem Rock, die kleine, weiße Mütze auf dem Hinterkopf und den großen Henkelkorb am nackten Arme; Fisch- und Gemüsefrauen mit ihren Strohschuten; sogar ein paar hübsche Gärtnermädchen mit holländischen Hauben, kurzen Röcken und langen, faltigen, weißen Ärmeln, die aus dem buntgestickten Mieder hervorquellen . . . Dazwischen Bürger, Ladenbesitzer aus der Nähe, die ohne Hut herausgetreten sind und ihre Meinungen tauschen, junge, gutgekleidete Kaufleute, Söhne, die im Kontor ihres Vaters oder eines seiner Freunde ihre drei- oder vierjährige Lehrzeit erledigen, Schuljungen mit Ränzeln und Bücherpaketen . . .

Hinter zwei tabakkauenden Arbeitsleuten mit harten Schifferbärten sieht eine Dame, die in großer Erregung den Kopf hin und her wendet, um zwischen den Schultern der beiden vierschrötigen Kerle hindurch auf das Rathaus sehen zu können Sie trägt eine Art von langem, mit braunem Pelz besetzten Abendmantel, den sie von innen mit beiden Händen zusammenhält, und ihr Gesicht ist gänzlich von einem dichten, braunen Schleier verhüllt. Ihre Gummischuhe trippeln rastlos in dem Schneewasser umher . . .

„Bi Gott, hei ward dat wedder nich, din Herr Kurz", sagt der eine Arbeitsmann zum andern.

„Nee, du Döhsbartel, dat brukst mi nich mehr tau vertellen. Sei stimmen nu je all öwer Hagenström, Kistenmaker un Buddenbrook af."

„Je, un nu is dat de Frag', wekker von de dre die annern öwer is."

„Je, dat seg du man noch mal."

„Weitſt wat? Ick glöw, ſei wählen Hagenſtröm.“

„Je, du Klaukſcheeter . . . Red' du un de Düwel.“

Dann ſpeit er ſeinen Tabak vor ſich nieder, denn das Gedränge erlaubt ihm nicht, ihn im Bogen von ſich zu geben, zieht mit beiden Händen die Hoſen höher unter den Leibriemen hinauf und fährt fort: „Hagenſtröm, dat's ſo'n Freßſack, un krigt nich mal Luft durch die Näs, ſo fett is hei all . . . Nee, wo min Herr Kurz dat nu wedder nich warden daut, nu bün ick vör Buddenbrook. Dat's 'n ſiren Kierl . . .“

„Je, dat ſegſt du wull; öäwer Hagenſtröm is all veel rieker . . .“

„Doar kömmp es nich auf an. Dat ſteiht nich in Frag'.“

„Un denn is Buddenbrook ook ümmer ſo höllſchen fien mit ſin Manſchetten un ſin ſieden Kravatt un ſin pielen Snurrboart . . . Heſt em gehen ſeihn? Hei huppt ümmer ſo'n beeten as 'n Vagel . . .“

„Je, du Dömelklaas, doarvon is nich de Red'.“

„Hei het je woll 'ne Sweſter, die von twe Männern wedder aff kamen is?“

. . . Die Dame im Abendmantel erbebt . . .

„Je, dat's ſo'n' Saak. Öäwer doar weiten wi nix von. un denn kann der Kunſel doar ook nix för.“

Nein, nicht wahr?! Denkt die Dame im Schleier, indem ſie ihre Hände unterm Mantel zuſammenpreßt . . . Nicht wahr? Oh, Gott ſei Dank!

„Un denn“, fügt der Mann hinzu, der zu Buddenbrook hält, „un denn hat ook Bürgermeeſter Överdieck Gevadder bi ſinen Söhn ſtanden; dat will wat bedüden, will 't di man vertellen . . .“

Nicht wahr? denkt die Dame. Ja, Gott sei Dank, es hat gewirkt! . . . Sie zuckt zusammen. Ein neues Gerücht ist herausgedrungen, läuft im Zick-Zack nach hinten und gelangt zu ihr. Die allgemeine Wahl hat keine Entscheidung gebracht. Eduard Kistenmaker, der die wenigsten Stimmen erhalten, ist ausrangiert worden. Der Kampf zwischen Hagenström und Buddenbrook dauert fort. Ein Bürger bemerkt mit gewichtiger Miene, daß, wenn sich Stimmengleichheit ergibt, es nötig sein wird, fünf „Obmänner" zu erwählen, die nach Stimmenmehrheit zu entscheiden haben . . .

Plötzlich ruft ganz vorn am Portal eine Stimme: „Heine Seehas is wählt!"

Und dabei ist Seehase ein immer und ewig betrunkener Mensch, der Dampfbrot auf einem Handwagen herumfährt! Alles lacht und stellt sich auf die Zehenspitzen, um sich den Witzbold anzusehen. Auch die Dame im Schleier wird von einem nervösen Lachen ergriffen, das einen Augenblick ihre Schultern erschüttert. Dann jedoch, mit einer Bewegung, die ausdrückt: Ist dies die Stunde, Späße zu machen? . . . nimmt sie sich ungeduldig zusammen und lugt wieder leidenschaftlich zwischen den beiden Arbeitsmännern hindurch zum Rathaus hinüber. Aber in demselben Augenblick läßt sie die Hände sinken, daß ihr Abendmantel sich vorne öffnet, und steht da, mit hinabgefallenen Schultern, erschlafft, vernichtet . . .

Hagenström! — Die Nachricht ist da, niemand weiß woher. Sie ist da, wie aus dem Erdboden hervorgekommen oder vom Himmel gefallen und ist überall zugleich. Es gibt keinen Widerspruch. Es ist entschieden. Hagenström! — Ja, ja, er ist es nun also. Da ist nichts mehr zu er-

warten. Die Dame im Schleier hätte es vorher wissen können. So geht es immer im Leben. Man kann nun ganz einfach nach Hause gehen. Sie fühlt, wie das Weinen in ihr aufsteigt ...

Und kaum hat dieser Zustand eine Sekunde lang gedauert, als ein plötzlicher Stoß, eine ruckartige Bewegung durch die ganze Menschenansammlung geht, ein Schub, der sich von vorn nach hinten fortsetzt und die Vorderen gegen ihre Hintermänner lehnt, während zu gleicher Zeit dort hinten im Portale etwas Hellrotes aufblitzt ... Die roten Röcke der beiden Ratsdiener, Kasperſen und Uhlefeldt, welche in Gala, mit Dreispitz, weißen Reithosen, gelben Stulpen und Galanteriedegen, Seite an Seite erscheinen und durch die zurückweichende Menge hindurch ihren Weg gehen.

Sie gehen wie das Schicksal: ernst, stumm, verschlossen, ohne nach rechts oder links zu sehen, mit gesenkten Augen ... und schlagen mit unerbittlicher Entschiedenheit die Richtung ein, die ihnen das Ergebnis der Wahl, von dem sie unterrichtet sind, gewiesen hat. Und es ist *nicht* die Richtung der Sandstraße, sondern sie gehen nach rechts die Breitestraße hinunter!

Die Dame im Schleier traut ihren Augen nicht. Aber rings um sie her sieht man es gleich ihr. Die Leute schieben sich in ebenderselben Richtung den Ratsdienern nach, sie sagen einander: „Nee, nee, Buddenbrook! nich Hagenström!“ ... und schon kommen in angeregten Gesprächen allerlei Herren aus dem Portale, biegen um und gehen geschwinden Schrittes die Breitestraße hinunter um die ersten bei der Gratulation zu sein.

Da nimmt die Dame ihren Abendmantel zusammen und läuft davon. Sie läuft, wie eine Dame sonst eigentlich nicht läuft. Ihr Schleier verschiebt sich und läßt ihr erhitztes Gesicht sehen; aber das ist gleichgültig. Und obgleich einer ihrer pelzbesetzten Überschuhe in dem wässerigen Schnee beständig ausschlappt und sie in der boshaftesten Weise behindert, überholt sie alle Welt. Sie erreicht zuerst das Eckhaus an der Bäckergrube, sie schellt am Windfang Feuer und Mordio, sie ruft dem öffnenden Mädchen zu: „Sie kommen, Kathrin, sie kommen!“ sie nimmt die Treppe, stürmt droben ins Wohnzimmer, woselbst ihr Bruder, der wahrhaftig ein bißchen bleich ist, die Zeitung beiseite legt und ihr eine etwas abwehrende Handbewegung entgegen macht . . . sie umarmt ihn und wiederholt: „Sie kommen, Tom, sie kommen! Du bist es, und Hermann Hagenström ist durchgefallen!“

*

Das war ein Freitag. Schon am folgenden Tage stand Senator Buddenbrook im Ratssaale vor dem Stuhle des verstorbenen James Möllendorpf, und in Gegenwart der versammelten Väter sowie des Bürgerausschusses leistete er diesen Eid: „Ich will meinem Amte gewissenhaft vorstehen, das Wohl des Staates nach allen meinen Kräften erstreben, die Verfassung desselben getreu befolgen, das öffentliche Gut redlich verwalten und bei meiner Amtsführung, namentlich auch bei allen Wahlen, weder auf eigenen Vorteil noch auf Verwandtschaft oder Freundschaft Rücksicht nehmen. Ich will die Gesetze des Staates handhaben und Gerechtigkeit üben gegen jeden, er sei reich oder arm. Ich will auch

verschwiegen sein in allem, was Verschwiegenheit erfordert, besonders aber will ich geheimhalten, was geheim zu halten mir geboten wird. So wahr mir Gott helfe!"

Fünftes Kapitel

Unsere Wünsche und Unternehmungen gehen aus gewissen Bedürfnissen unserer Nerven hervor, die mit Worten schwer zu bestimmen sind. Das, was man Thomas Buddenbrooks „Eitelkeit" nannte, die Sorgfalt, die er seinem Äußeren zuwandte, der Luxus, den er mit seiner Toilette trieb, war in Wirklichkeit etwas gründlich anderes. Es war ursprünglich um nichts mehr, als das Bestreben eines Menschen der Aktion, sich vom Kopf bis zur Zehe stets jener Korrektheit und Intaktheit bewußt zu sein, die Haltung gibt. Die Anforderungen aber wuchsen, die er selbst und die Leute an seine Begabung und seine Kräfte stellten. Er war mit privaten und öffentlichen Pflichten überhäuft. Bei der „Ratssetzung", der Verteilung der Ämter an die Mitglieder des Senates, war ihm als Hauptressort das Steuerwesen zugefallen. Aber auch Eisenbahn-, Zoll- und andere staatliche Geschäfte nahmen ihn in Anspruch, und in tausend Sitzungen von Verwaltungs- und Aufsichtsräten, in denen ihm seit seiner Wahl das Präsidium zufiel, bedurfte es seiner ganzen Umsicht, Liebenswürdigkeit und Elastizität, um beständig die Empfindlichkeit weit bejahrterer Leute zu berücksichtigen, sich scheinbar ihrer älteren Erfahrung unterzuordnen und dennoch die Macht in Händen zu behalten. Wenn das Merkwürdige zu beobachten war, daß gleichzeitig seine „Eitelkeit", das heißt dieses Bedürfnis, sich

körperlich zu erquicken, zu erneuern, mehrere Male am Tage die Kleidung zu wechseln, sich wieder herzustellen und morgenfrisch zu machen, in auffälliger Weise zunahm, so bedeutete das, obgleich Thomas Buddenbrook kaum 37 Jahre zählte, ganz einfach ein Nachlassen seiner Spannkraft, eine raschere Abnützbarkeit . . .

Bat der gute Doktor Grabow ihn, sich ein wenig mehr Ruhe zu gönnen, so antwortete er: „Oh, mein lieber Doktor! So weit bin ich noch nicht.“ Er wollte damit sagen, daß er noch unabsehbar viel an sich zu arbeiten habe, bevor er, dermaleinst vielleicht, sich einen Zustand erobert haben würde, den er, fertig und am Ziele, nun in Behagen würde genießen können. In Wahrheit glaubte er kaum an diesen Zustand. Es trieb ihn vorwärts und ließ ihm keinen Frieden. Auch wenn er scheinbar ruhte, nach Tisch vielleicht, mit den Zeitungen, arbeiteten, während er mit einer gewissen langsamen Leidenschaftlichkeit die ausgezogene Spitze seines Schnurrbartes drehte und an seinen blassen Schläfen die Adern sichtbar wurden, tausend Pläne in seinem Kopf durcheinander. Und sein Ernst war gleich heftig beim Ersinnen eines geschäftlichen Manövers oder einer öffentlichen Rede, wie bei dem Vorhaben, nun endlich einmal kurzerhand seinen gesamten Vorrat an Leibwäsche zu erneuern, um wenigstens in dieser Beziehung für einige Zeit fertig und in Ordnung zu sein!

Wenn solche Anschaffungen und Restaurierungen ihm vorübergehend eine gewisse Befriedigung und Beruhigung gewährten, so mochte er die Ausgaben dafür sich skrupellos gestatten, denn seine Geschäfte gingen in diesen Jahren so ausgezeichnet wie ehemals nur zur Zeit seines Großvaters.

Der Name der Firma gewann nicht nur in der Stadt, sondern auch draußen an Klang, und innerhalb des Gemeinwesens wuchs noch immer sein Ansehen. Jedermann anerkannte mit Neid oder freudiger Teilnahme seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, während er selbst vergeblich danach rang, mit Behagen in Reihe und Ordnung zu schaffen, weil er hinter seiner planenden Phantasie sich beständig zum Verzweifeln im Rückstande fühlte.

So war es nicht Übermut, daß Senator Buddenbrook im Sommer dieses Jahres 63 umherging und über dem Plane sann, sich ein großes, neues Haus zu bauen. Wer glücklich ist, bleibt am Platze. Seine Rastlosigkeit trieb ihn dazu, und seine Mitbürger hätten dies Unternehmen seiner „Eitelkeit" zurechnen können, denn es gehörte dazu. Ein neues Haus, eine radikale Veränderung des äußeren Lebens, Aufräumen, Umzug, Neuinstallierung mit Ausscheidung alles Alten und Überflüssigen, des ganzen Niederschlages vergangener Jahre: diese Vorstellungen gaben ihm ein Gefühl von Sauberkeit, Neuheit, Erfrischung, Unberührtheit, Stärkung . . . und er mußte alles dessen wohl bedürftig sein, denn er griff mit Eifer danach und hatte sein Augenmerk schon auf eine bestimmte Stelle gerichtet.

Es war ein ziemlich umfangreiches Grundstück in der unteren Fischergrube. Ein altersgraues, schlecht unterhaltenes Haus stand dort zum Verkaufe, dessen Besitzerin, eine steinalte Jungfer, die es als ein Überbleibsel einer vergessenen Familie ganz allein bewohnt hatte, kürzlich gestorben war. An diesem Platze wollte der Senator sein Haus erstehen lassen, und auf seinen Gängen zum Hafen passierte er ihn oft mit prüfenden Blicken. Die Nachbar-

ſchaft war ſympathiſch: gute Bürgerhäuſer mit Giebeln; am beſcheidenſten unter ihnen erſchien das vis-à-vis: ein ſchmales Ding mit einem kleinen Blumenladen im Erdgeſchoß.

Er beſchäftigte ſich angeſtrengt mit dieſem Unternehmen. Er machte einen ungefähren Überſchlag der Koſten, und obgleich die Summe, die er vorläufig feſtſetzte, nicht gering war, fand er, daß er ſie ohne Überanſtrengung zu leiſten vermochte. Dennoch erblaßte er bei dem Gedanken, daß das Ganze vielleicht ein unnützer Streich ſein könne, und geſtand ſich, daß ſein jetziges Haus für ihn, ſeine Frau, ſein Kind und die Dienerſchaft ja eigentlich Raum in Fülle hatte. Aber ſeine halbbewußten Bedürfniſſe waren ſtärker, und in dem Wunſche, von außen her in ſeinem Vorhaben bekräftigt und berechtigt zu werden, eröffnete er ſich zunächſt ſeiner Schweſter.

„Kurz, Tony, was hältſt du von der Sache! Die Wendeltreppe zum Badezimmer iſt ja ganz ſpaßhaft, aber im Grunde iſt das Ganze doch bloß eine Schachtel. Es iſt ſo wenig repräſentabel, wie? Und jetzt, wo du es richtig dahin gebracht haſt, daß ich Senator geworden bin ... Mit einem Worte: Bin ich's mir ſchuldig ...?"

Ach, mein Gott, was war er ſich in Madame Permaneders Augen nicht ſchuldig! Sie war voll ernſter Begeiſterung. Sie kreuzte die Arme auf der Bruſt und ging mit etwas erhobenen Schultern und zurückgelegtem Kopfe im Zimmer umher.

„Da haſt du recht, Tom! O Gott, wie recht du haſt! Da gibt es gar keinen Einwand, denn wer zum Überfluß eine Arnoldſen mit 100000 Talern hat ... Übrigens bin

ich stolz, daß du mich zuerst ins Vertrauen ziehst, das ist schön von dir! . . . Und wenn schon, Tom, dann auch vornehm, das sage ich dir . . .!"

„Nun ja, der Meinung bin ich auch. Ich will etwas daranwenden. Voigt soll es machen, und ich freue mich schon darauf, den Riß mit dir zu besehen. Voigt hat viel Geschmack . . ."

Die zweite Zustimmung, die Thomas sich einholte, war diejenige Gerdas. Sie lobte den Plan durchaus. Das Getümmel des Umzuges würde nichts Angenehmes sein, aber die Aussicht auf ein großes Musikzimmer mit guter Akustik stimmte sie glücklich. Und was die alte Konsulin betraf, so war sie sofort bereit, den Bau als logische Folge der übrigen Glücksfälle zu betrachten, die sie mit Genugtuung und Dank gegen Gott erlebte. Seit der Geburt des Erben und des Konsuls Wahl in den Rat äußerte sich ihr Mutterstolz noch unverhohlener als früher; sie hatte eine Art, „mein Sohn, der Senator" zu sagen, die die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße aufs höchste irritierte.

Die alternden Mädchen fanden wahrhaftig allzu wenig Ablenkung von dem Anblick des eklatanten Aufschwunges, den Thomas' äußeres Leben nahm. Am Donnerstag die arme Klothilde zu verhöhnen, bereitete wenig Genugtuung, und über Christian, der durch Vermittlung Mr. Richardsons, seines ehemaligen Prinzipals, in London eine Stellung gefunden und von dort aus ganz kürzlich den abenteuerlichen Wunsch herübertelegraphiert hatte, Fräulein Puvogel als Gattin sich zu nehmen, worauf er allerdings von der Konsulin aufs strengste zurückgewiesen war . . . über Christian, der ganz einfach zur Rangordnung Jakob Krögers gehörte,

waren die Akten geſchloſſen. So entſchädigte man ſich ein wenig an den kleinen Schwächen der Konſulin und Frau Permaneders, indem man zum Beiſpiel das Geſpräch auf Haartrachten brachte; denn die Konſulin war imſtande, mit der ſanfteſten Miene zu ſagen, ſie trage „ihr" Haar ſchlicht . . . während doch alle von Gott mit Verſtand begabten Menſchen, vor allen aber die Damen Buddenbrook ſich ſagen mußten, daß der unveränderlich rötlichblonde Scheitel unter der Haube der alten Dame längſt nicht mehr „ihr" Haar genannt werden könne. Noch lohnender aber war es, Couſine Tony zu veranlaſſen, ſich ein wenig über die Perſonen zu äußern, die ihr bisheriges Leben in haſſenswerter Weiſe beeinflußt hatten. Tränen-Trieſchke! Grünlich! Permaneder! Hagenſtröms! . . . Dieſe Namen, die Tony, wenn ſie gereizt ward, wie ebenſo viele kleine Trompetenſtöße des Abſcheus mit etwas emporgezogenen Schultern in die Luft hinein verlauten ließ, klangen den Töchtern Onkel Gottholds recht angenehm in die Ohren.

Übrigens verhehlten ſie ſich nicht — und übernahmen keineswegs die Verantwortung, es zu verſchweigen, — daß der kleine Johann zum Erſchrecken langſam gehen und ſprechen lerne . . . Sie waren im Rechte damit, und es iſt zuzugeben, daß Hanno — dies war der Rufnahme, den Frau Senator Buddenbrook für ihren Sohn eingeführt hatte — zu einer Zeit, als er alle Mitglieder ſeiner Familie mit ziemlicher Korrektheit zu nennen vermochte, noch immer außerſtande war, die Namen Friederike, Henriette und Pfiffi in verſtändlicher Weiſe zu bilden. Was das Gehen betraf, ſo war ihm jetzt, im Alter von fünf Vierteljahren noch kein ſelbſtändiger Schritt gelungen, und es war um dieſe Zeit,

daß die Damen Buddenbrook mit hoffnungslosem Kopfschütteln erklärten, dieses Kind werde stumm und lahm bleiben für sein ganzes Leben.

Sie durften später diese traurige Prophezeihung als Irrtum erkennen; aber niemand leugnete, daß Hanno in seiner Entwicklung ein wenig zurückstand. Er hatte gleich in der frühesten Zeit seines Lebens schwere Kämpfe zu bestehen gehabt und seine Umgebung in beständiger Furcht gehalten. Als ein stilles und wenig kräftiges Kind war er zur Welt gekommen, und bald nach der Taufe hatte ein nur drei Tage dauernder Anfall von Brechdurchfall beinahe genügt, sein mit Mühe in Gang gebrachtes kleines Herz endgültig stillstehen zu lassen. Er blieb am Leben, und der gute Doktor Grabow traf nun, mit der sorgfältigsten Ernährung und Pflege, Vorkehrungen gegen die drohenden Krisen des Zahnens. Kaum aber wollte die erste weiße Spitze den Kiefer durchbrechen, als auch schon die Krämpfe sich einstellten, um sich dann stärker und einigemale in Entsetzen erregender Weise zu wiederholen. Wieder kam es dahin, daß der alte Arzt den Eltern nur noch wortlos die Hände drückte . . . Das Kind lag in tiefster Erschöpfung, und der stiere Seitenblick der tief umschatteten Augen deutete auf eine Gehirnaffektion. Das Ende schien fast wünschenswert.

Dennoch gelangte Hanno wieder zu einigen Kräften, sein Blick begann die Dinge zu fassen, und wenn auch die überstandenen Strapazen seine Fortschritte im Sprechen und Gehen verlangsamten, so gab es nun doch keine unmittelbare Gefahr mehr zu fürchten.

Hanno war schlankgliedrig und ziemlich lang für sein Alter. Sein hellbraunes, sehr weiches Haar begann in dieser

Zeit ungemein ſchnell zu wachſen, und fiel bald, kaum merklich gewellt, auf die Schulter ſeines faltigen, ſchürzenartigen Kleidchens nieder. Schon begannen die Familienähnlichkeiten ſich vollkommen erkennbar bei ihm auszuprägen. Von Anbeginn beſaß er ganz ausgeſprochen die Hände der Buddenbrooks: breit, ein wenig zu kurz, aber fein gegliedert; und ſeine Naſe war genau die ſeines Vaters und Urgroßvaters, wenn auch die Flügel noch zarter bleiben zu wollen ſchienen. Das ganze längliche und ſchmale Untergeſicht jedoch gehörte weder den Buddenbrooks noch den Krögers, ſondern der mütterlichen Familie — wie auch vor allem ſein Mund, der frühzeitig — ſchon jetzt — dazu neigte, ſich in zugleich wehmütiger und ängſtlicher Weiſe verſchloſſen zu halten ... mit dieſem Ausdruck, dem ſpäter der Blick ſeiner eigenartig goldbraunen Augen mit den bläulichen Schatten ſich immer mehr anpaßte ...

Unter den Blicken voll verhaltener Zärtlichkeit, die ſein Vater ihm ſchenkte, unter der Sorgfalt, mit der ſeine Mutter ſeine Kleidung und Pflege überwachte, angebetet von ſeiner Tante Antonie, mit Reitern und Kreiſeln beſchenkt von der Konſulin und Onkel Juſtus — begann er zu leben, und wenn ſein hübſcher kleiner Wagen auf der Straße erſchien, blickten die Leute ihm mit Intereſſe und Erwartung nach. Was aber die würdige Kinderfrau Madame Dechø betraf, die zunächſt noch den Dienſt verſah, ſo war es beſchloſſene Sache, daß in das neue Haus nicht mehr ſie, ſondern an ihrer Statt Ida Jungmann einziehen ſollte, während die Konſulin ſich nach anderer Hilfe umſehen würde ...

Senator Buddenbrook verwirklichte ſeine Pläne. Der Ankauf des Grundſtückes in der Fiſchergrube machte keinerlei

Schwierigkeiten, und das Haus in der Breitenstraße, zu dessen Übernahme der Makler Gosch sich sofort mit Ingrimm bereit erklärt hatte, brachte Herr Stephan Kistenmaker, dessen Familie wuchs, und der mit seinem Bruder in Rotspohn gutes Geld verdiente, unmittelbar käuflich an sich. Herr Voigt übernahm den Bau, und bald schon konnte man Donnerstags im Familienkreise seinen sauberen Riß entrollen und die Fassade im voraus schauen: ein prächtiger Rohbau mit Sandstein-Karyatiden, die den Erker trugen, und einem flachen Dache, über welches Klothilde gedehnt und freundlich bemerkte, daß man nachmittags Kaffee darauf trinken könne ... Selbst in betreff der Parterreräumlichkeiten des Mengstraßenhauses, die nun leer stehen würden, denn auch seine Kontors gedachte der Senator in die Fischergrube zu verlegen, ordnete sich rasch alles zum besten, denn es erwies sich, daß die städtische Feuer-Versicherungsgesellschaft gewillt war, die Stuben mietweise als Bureaus zu übernehmen.

Der Herbst kam, graues Gemäuer stürzte zu Schutt zusammen, und über geräumigen Kellern erwuchs, während der Winter hereinbrach und wieder an Kraft verlor, Thomas Buddenbrooks neues Haus. Kein Gesprächsstoff in der Stadt, der anziehender gewesen wäre! Es wurde tip-top, es wurde das schönste Wohnhaus weit und breit! Gab es etwa in Hamburg schönere? ... Mußte aber auch verzweifelt teuer sein, und der alte Konsul hätte solche Sprünge sicherlich nicht gemacht ... Die Nachbarn, die Bürgersleute in den Giebelhäusern, lagen in den Fenstern, sahen den Arbeiten der Männer auf den Gerüsten zu, freuten sich, wie der Bau emporstieg, und suchten den Zeitpunkt des Richtfestes zu bestimmen.

Es kam heran und ward mit allen Umständlichkeiten begangen. Droben auf dem flachen Dache hielt ein alter Maurerpolier eine Rede, an deren Ende er eine Champagnerflasche über seine Schulter schleuderte, während zwischen den Fahnen die großmächtige Richtkrone aus Rosen, grünem Laub und bunten Blättern schwerfällig im Winde schwankte. Dann aber ward in einem nahen Wirtshause den sämtlichen Arbeitern an langen Tischen ein Festmahl mit Bier, belegtem Butterbrot und Zigarren gegeben, und mit seiner Gattin und seinem kleinen Sohne, den Madame Decho auf dem Arme trug, schritt Senator Buddenbrook in dem niedrigen Raume zwischen den Reihen der Tafelnden hindurch und nahm dankend die Hochrufe entgegen, die man ihm darbrachte.

Draußen ward Hanno wieder in seinen Wagen gesetzt, und Thomas überschritt mit Gerda den Fahrdamm, um noch einen Blick an der roten Fassade mit den weißen Karyatiden hinaufgleiten zu lassen. Drüben, vor dem kleinen Blumenladen mit der schmalen Tür und dem dürftigen Schaufensterchen, in welchem ein paar Töpfe mit Zwiebelgewächsen nebeneinander auf einer grünen Glasscheibe paradierten, stand Iwersen, der Besitzer des Geschäftes, ein blonder, riesenstarker Mann, in wollener Jacke, neben seiner Frau, die weit schmächtiger war und einen dunklen, südlichen Gesichtstypus zeigte. Sie hielt einen vier- oder fünfjährigen Jungen an der einen Hand, schob mit der andern ein Wägelchen, in dem ein kleineres Kind schlummerte, langsam hin und her und befand sich ersichtlich in guter Hoffnung.

Iwersen verbeugte sich ebenso tief wie ungeschickt, während seine Frau, die nicht aufhörte, das Kinderwägelchen

hin und her zu rollen, aus ihren schwarzen, länglich geschnittenen Augen ruhig und aufmerksam die Senatorin betrachtete, die am Arme ihres Gatten auf sie zukam.

Thomas blieb stehen und wies mit dem Stock nach der Richtkrone hinauf.

„Das haben Sie schön gemacht, Iwersen!“

„Kömmt nich mir zu, Herr Senator. Dat's min Fru eer Saak.“

„Ah!“ sagte der Senator kurz, wobei er mit einem kleinen Ruck den Kopf erhob und eine Sekunde lang hell, fest und freundlich in das Gesicht Frau Iwersens blickte. Und ohne ein Wort hinzuzufügen, verabschiedete er sich mit einer verbindlichen Handbewegung.

Sechstes Kapitel

Eines Sonntags, zu Beginn des Juli — Senator Buddenbrook hatte seit etwa vier Wochen sein neues Haus bezogen — erschien Frau Permaneder noch gegen Abend bei ihrem Bruder. Sie überschritt den kühlen, steinernen Flur, der mit Reliefs nach Thorwaldsen geschmückt war, und von dem zur Rechten eine Tür in die Kontors führte, schellte an der Windfangtür, die von der Küche aus durch den Druck auf einen Gummiball geöffnet werden konnte, und erfuhr auf dem geräumigen Vorplatz, wo, am Fuße der Haupttreppe, der Bär, das Geschenk der Tiburtius', stand, von Anton, dem Bedienten, daß der Senator noch bei der Arbeit sei.

„Schön,“ sagte sie, „danke, Anton; ich gehe zu ihm.“

Aber sie schritt zuvor noch am Kontoreingang vorbei, ein wenig nach rechts, dorthin, wo über ihr das kolossale

Treppenhaus ſich auftat, dieſes Treppenhaus, das im erſten Stockwerk von der Fortſetzung des gußeiſernen Treppengeländers gebildet ward, in der Höhe der zweiten Etage aber zu einer weiten Säulengalerie in Weiß und Gold wurde, während von der ſchwindelnden Höhe des „einfallenden Lichtes" ein mächtiger, goldblanker Luſtre herniederſchwebte ... „Vornehm!" ſagte Frau Permaneder leiſe und befriedigt, indem ſie in dieſe offene und helle Pracht hineinblickte, die ihr ganz einfach die Macht, den Glanz und Triumpf der Buddenbrooks bedeutete. Dann aber fiel ihr ein, daß ſie in einer betrübenden Angelegenheit hierhergekommen ſei, und ſie wandte ſich langſam dem Kontoreingang zu.

Thomas war ganz allein dort drinnen; er ſaß an ſeinem Fenſterplatz und ſchrieb einen Brief. Er blickte auf, indem er eine ſeiner hellen Brauen emporzog, und ſtreckte ſeiner Schweſter die Hand entgegen.

„'N Abend, Tony. Was bringſt du Gutes."

„Ach, nicht viel Gutes, Tom! ... Nein, das Treppenhaus iſt gar zu herrlich! ... Übrigens ſitzeſt du hier im Halbdunkeln und ſchreibſt."

„Ja ... ein eiliger Brief. — Alſo nichts Gutes? Jedenfalls wollen wir ein bißchen im Garten herumgehen dabei; das iſt angenehmer. Komm."

Ein Geigenadagio tönte tremolierend aus der erſten Etage herab, während ſie über die Diele gingen.

„Horch!" ſagte Frau Permaneder und blieb einen Augenblick ſtehen ... „Gerda ſpielt. Wie himmliſch! O Gott, dieſes Weib ... ſie iſt eine Fee! Wie geht es Hanno, Tom?"

„Er wird grade mit der Jungmann zu Abend eſſen.

Schlimm, daß es mit seinem Gehen noch immer nicht so recht vorwärts will . . .“

„Das wird schon kommen, Tom, wird schon kommen! Wie seid ihr mit Ida zufrieden?“

„Oh, wie sollten wir nicht zufrieden sein . . .“

Sie passierten den rückwärts gelegenen steinernen Flur, indem sie die Küche zur Rechten ließen, und traten durch eine Glastür über zwei Stufen in den zierlichen und duftenden Blumengarten hinaus.

„Nun?“ fragte der Senator.

Es war warm und still. Die Düfte der reinlich abgezirkelten Beete lagen in der Abendluft, und der von hohen, lilafarbenen Iris umstandene Springbrunnen sandte seinen Strahl mit friedlichem Plätschern dem dunklen Himmel entgegen, an dem die ersten Sterne zu erglimmen begannen. Im Hintergrunde führte eine kleine, von zwei niedrigen Obelisken flankierte Freitreppe zu einem erhöhten Kiesplatze empor, auf welchem ein offener, hölzerner Pavillon stand, der mit seiner herabgelassenen Markise einige Gartenstühle beschirmte. Zur Linken ward das Grundstück durch eine Mauer vom Nachbargarten abgegrenzt; rechts aber war die Seitenwand des Nebenhauses in ihrer ganzen Höhe mit einem hölzernen Gerüst verkleidet, das bestimmt war, mit der Zeit von Schlinggewächsen bedeckt zu werden. Es gab zu den Seiten der Freitreppe und des Pavillonplatzes ein paar Johannis- und Stachelbeersträucher; aber nur ein großer Baum war da, ein knorriger Walnußbaum, der links an der Mauer stand.

„Die Sache ist die,“ antwortete Frau Permaneder zögernd, während die Geschwister auf dem Kieswege langsam

den vorderen Platz zu umschreiten begannen ... „Tiburtius schreibt ...“

„Klara?!“ fragte Thomas ... „Bitte, kurz und ohne Umstände!“

„Ja, Tom, sie liegt, es steht schlimm mit ihr, und der Doktor fürchtet, daß es Tuberkeln sind ... Gehirntuberkulose ... so schwer es mir fällt, es auszusprechen. Sieh her: dies ist der Brief, den ihr Mann mir schreibt. Diese Einlage, die an Mutter adressiert ist, und in der, sagt er, dasselbe steht, sollen wir ihr geben, nachdem wir sie ein bißchen vorbereitet haben. Und dann ist hier noch diese zweite Einlage: auch an Mutter und von Klara selbst sehr unsicher mit Bleistift geschrieben. Und Tiburtius erzählt, daß sie selbst dabei gesagt hat, es seien ihre letzten Zeilen, denn es sei das Traurige, daß sie sich gar keine Mühe gäbe, zu leben. Sie hat sich ja immer nach dem Himmel gesehnt ...“ schloß Frau Permaneder und trocknete ihre Augen.

Der Senator ging schweigend, die Hände auf dem Rücken und mit tief gesenktem Kopfe neben ihr.

„Du bist so still, Tom ... Und du hast recht; was soll man sagen? Und dies grade jetzt, wo auch Christian krank in Hamburg liegt ...“

Denn so verhielt es sich. Christians „Qual“ in der linken Seite war in letzter Zeit zu London so stark geworden, hatte sich in so reelle Schmerzen verwandelt, daß er alle seine kleineren Beschwerden darüber vergessen hatte. Er hatte sich nicht mehr zu helfen gewußt, hatte seiner Mutter geschrieben, er müsse nach Hause kommen, um sich von ihr pflegen zu lassen, hatte seinen Platz in London fahren

lassen und war abgereist. Kaum aber in Hamburg angelangt, hatte er zu Bette gehen müssen, der Arzt hatte Gelenkrheumatismus festgestellt und Christian aus dem Hotel ins Krankenhaus schaffen lassen, da eine Weiterreise fürs erste unmöglich sei. Da lag er nun und diktierte seinem Wärter höchst trübselige Briefe . . .

„Ja", antwortete der Senator leise; „es scheint, daß eins zum andern kommen soll."

Sie legte einen Augenblick den Arm um seine Schultern. „Aber du mußt nicht verzagt sein, Tom! Dazu hast du noch lange kein Recht! Du hast guten Mut nötig . . ."

„Ja, bei Gott, den hätte ich nötig!"

„Wieso, Tom? . . . Sage mal: Warum warst du eigentlich vorgestern, Donnerstag, den ganzen Nachmittag so schweigsam, wenn ich das wissen darf?"

„Ach . . . Geschäfte, mein Kind. Ich habe eine nicht ganz kleine Partie Roggen nicht sehr vorteilhaft . . . na, kurz und gut: eine große Partie sehr unvorteilhaft verkaufen müssen . . ."

„Oh, das kommt vor, Tom! Das passiert heute, und morgen bringst du's wieder ein. Sich dadurch gleich die Stimmung verderben zu lassen . . ."

„Falsch, Tony", sagte er und schüttelte den Kopf. „Meine Stimmung ist nicht unter Null, weil ich Mißerfolg habe. Umgekehrt. Das ist mein Glaube, und darum trifft es auch zu."

„Aber, was ist es denn mit deiner Stimmung?!" fragte sie erschreckt und erstaunt. „Man sollte annehmen . . . du solltest fröhlich sein, Tom! Klara ist am Leben . . . alles wird gut gehen mit Gottes Hilfe! Und im übrigen? Hier

gehen wir in deinem Garten umher, und alles duftet nur so. Dort liegt dein Haus, ein Traum von einem Haus; Hermann Hagenström bewohnt eine Kate im Vergleiche damit! Das alles hast du zuwege gebracht . . ."

„Ja, es ist fast zu schön, Tony. Ich will sagen: es ist noch zu neu. Es verstört mich noch ein wenig, und daher mag die üble Stimmung kommen, die mir zusetzt und mir in allen Dingen schadet. Ich habe mich sehr auf dies alles gefreut, aber diese Vorfreude war, wie ja immer, das Beste, denn das Gute kommt immer zu spät, immer wird es zu spät fertig, wenn man sich nicht mehr recht darüber freuen kann . . ."

„Nicht mehr freuen, Tom! Jung wie du bist!"

„Man ist so jung oder alt wie man sich fühlt. — Und wenn es kommt, das Gute und Erwünschte, schwerfällig und verspätet, so kommt es, behaftet mit allem kleinlichen, störenden, ärgerlichen Beiwerk, allem Staube der Wirklichkeit, mit dem man in der Phantasie nicht gerechnet hat, und der einen reizt . . . reizt . . ."

„Ja, ja . . . Aber so jung oder alt wie man sich fühlt, Tom —?"

„Ja, Tony. Es mag vorübergehen . . . eine Verstimmung — gewiß. Aber ich fühle mich in dieser Zeit älter, als ich bin. Ich habe geschäftliche Sorgen, und im Aufsichtsrat der Büchener Eisenbahn hat mich Konsul Hagenström gestern ganz einfach zu Boden geredet, widerlegt, beinahe dem allgemeinen Lächeln ausgesetzt . . . Mir ist, als ob mir dergleichen früher nicht hätte geschehen können. Mir ist, als ob mir etwas zu entschlüpfen begönne, als ob ich dieses Unbestimmte nicht mehr so fest in Händen hielte,

wie ehemals ... Was ist der Erfolg? Eine geheime, unbeschreibliche Kraft, Umsichtigkeit, Bereitschaft ... das Bewußtsein, einen Druck auf die Bewegungen des Lebens um mich her durch mein bloßes Vorhandensein auszuüben ... Der Glaube an die Gefügigkeit des Lebens zu meinen Gunsten ... Glück und Erfolg sind in uns. Wir müssen sie halten: fest, tief. Sowie hier drinnen etwas nachzulassen beginnt, sich abzuspannen, müde zu werden, alsbald wird alles frei um uns her, widerstrebt, rebelliert, entzieht sich unserem Einfluß ... Dann kommt eines zum andern, Schlappe folgt auf Schlappe, und man ist fertig. Ich habe in den letzten Tagen oft an ein türkisches Sprichwort gedacht, das ich irgendwo las: ‚Wenn das Haus fertig ist, so kommt der Tod'. Nun, es braucht noch nicht grade der Tod zu sein. Aber der Rückgang ... der Abstieg ... der Anfang vom Ende ... Siehst du, Tony," fuhr er fort, indem er den Arm unter den seiner Schwester schob, und seine Stimme wurde noch leiser: „Als wir Hanno tauften, erinnerst du dich? Da sagtest du zu mir: ‚Mir ist, als ob jetzt noch eine ganz neue Zeit beginnen müsse!' Ich höre es noch ganz deutlich, und es schien dann, als solltest du recht bekommen, denn es kam die Senatswahl, und ich hatte Glück, und hier wuchs das Haus aus dem Erdboden. Aber ‚Senator' und Haus sind Äußerlichkeiten, und ich weiß etwas, woran du noch nicht gedacht hast, ich weiß es aus Leben und Geschichte. Ich weiß, daß oft die äußeren, sichtbarlichen und greifbaren Zeichen und Symbole des Glückes und Aufstieges erst erscheinen, wenn in Wahrheit alles schon wieder abwärts geht. Diese äußeren Zeichen brauchen Zeit, anzukommen, wie das Licht eines solchen Sternes dort oben,

von dem wir nicht wiſſen, ob er nicht ſchon im Erlöſchen begriffen, nicht ſchon erloſchen iſt, wenn er am hellſten ſtrahlt . . ."

Er verſtummte, und ſie gingen eine Weile ſchweigend, während der Springbrunnen in der Stille plätſcherte und es in der Krone des Walnußbaumes flüſterte. Dann atmete Frau Permaneder ſo mühſam auf, daß es wie Schluchzen klang.

„Wie traurig du ſprichſt, Tom! So traurig wie noch nie! Aber es iſt gut, daß du dich ausgeſprochen haſt, und nun wird es dir leichter werden, dir alles das aus dem Sinn zu ſchlagen."

„Ja, Tony, das muß ich, ſo gut es geht, verſuchen. Und nun gib mir die beiden Einlagen von Klara und dem Paſtor. Es wird dir recht ſein, wenn ich dir die Sache abnehme und morgen vormittag ſelbſt mit Mutter ſpreche. Die gute Mutter! Aber wenn es Tuberkeln ſind, ſo muß man ſich ergeben."

Siebentes Kapitel

„Und du fragſt mich nicht?! Du gehſt über mich hinweg?!"

„Ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte!"

„Du haſt über alle Grenzen verwirrt und vernunftlos gehandelt!"

„Vernunft iſt nicht das Höchſte auf Erden!"

„Oh, keine Phraſen! . . . Es handelt ſich um die einfachſte Gerechtigkeit, die du in empörender Weiſe außer acht gelaſſen haſt!"

„Ich bemerke dir, mein Sohn, daß du deinerseits in deinem Tone die Ehrfurcht außer acht läßt, die du mir schuldest!“

„Und ich entgegne dir, meine liebe Mutter, daß ich diese Ehrfurcht noch niemals vergessen habe, das aber meine Eigenschaft als Sohn zu Null wird, sobald ich dir in Sachen der Firma und der Familie als männliches Oberhaupt und an der Stelle meines Vaters gegenüberstehe!“ . . .

„Ich will nun, daß du schweigst, Thomas!“

„O nein! ich werde nicht schweigen, bis du deine maßlose Torheit und Schwäche erkennst!“

„Ich disponiere über mein Vermögen wie es mir beliebt!“

„Billigkeit und Vernunft setzen deinem Belieben Schranken!“

„Nie hätte ich gedacht, daß du mich so zu kränken vermöchtest!“

„Nie hätte ich gedacht, daß du mir so rücksichtslos ins Gesicht zu schlagen vermöchtest . . .!“

„Tom! . . . Aber Tom!“ ließ sich Frau Permaneders verängstigte Stimme vernehmen. Sie saß, die Hände ringend, am Fenster des Landschaftszimmers, während ihr Bruder mit furchtbar erregten Schritten den Raum durchmaß und die Konsulin, aufgelöst in Zorn und Schmerz, auf dem Sofa saß, indem sie sich mit einer Hand auf das Polster stützte und die andere bei einem heftigen Wort auf die Tischplatte niederfallen ließ. Alle drei trugen Trauer um Klara, die nicht mehr auf Erden weilte, und alle drei waren bleich und außer sich . . .

Was ging vor? Etwas Entsetzliches, Grauenerregendes, etwas, was den Beteiligten selbst als monströs und un-

glaublich erſchien! Ein Streit, eine erbitterte Auseinanderſetzung zwiſchen Mutter und Sohn!

Es war im Auguſt, an einem ſchwülen Nachmittage. Zehn Tage ſchon, nachdem der Senator ſeiner Mutter mit aller Vorſicht die beiden Briefe von Sievert und Klara Tiburtius überreicht hatte, war ihm die ſchwere Aufgabe geworden, die alte Dame mit der Todesnachricht zu treffen. Dann war er zum Begräbnis nach Riga gereiſt, war zuſammen mit ſeinem Schwager Tiburtius zurückgekehrt, der einige Tage bei der Familie ſeiner entſchlafenen Gattin verbracht, und auch Chriſtian im Hamburger Krankenhauſe beſucht hatte . . . und jetzt, da der Paſtor ſeit zwei Tagen ſich wieder in ſeiner Heimat befand, hatte die Konſulin ihrem Sohne mit erſichtlichem Zögern dieſe Eröffnung gemacht . . .

„Hundertſiebenundzwanzigtauſendfünfhundert Kurantmark!“ rief er und ſchüttelte die gefalteten Hände vor ſeinem Geſicht. „Sei's um die Mitgift! Hätte er doch die Achtzigtauſend behalten mögen, obgleich kein Kind vorhanden iſt! Aber das Erbe! Klaras Erbe ihm zuzuſprechen! Und du fragſt mich nicht! Du gehſt über mich hinweg! . . .“

„Thomas, um Chriſti willen, laß mir Gerechtigkeit widerfahren! Konnte ich denn anders? Konnte ich es denn?! . . . Sie, die nun bei Gott, und all dem entrückt iſt, ſie ſchreibt mir von ihrem Sterbebette aus . . . mit Bleiſtift . . . mit zitternder Hand . . . ‚Mutter‘, ſchreibt ſie, ‚wir werden uns hier unten niemals wiederſehen, und dies ſind, das fühle ich ſo deutlich, meine letzten Zeilen . . . Mit meinem letzten Bewußtſein ſchreibe ich ſie, daß meinem Manne gilt . . . Gott hat uns nicht mit Kindern geſegnet;

aber was mein gewesen wäre, wenn ich Dich überlebt hätte, laß es, wenn Du mir dereinst dorthin nachfolgst — laß es ihm zufallen, damit er es zu seinen Lebzeiten genieße! Mutter, es ist meine letzte Bitte ... die Bitte einer Sterbenden ... Du wirst sie mir nicht abschlagen ...' Nein, Thomas! ich habe sie ihr nicht abgeschlagen; ich konnte es nicht! Ich habe ihr depeschiert, und sie ist in Frieden hinübergegangen ..." Die Konsulin weinte heftig.

„Und man gönnt mir nicht eine Silbe! Man verheimlicht mir alles! Man geht über mich hinweg!" wiederholte der Senator.

„Ja, ich habe geschwiegen, Thomas; denn ich fühlte, daß ich die letzte Bitte meines sterbenden Kindes erfüllen mußte . . und ich weiß, daß du versucht hättest, es mir zu verbieten!"

„Ja! bei Gott! Das hätte ich!"

„Und du hättest das Recht nicht dazu gehabt, denn drei meiner Kinder sind einig mit mir!"

„Oh, mich dünkt, meine Meinung wiegt die zweier Damen und eines maroden Narren auf ..."

„Du sprichst so lieblos von deinen Geschwistern, wie hart zu mir!"

„Klara war eine fromme aber unwissende Frau, Mutter! Und Tony ist ein Kind, — das übrigens bis zur Stunde ebenfalls nichts gewußt hat, denn es hätte ja zur Unzeit geplaudert, nicht wahr? Und Christian? ... Ja, er hat sich Christians Einwilligung verschafft, dieser Tiburtius ... Wer hätte dergleichen von ihm erwartet?! ... Weißt du noch nicht, begreifst du noch nicht, was er ist, dieser ingeniöse Pastor? Ein Wicht ist er! Ein Erbschleicher ...!"

„Schwiegersöhne sind immer Filous", sagte Frau Permaneder mit dumpfer Stimme.

„Ein Erbschleicher! Was tut er? Er fährt nach Hamburg, er setzt sich an Christians Bett und redet auf ihn ein. ‚Ja!' sagt Christian. ‚Ja, Tiburtius. Gott befohlen. Haben Sie einen Begriff von der Qual in meiner linken Seite? . . .' Oh, Dummheit und Schlechtigkeit sind gegen mich verschworen —!" Und der Senator — außer sich, an das Schmiedeeisengitter der Ofennische gelehnt — drückte seine beiden verschlungenen Hände gegen die Stirn.

Dieser Paroxysmus von Entrüstung entsprach nicht den Umständen! Nein, es waren nicht diese 127 500 Kurantmark, die ihn in einen Zustand versetzten, wie ihn noch niemals irgend jemand an ihm beobachtet hatte! Es war vielmehr dies, daß in seinem vorher schon gereizten Empfinden sich auch dieser Fall noch der Kette von Niederlagen und Demütigungen anreihte, die er während der letzten Monate im Geschäft und in der Stadt hatte erfahren müssen . . . Nichts fügte sich mehr! Nichts ging mehr nach seinem Willen! War es soweit gekommen, daß man im Hause seiner Väter in den wichtigsten Angelegenheiten „über ihn hinwegging" . . .? Daß ein Rigaer Pastor ihn rücklings übertölpelte? . . . Er hätte es verhindern können, aber sein Einfluß war gar nicht erprobt worden! Die Ereignisse waren ohne ihn ihren Gang gegangen! Aber ihm schien, daß das früher nicht hätte geschehen können, daß es früher nicht *gewagt* haben würde, zu geschehen! Es war eine neue Erschütterung des eigenen Glaubens an sein Glück, seine Macht, seine Zukunft . . . Und es war nichts, als seine innere Schwäche und Verzweiflung, die vor

Mutter und Schwester während dieses Auftrittes hervorbrach.

Frau Permaneder stand auf und umarmte ihn.

„Tom," sagte sie, „beruhige dich doch! Komm doch zu dir! Ist es so schlimm? Du machst dich ja krank! Tiburtius braucht ja nicht gar so lange zu leben . . . und nach seinem Tode fällt ja das Erbteil an uns zurück! Und es soll ja auch geändert werden, wenn du willst! Kann es nicht geändert werden, Mama?"

Die Konsulin antwortete nur mit Schluchzen.

„Nein . . . ach nein!" sagte der Senator, indem er sich zusammenraffte und mit der Hand eine schwach ablehnende Geste beschrieb. „Es ist, wie es ist. Meint ihr, ich werde in die Gerichte laufen und gegen meine Mutter prozessieren, um dem internen Skandal einen öffentlichen hinzuzufügen? Es gehe wie es will . . ." schloß er und ging mit erschlafften Bewegungen zur Glastür, wo er noch einmal stehen blieb.

„Nur glaubt nicht, daß es zum besten mit uns steht", sagte er gedämpft. „Tony hat 80000 Kurantmark verloren . . . und Christian hat außer seiner Mitgift von 50000, die er vertan, schon an die 30000 Vorschuß verbraucht . . . die sich vermehren werden, da er ohne Verdienst ist und eine Kur in Öynhausen gebrauchen wird . . . Nun fällt nicht nur Klaras Mitgift für immer, sondern dereinst auch ihr ganzer Vermögensanteil für unbestimmbare Zeit aus der Familie hinaus . . . Und die Geschäfte gehen schlecht, sie gehen zum Verzweifeln, genau seit der Zeit, daß ich mehr als Hunderttausend an mein Haus gewandt habe . . . Nein, es steht nicht gut um eine Familie, in der Veranlassung gegeben wird zu Auftritten, wie dieser

hier. Glaubt mir — glaubt mir das Eine: Wäre Vater am Leben, wäre er hier bei uns zugegen: er würde die Hände falten und uns alle der Gnade Gottes empfehlen."

Achtes Kapitel

Krieg und Kriegsgeschrei, Einquartierung und Geschäftigkeit! Preußische Offiziere bewegen sich in der parkettierten Zimmerflucht der Bel-Etage von Senator Buddenbrooks neuem Hause, küssen der Hausdame die Hände und werden von Christian, der von Öynhausen zurückgekehrt ist, in den Klub eingeführt, während im Mengstraßenhause Mamsell Severin, Riekchen Severin, der Konsulin neue Jungfer, zusammen mit den Mädchen eine Menge Matratzen in das „Portal", das alte Gartenhaus, schleppt, das voll von Soldaten ist.

Gewimmel, Verstörung und Spannung überall! Die Mannschaften ziehen zum Tore hinaus, neue rücken ein, überfluten die Stadt, essen, schlafen, erfüllen die Ohren der Bürger mit Trommelwirbeln, Trompetensignalen und Kommandorufen und marschieren wieder ab. Königliche Prinzen werden begrüßt; Durchmarsch folgt auf Durchmarsch. Dann Stille und Erwartung.

Im Spätherbst und Winter kehren die Truppen siegreich zurück, werden wiederum einquartiert und ziehen unter den Hochrufen der aufatmenden Bürger nach Hause. — Friede. Der kurze, ereignisschwangere Friede von fünfundsechzig.

Und zwischen zwei Kriegen, unberührt und ruhevoll in den Falten seines Schürzenkleidchens und dem Gelock seines

weichen Haares, spielt der kleine Johann im Garten am Springbrunnen oder auf dem „Altan", der eigens für ihn durch eine kleine Säulenestrade vom Vorplatz der zweiten Etage abgetrennt ist, die Spiele seiner $4^1/_2$ Jahre ... Diese Spiele, deren Tiefsinn und Reiz kein Erwachsener mehr zu verstehen vermag, und zu denen nichts weiter nötig ist, als drei Kieselsteine oder ein Stück Holz, das vielleicht eine Löwenzahnblüte als Helm trägt: vor allem aber die reine, starke, inbrünstige, keusche, noch unverstörte und uneingeschüchterte Phantasie jenes glückseligen Alters, wo das Leben sich noch scheut, uns anzutasten, wo noch weder Pflicht noch Schuld Hand an uns zu legen wagt, wo wir sehen, hören, lachen, staunen und träumen dürfen, ohne daß noch die Welt Dienste von uns verlangt ... wo die Ungeduld derer, die wir doch lieben möchten, uns noch nicht nach Anzeichen und ersten Beweisen quält, daß wir diese Dienste mit Tüchtigkeit werden leisten können ... Ach, nicht lange mehr, und mit plumper Übermacht wird alles über uns herfallen, um uns zu vergewaltigen, zu exerzieren, zu strecken, zu kürzen, zu verderben ...

Große Dinge geschahen, während Hanno spielte. Der Krieg entbrannte, der Sieg schwankte und entschied sich, und Hanno Buddenbrooks Vaterstadt, die klug zu Preußen gestanden hatte, blickte nicht ohne Genugtuung auf das reiche Frankfurt, das seinen Glauben an Österreich bezahlen mußte, indem es aufhörte, eine freie Stadt zu sein.

Bei dem Fallissement einer Frankfurter Großfirma aber, im Juli, unmittelbar vor Eintritt des Waffenstillstandes, verlor das Haus Johann Buddenbrook mit einem Schlage die runde Summe von zwanzigtausend Talern Kurant.

Achter Teil

Erstes Kapitel

Wenn Herr Hugo Weinschenk, seit einiger Zeit Direktor im Dienste der städtischen Feuerversicherungsgesellschaft, mit seinem geschlossenen Leibrock, seinem schmalen, schwarzen, auf männliche und ernste Art in die Mundwinkel hineingewachsenen Schnurrbart und seiner etwas hängenden Unterlippe, wiegenden und selbstbewußten Schrittes über die große Diele schritt, um sich von den vorderen Bureaus in die hinteren zu begeben, wobei er seine beiden Fäuste vor sich hertrug, und die Ellenbogen in legerer Weise an den Seiten bewegte, bot er das Bild eines tätigen, wohlsituierten und imponierenden Mannes.

Andererseits war Erika Grünlich, nun zwanzigjährig: ein großes, erblühtes Mädchen, frischfarbig und hübsch vor Gesundheit und Kraft. Führte der Zufall sie die Treppe hinab oder an das obere Geländer, wenn eben Herr Weinschenk des Weges kam — und der Zufall tat dies nicht selten — so nahm der Direktor den Zylinder von seinem kurzen, schwarzen Haupthaar, das an den Schläfen schon zu ergrauen begann, wiegte sich stärker in der Taille seines Gehrockes und begrüßte das junge Mädchen mit einem erstaunten und bewundernden Blick seiner kühn umherschweifenden, braunen Augen . . . worauf Erika davonlief, sich irgendwo auf eine Fensterbank setzte und vor Ratlosigkeit und Verwirrung eine Stunde lang weinte.

Fräulein Grünlich war unter Thereſe Weichbrodts Obhut in Züchten herangewachſen, und ihre Gedanken gingen nicht weit. Sie weinte über Herrn Weinſchenks Zylinder, die Art, mit der er bei ihrem Anblick ſeine Brauen emporzucken und wieder fallen ließ, ſeine höchſt königliche Haltung und ſeine balancierenden Fäuſte. Ihre Mutter inzwiſchen, Frau Permaneder, ſah weiter.

Die Zukunft ihrer Tochter bekümmerte ſie ſeit Jahren, denn Erika war, verglichen mit anderen heiratsfähigen Mädchen, ja im Nachteile. Frau Permaneder verkehrte nicht nur nicht in der Geſellſchaft, ſie lebte in Feindſchaft mit ihr. Die Annahme, daß man ſie in den erſten Kreiſen auf Grund ihrer zweimaligen Scheidung als minderwertig betrachte, war ihr ein wenig zur fixen Idee geworden, und ſie ſah Verachtung und Gehäſſigkeit da, wo wahrſcheinlich oft nichts als Gleichgültigkeit vorhanden war. Wahrſcheinlich zum Beiſpiel würde Konſul Hermann Hagenſtröm, dieſer freiſinnige und loyale Kopf, den der Reichtum heiter und wohlwollend machte, ſie auf der Straße gegrüßt haben, wenn der Blick, mit dem ſie zurückgeworfenen Hauptes an ſeinem Geſichte vorbeiſah, dieſem „Gänſeleberpaſtetengeſicht", das ſie, mit einem ihrer ſtarken Worte, „haßte wie die Peſt", es ihm nicht aufs ſtrengſte verboten hätte. So kam es, daß auch Erika der Sphäre ihres Onkels, des Senators, durchaus fern ſtand, daß ſie keine Bälle beſuchte und, Herrenbekanntſchaften zu machen, ſich ihr wenig Gelegenheit bot.

Dennoch war es, beſonders ſeit ſie ſelbſt, wie ſie ſagte, „abgewirtſchaftet" hatte, Frau Antonies heißeſter Wunſch, daß ihre Tochter die Hoffnungen erfüllen möge, die ihr, der

Mutter, fehlgeschlagen, und eine Heirat machen, welche, vorteilhaft und glücklich, der Familie zur Ehre gereichen, und die Schicksale der Mutter vergessen lassen würde. In erster Linie ihrem älteren Bruder gegenüber, der in letzter Zeit so geringe Hoffnungsfreudigkeit an den Tag legte, sehnte Tony sich nach einem Beweise, daß das Glück der Familie noch nicht erschöpft, daß sie keineswegs schon am Ende angelangt sei ... Ihre zweite Mitgift, die 17000 Taler, die Herr Permaneder mit so viel Kulanz wieder herausgegeben hatte, lagen für Erika bereit, und kaum hatte Frau Antonie, scharfäugig und erfahren, die zarte Verbindung bemerkt, die sich zwischen ihrer Tochter und dem Direktor angesponnen hatte, als sie schon den Himmel mit Gebeten anzugehen begann, Herr Weinschenk möge Visite machen.

Er tat es. Er erschien in der ersten Etage, ward von den drei Damen, Großmutter, Tochter und Enkelin, empfangen, plauderte zehn Minuten lang und versprach, nachmittags um die Kaffeezeit einmal zu zwangloser Unterhaltung wiederzukommen.

Auch das geschah, und man lernte einander kennen. Der Direktor war aus Schlesien gebürtig, woselbst sein alter Vater noch lebte; seine Familie indes schien nicht in Betracht zu kommen, und Hugo Weinschenk vielmehr ein self-made man zu sein. Er besaß das nicht angeborene, nicht ganz sichere, etwas übertriebene und etwas mißtrauische Selbstbewußtsein eines solchen, seine Formen waren nicht eben vollkommen, und seine Konversation von Herzen ungewandt. Übrigens zeigte sein etwas kleinbürgerlich geschnittener Gehrock einige blanke Stellen, seine Manschetten mit den gro-

ßen Jettknöpfen waren nicht ganz frisch und sauber, und am Mittelfinger der linken Hand war infolge irgendeines Unglücksfalles der Nagel völlig verdorrt und kohlschwarz ... ein ziemlich unerfreulicher Anblick, der aber nicht hinderte, daß Hugo Weinschenk ein hochachtungswerter, fleißiger, energischer Mensch mit 12000 Kurantmark jährlicher Einkünfte und in Erika Grünlichs Augen sogar ein schöner Mann war.

Frau Permaneder hatte rasch die Lage überblickt und abgeschätzt. Sie sprach sich gegen die Konsulin und den Senator offen darüber aus. Es war klar, daß die Interessen sich entgegenkamen und sich ergänzten. Direktor Weinschenk war, wie Erika, ohne jegliche gesellschaftliche Verbindung; die beiden waren geradezu aufeinander angewiesen und von Gott ersichtlich füreinander bestimmt. Wollte der Direktor, der sich den Vierzig näherte, und dessen Haupthaar sich zu melieren begann, einen Hausstand gründen, was seiner Stellung zukam und seinen Verhältnissen entsprach, so eröffnete ihm die Verbindung mit Erika Grünlich den Eintritt in eine der ersten Familien der Stadt und war geeignet, ihn in seinem Berufe zu fördern, in seiner Position zu befestigen. Was aber Erikas Wohlfahrt betraf, so durfte Frau Permaneder sich sagen, daß wenigstens ihre eigenen Schicksale in diesem Falle ausgeschlossen seien. Mit Herrn Permaneder wies Hugo Weinschenk nicht die geringste Ähnlichkeit auf, und von Bendix Grünlich unterschied er sich durch seine Eigenschaft als solid situierter Beamter mit festem Gehalt, die eine weitere Karriere nicht ausschloß.

Mit einem Worte: es war auf beiden Seiten viel guter Wille vorhanden, die Nachmittagsbesuche Direktor Wein-

ſchenks wiederholten ſich in raſcher Folge, und im Januar — dem Januar des Jahres 1867 — geſtattete er ſich, mit einigen kurzen, männlichen und geraden Worten um Erika Grünlichs Hand zu bitten.

Von nun an gehörte er zur Familie, begann an den „Kindertagen" teilzunehmen und ward von den Angehörigen ſeiner Braut mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Ohne Zweifel empfand er ſofort, daß er unter ihnen nicht recht am Platze war; aber er verkleidete dies Gefühl mit einer deſto kühneren Haltung, und die Konſulin, Onkel Juſtus, Senator Buddenbrook — wenn auch nicht gerade die Damen Buddenbrook aus der Breitenſtraße — waren gegenüber dieſem tüchtigen Bureaumenſchen, dieſem geſellſchaftlich unerfahrenen Manne der harten Arbeit zu taktvoller Nachſicht bereit.

Sie war vonnöten; denn immer wieder galt es, mit einem belebenden und ablenkenden Worte eine Stille zu verſcheuchen, die ſich an der Familientafel im Eßſale ausbreitete, wenn etwa der Direktor ſich in allzu neckiſcher Art mit Erikas Wangen und Armen beſchäftigte, wenn er ſich geſprächsweiſe erkundigte, ob Orangemarmelade eine Mehlſpeiſe ſei, — „Mehlſchpeiſ" ſagte er mit kecker Betonung — oder wenn er der Meinung Ausdruck gab, „Romeo und Julia" ſei ein Stück von Schiller . . . Dinge, die er unter ſorgloſem Händereiben, den Oberkörper ſchräg gegen die Stuhllehne zurückgeworfen, mit vieler Friſche und Feſtigkeit hervorbrachte.

Am beſten verſtändigte er ſich mit dem Senator, der über Politik und Geſchäftliches hin eine Unterhaltung mit ihm ſicher zu ſteuern wußte, ohne daß ein Unglück geſchah.

Vollkommen verzweifelt aber gestaltete sich sein Verhältnis zu Gerda Buddenbrook. Die Persönlichkeit dieser Dame befremdete ihn in solchem Grade, daß er außerstande war, einen auch nur für zwei Minuten ausreichenden Gesprächsstoff für sie zu finden. Da er wußte, daß sie die Violine spielte, und diese Tatsache starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, so beschränkte er sich darauf, bei jedem Zusammentreffen am Donnerstag aufs neue die scherzhafte Frage an sie zu richten: „Wie gehts' der Geige?" — Nach dem dritten Male aber bereits enthielt die Senatorin sich jeder Antwort hierauf.

Christian seinerseits pflegte seinen neuen Verwandten mit gekrauster Nase zu beobachten und am nächsten Tage sein Benehmen und seine Sprechweise eingehend nachzuahmen. Der zweite Sohn des seligen Konsul Johann Buddenbrook war in Öynhausen von seinem Gelenkrheumatismus genesen; aber eine gewisse Steifheit der Glieder dauerte noch fort, und die periodische „Qual" in seiner linken Seite — dort, wo „alle Nerven zu kurz" waren — sowie die sonstigen Störungen, denen er sich ausgesetzt fühlte: Atmungs- und Schluckbeschwerden, Unregelmäßigkeiten des Herzens und Neigung zu Lähmungserscheinungen oder Furcht davor — waren keineswegs aus der Welt geschafft. Auch war sein Äußeres kaum dasjenige eines Mannes, der erst am Ende der Dreißiger steht. Sein Schädel war vollständig entblößt; nur am Hinterkopf und an den Schläfen stand noch ein wenig seines dünnen, rötlichen Haares, und seine kleinen, runden Augen, die mit unruhigem Ernste umherschweiften, lagen tiefer als jemals in ihren Höhlen. Gewaltiger aber auch und knochiger, als jemals, sprang seine große, ge-

höckerte Naſe zwiſchen den hageren und fahlen Wangen hervor, über dem dichten, rotblonden Schnurrbart, der den Mund überhing . . . Und die Hoſe aus durablem und elegantem engliſchen Stoff umſchlotterte ſeine dürren, gekrümmten Beine.

Seit ſeiner Heimkehr bewohnte er wie ehemals ein Zimmer am Korridor der erſten Etage im Hauſe ſeiner Mutter, hielt ſich jedoch mehr im „Klub" als in der Mengſtraße auf, denn dort wurde ihm das Leben nicht ſehr angenehm gemacht. Riekchen Severin nämlich, Ida Jungmanns Nachfolgerin, die nun die Dienſtboten der Konſulin regierte und den Hausſtand führte, ein unterſetztes, 27jähriges Geſchöpf vom Lande, mit roten, geſprungenen Wangen und aufgeworfenen Lippen, hatte mit bäuerlichem Sinn für Tatſachen erkannt, daß auf dieſen beſchäftigungsloſen Geſchichtenerzähler, der abwechſelnd albern und elend war, und über den die Reſpektsperſon, der Senator, mit erhobener Augenbraue hinwegſah, nicht viel Rückſicht zu nehmen ſei, und ſie vernachläſſigte ganz einfach ſeine Bedürfniſſe. „Je, Herr Buddenbrook!" ſagte ſie. Ich hab' nu keine Zeit für Ihnen!" Worauf Chriſtian ſie mit krauſer Naſe anblickte, als wollte er ſagen: Schämſt du dich gar nicht? . . . und mit ſteifen Gelenken ſeines Weges ging.

„Meinſt du, ich habe immer eine Kerze?" ſagte er zu Tony . . . „Selten! Meiſtens muß ich mit einem Streichholz zu Bette gehen . . ." Oder er erklärte auch — denn das Taſchengeld, das ſeine Mutter ihm noch bewilligen konnte, war gering —: „Schlechte Zeiten! . . . Ja, das war früher alles anders! Was meinſt du wohl? . . . ich muß mir jetzt oft fünf Schillinge für Zahnpulver leihen!"

„Christian!“ rief Frau Permaneder. „Wie unwürdig! Mit einem Streichholz! Fünf Schillinge! Sprich doch wenigstens nicht davon!“ Sie war entrüstet, empört, in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt; allein das änderte nichts ...

Die fünf Schillinge für Zahnpulver entlieh Christian von seinem alten Freunde Andreas Gieseke, Doktor beider Rechte. Er hatte Glück mit dieser Freundschaft, und sie ehrte ihn; denn der Rechtsanwalt Gieseke, dieser Suitier, der die Würde zu wahren wußte, war im vergangenen Winter, als der alte Kaspar Överdieck sanft entschlummert war, und Doktor Langhals an seine Stelle gerückt war, zum Senator erwählt worden. Seinen Lebenswandel aber beeinflußte das nicht. Man wußte, daß ihm, der seit seiner Verheiratung mit einem Fräulein Hunäus inmitten der Stadt ein geräumiges Haus besaß, auch in der Vorstadt St. Gertrud jene kleine, grünbewachsene und behaglich ausgestattete Villa gehörte, die von einer noch jungen und außerordentlich hübschen Dame unbestimmter Herkunft ganz allein bewohnt ward. Über der Haustür prangte in zierlich vergoldeten Buchstaben das Wort: „Quisisana“, und in der ganzen Stadt war das friedliche Häuschen bekannt unter diesem Namen, den man übrigens mit sehr weichen S- und sehr getrübten A-Lauten sprach. Christian Buddenbrook aber, als bester Freund des Senators Gieseke, hatte sich Zutritt verschafft in Quisisana, und er hatte dort auf die nämliche Art reüssiert wie zu Hamburg bei Aline Puvogel und bei ähnlichen Gelegenheiten in London, in Valparaiso und an so vielen anderen Punkten der Erde. Er hatte „ein bißchen erzählt“, er war „ein bißchen nett“ gewesen, und er verkehrte nun in dem grünen Häuschen mit der

gleichen Regelmäßigkeit wie Senator Gieseke selbst. Ob dies mit dem Wissen und Einverständnis des letzteren geschah, das steht dahin; sicher aber ist, daß Christian Buddenbrook in Quisisana ganz kostenlos dieselbe freundliche Zerstreuung fand, die Senator Gieseke mit dem schweren Gelde seiner Gattin bezahlen mußte.

Kurze Zeit nach der Verlobung Hugo Weinschenks mit Erika Grünlich machte der Direktor seinem Schwager den Vorschlag, in das Versicherungsbureau einzutreten, und in der Tat arbeitete Christian vierzehn Tage lang im Dienste der Brandkasse. Leider jedoch zeigte sich dann, daß nicht allein die Qual in seiner linken Seite, sondern auch seine übrigen, schwer bestimmbaren Übel sich hierdurch verstärkten, daß übrigens der Direktor ein überaus heftiger Vorgesetzter war, der gelegentlich eines Mißgriffes keinen Anstand genommen hatte, seinen Schwager einen „Seehund" zu nennen ... und Christian war genötigt, diesen Posten wieder zu verlassen.

Was aber Madame Permaneder anging, so war sie glücklich, so äußerte ihre lichte Gemütsstimmung sich in Aperçus wie dieses, daß das irdische Leben doch hin und wieder auch seine guten Seiten habe. Wahrhaftig, sie erblühte aufs neue in diesen Wochen, die, mit ihrer belebenden Geschäftigkeit, ihren vielfältigen Plänen, ihren Wohnungssorgen und ihrem Ausstattungsfieber, sie allzu deutlich an die Zeit ihres eignen ersten Verlöbnisses gemahnten, als daß sie sie nicht verjüngt und mit grenzenloser Hoffnungsfreudigkeit erfüllt hätten. Viel von dem graziösen Übermut ihrer Mädchentage kehrte in ihre Mienen und ihre Bewegungen zurück, ja, die Stimmung eines ganzen Jerusalems-

abends entweihte sie durch eine so ausgelassene Fröhlichkeit, daß selbst Lea Gerhardt das Buch ihres Vorfahren sinken ließ und mit den großen, unwissenden und mißtrauischen Augen der Tauben im Saale umherblickte . . .

Erika sollte sich von ihrer Mutter nicht trennen. Mit dem Einverständnis des Direktors, ja, auf seinen Wunsch hin, war beschlossen worden, daß Frau Antonie — wenigstens vorderhand — bei den Weinschenks wohnen, daß sie der unerfahrenen Erika im Haushalte zur Seite stehen sollte . . . und dies grade war es, was in ihr die köstliche Empfindung hervorrief, als hätte niemals ein Bendix Grünlich, niemals ein Alois Permaneder gelebt, als zergingen alle Mißerfolge, Enttäuschungen und Leiden ihres Lebens zu nichts, und als dürfe sie mit frischen Hoffnungen nun noch einmal von vorne beginnen. Zwar ermahnte sie Erika zur Dankbarkeit gegen Gott, der ihr den einzig geliebten Mann beschere, während sie selbst, die Mutter, ihre erste und herzliche Neigung mit Pflicht und Vernunft habe ertöten müssen; zwar war es Erikas Name, den sie zusammen mit dem des Direktors mit vor Freude unsicherer Hand in die Familienpapiere schrieb . . . aber sie, sie selbst, Tony Buddenbrook, war die eigentliche Braut. Sie war es, die noch einmal mit kundiger Hand Portieren und Teppiche prüfen, noch einmal Möbel- und Ausstattungsmagazine durchstöbern, noch einmal eine vornehme Wohnung besichtigen und mieten durfte! Sie war es, die noch einmal das fromme und weitläufige Elternhaus verlassen und aufhören sollte, bloß eine geschiedene Frau zu sein; der noch einmal die Möglichkeit sich auftat, ihr Haupt zu erheben und ein neues Leben zu beginnen, geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken

und das Ansehen der Familie zu fördern ... Ja, war es ein Traum? Schlafröcke erschienen auf der Bildfläche! Zwei Schlafröcke für sie und Erika, aus weichem, gewirktem Stoff, mit breiten Schleppen und dichten Reihen von Sammetschleifen, vom Halsverschluß bis zum Saume hinunter!

Die Wochen aber verstrichen, und Erika Grünlichs Brautzeit neigte sich ihrem Ende entgegen. Das junge Paar hatte in einigen wenigen Häusern Besuche gemacht, denn der Direktor, ernster und in geselligen Dingen unerfahrener Arbeitsmensch, wie er war, gedachte seine Mußestunden der intimen Häuslichkeit zu widmen ... ein Verlobungsdiner hatte Thomas, Gerda, das Brautpaar, Friederike, Henriette und Pfiffi Buddenbrook mit der nächsten Freundschaft des Senators in dem großen Saale des Fischergrubenhauses vereint, wobei es wiederum befremdete, daß der Direktor nicht aufhörte, Erikas dekolletierten Hals zu klopfen ... und die Hochzeit nahte heran.

Die Säulenhalle war, wie einst, als Frau Grünlich die Myrten trug, der Schauplatz der Trauung. Frau Stuht aus der Glockengießerstraße, dieselbe, die in den ersten Kreisen verkehrte, war der Braut beim Faltenarrangement ihres weißen Atlaskleides und beim Anlegen des grünen Schmuckes behilflich gewesen, Senator Buddenbrook war erster, und Christians Freund, Senator Doktor Gieseke, zweiter Brautführer, zwei ehemalige Pensionsfreundinnen Erikas fungierten als Brautjungfern, Direktor Hugo Weinschenk sah stattlich und männlich aus und trat, auf dem Wege zum improvisierten Altar, nur einmal auf Erikas herabwallenden Schleier, Pastor Pringsheim, die Hände unterm Kinn gefaltet, zelebrierte mit aller verklärten Feierlichkeit, die ihm

eigen, und alles verlief nach Brauch und Würde. Als die Ringe gewechselt wurden, und das tiefe und das helle „Ja" — beide ein wenig heiser — in der Stille erklangen, brach Frau Permaneder, überwältigt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in lautes Weinen aus — es war noch immer ihr unbedenkliches und unverhohlenes Kinderweinen — während die Damen Buddenbrook, von denen Pfiffi zur Feier des Tages eine goldene Kette an ihrem Pincenez trug, wie immer bei solchen Gelegenheiten ein wenig säuerlich dareinlächelten . . . Mlle. Weichbrodt jedoch, Thereſe Weichbrodt, die in den letzten Jahren noch sehr viel kleiner geworden war, als früher, Seſemi, die ovale Broſche mit dem Porträt ihrer Mutter an ihrem dünnen Hälschen, ſprach mit jener übergroßen Feſtigkeit, welche eine tiefe innere Rührung verbergen ſoll: „Sei glöcklich, du gutes Kend!"

Dann folgte, im Kreiſe der weißen Götterfiguren, welche in unveränderlich gelaſſenen Stellungen aus der blauen Tapete hervortraten, ein ebenſo ſolennes, wie ſolides Feſtmahl, gegen deſſen Ende die Neuvermählten verſchwanden, um ihre Reiſe durch einige Großſtädte anzutreten . . . Das war um die Mitte des April; und während der folgenden vierzehn Tage vollbrachte Frau Permaneder, unterſtützt vom Tapezierer Jacobs, eines ihrer Meiſterſtücke: die vornehme Herrichtung jener geräumigen erſten Etage, die in einem Hauſe der mittleren Bäckergrube gemietet worden war, und deren mit Blumen reichlich geputzte Räume dann das heimkehrende Paar umfingen.

Und es begann Tony Buddenbrooks dritte Ehe.

Ja, dieſe Bezeichnung war zutreffend, und der Senator

ſelbſt hatte eines Donnerstags, als Weinſchenks nicht zugegen waren, die Sache bei dieſem Namen genannt, was Frau Permaneder ſich mit Behagen hatte gefallen laſſen. In der Tat, alle Sorgen des Hausſtandes fielen auf ſie, aber auch Freude und Stolz nahm ſie für ſich in Anſpruch, und eines Tages, als ſie unverſehens mit der Konſulin Julchen Möllendorpf geb. Hagenſtröm auf der Straße zuſammentraf, blickte ſie ihr mit einem ſo triumphierenden und herausfordernden Ausdruck ins Geſicht, daß Frau Möllendorpf ſich dazu verſtand, zuerſt zu grüßen . . . Stolz und Freude wurden in ihrer Miene und Haltung zur ernſten Feierlichkeit, wenn ſie die Verwandten, die kamen, das neue Heim zu beſichtigen, darin umherführte, während Erika Weinſchenk ſelbſt faſt ebenfalls wie ein bewundernder Gaſt dabei erſchien.

Die Schleppe ihres Schlafrockes hinter ſich herziehend, die Schultern ein wenig emporgezogen, den Kopf zurückgelehnt und am Arme den mit Atlasſchleifen beſetzten Schlüſſelkorb — ſie ſchwärmte für Atlasſchleifen — zeigte Frau Antonie den Beſuchern die Möbel, die Portieren, das durchſichtige Porzellan, das blitzende Silberzeug, die großen Ölgemälde, die der Direktor angeſchafft hatte: lauter Stilleben von Eßwaren und unbekleidete Frauengeſtalten, denn dies war Hugo Weinſchenks Geſchmack — und ihre Bewegungen ſchienen zu ſagen: Seht, dahin habe ich es noch einmal gebracht im Leben. Es iſt faſt ſo vornehm wie bei Grünlich und ſicherlich vornehmer als bei Permaneder!

Die alte Konſulin kam, in grau und ſchwarz geſtreifter Seide, einen diskreten Patſchuliduft um ſich verbreitend, ließ ihre hellen Augen geruhig über alles hingleiten und

legte, ohne laute Bewunderung zu äußern, eine anerkennende Befriedigung an den Tag. Der Senator kam mit Frau und Kind, amüsierte sich mit Gerda über Tonys glückselige Überheblichkeit und verhinderte mit Mühe, daß sie ihren angebeteten, kleinen Hanno mit Korinthenbrot und Portwein erstickte ... Es kamen die Damen Buddenbrook, welche einstimmig bemerkten, alles sei so schön, daß sie ihrerseits, bescheidene Mädchen wie sie seien, nicht darin wohnen möchten ... Die arme Klothilde kam, grau, geduldig und hager, ließ sich auslachen und trank vier Tassen Kaffee, worauf sie auch alles übrige in gedehnten und freundlichen Worten belobte ... Dann und wann, wenn im „Klub" niemand anwesend gewesen war, erschien auch Christian, nahm ein Gläschen Benediktiner, erzählte, daß er jetzt willens sei, die Agentur für eine Champagner- und Kognakfirma zu übernehmen — darauf verstehe er sich, und es sei eine leichte, angenehme Arbeit, man sei sein eigner Herr, schreibe sich hie und da ein bißchen in sein Notizbuch und habe im Handumdrehen dreißig Taler verdient — lieh sich hierauf vierzig Schillinge von Frau Permaneder, um der ersten Liebhaberin vom Stadttheater ein Bukett überreichen zu können, kam, Gott weiß, infolge welcher Ideenverbindung auf „Maria" und das „Laster" in London zu sprechen, verfiel in die Geschichte des räudigen Hundes, der in einer Schachtel von Valparaiso nach San Franzisko gereist war, und erzählte nun, da er im Zuge war, mit einer solchen Fülle, Schwunghaftigkeit und Komik, daß er einen Saal voll Menschen hätte unterhalten können.

Er geriet in Begeisterung, er redete in Zungen. Er sprach Englisch, Spanisch, Plattdeutsch und Hamburgisch, er

ſchilderte chileniſche Meſſerabenteurer und Diebsaffären aus Whitechapel, verfiel darauf, einen Blick in ſeinen Vorrat von Couplets tun zu laſſen und ſang oder ſprach mit muſtergültigem Mienenſpiel und einem pittoresken Talent in den Handbewegungen:

„Ick güng ſo ganz pomad'
So up de Eſplanad',
Da güng ſo'n lüttje Deern
So vor mir up;
Die hatt' ſo'n feinen Pli
Mi ſo'n franzöſ'ſchen cu
Und 'n groten Deller achter up'm Kopp
Ick ſeg: ‚Mein liebes Kind,
Weil Sie ſo nüdlich ſind,
Erlauben Sie mir Ihren Arm vielleicht?'
Sie dreit ſik um ſo recht
Und — kiekt — mi an — und ſegt: — —
‚Ga man na Hus, mi Jung, und ſi vergneugt!'"

Und kaum war er hiermit fertig, als er zu Berichten aus dem Zirkus Renz überging und die ganze Entree eines engliſchen Sprechclowns in einer Art wiederzugeben begann, daß man ſich einbilden konnte, vor der Manege zu ſitzen. Man vernahm das übliche Geſchrei ſchon hinter der Gardine, das „Machen Sie mich die Türe auf!", die Streitigkeiten mit dem Stallmeiſter und dann, in breitem und jammerndem Engliſch-Deutſch eine Reihe von Erzählungen. Es war die Geſchichte von dem Manne, der im Schlafe eine Maus verſchluckt und ſich deshalb zum Tierarzt begibt, welcher ihm ſeinerſeits rät, nunmehr auch eine Katze zu verſchlucken ... Die Geſchichte von „Meiner Großmutter, friſch und geſund wie die Frau war", in welcher

ebendieſer Großmutter auf dem Wege zum Bahnhofe tauſend Abenteuer begegnen und ihr ſchließlich, friſch und geſund wie die Frau war, der Zug vor der Naſe davonfährt . . . worauf Chriſtian die Pointe mit einem triumphierenden „Muſik, Herr Kapellmeiſter!“ abbrach und ſelbſt, wie erwachend, ganz erſtaunt ſchien, daß die Muſik nicht einſetzte . . .

Und dann, ganz plötzlich, verſtummte er, veränderte ſich ſein Geſicht, erſchlafften ſeine Bewegungen. Seine kleinen, runden, tiefliegenden Augen begannen mit unruhigem Ernſt nach allen Richtungen zu wandern, er ſtrich mit der Hand an ſeiner linken Seite hinunter, es war, als horche er in ſein Inneres hinein, woſelbſt Seltſames geſchah . . . Er trank noch ein Gläschen Likör, ward noch einmal ein wenig aufgeräumter, verſuchte noch eine Geſchichte zu erzählen und brach dann in ziemlich deprimierter Stimmung auf.

Frau Permaneder, die in dieſer Zeit ausnehmend lachluſtig war und ſich köſtlich amüſiert hatte, begleitete ihren Bruder in ausgelaſſener Laune zur Treppe. „Adieu, Herr Agent!“ ſagte ſie. „Minneſänger! Mädchenfänger! Altes Schaf! Komm bald mal wieder!“ Und ſie lachte aus vollem Halſe hinter ihm drein und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Aber Chriſtian Buddenbrook focht das nicht an; er überhörte es, denn er war in Gedanken. Na, dachte er, nun will ich mal ein bißchen nach Quiſiſana gehen. Und den Hut etwas ſchief auf dem Kopf, geſtützt auf ſeinen Stock mit der Nonnenbüſte, langſam, ſteif und ein wenig lahmend ging er die Treppe hinab.

Zweites Kapitel

Es war im Frühling des Jahres achtundſechzig, als Frau Permaneder eines Abends gegen zehn Uhr ſich in der erſten Etage des Fiſchergrubenhauſes einſtellte. Senator Buddenbrook ſaß allein im Wohnzimmer, das mit olivenfarbenen Ripsmöbeln ausgeſtattet war, an dem runden Mitteltiſche im Lichte der großen Gaslampe, die vom Plafond herabhing. Er hatte die Berliner Börſenzeitung vor ſich ausgebreitet und las, leicht über den Tiſch gebeugt, ſeine Zigarette zwiſchen Zeige- und Mittelfinger der Linken und auf der Naſe ein goldenes Pincenez, deſſen er ſich ſeit einiger Zeit bei der Arbeit bedienen mußte. Er hörte die Schritte ſeiner Schweſter durch das Eßzimmer kommen, nahm das Glas von den Augen und blickte geſpannt in das Dunkel hinein, bis Tony zwiſchen den Portieren und im Lichtbereich auftauchte.

Oh, du biſt es. Guten Abend. Schon zurück von Pöppenrade? Wie geht es deinen Freunden?"

„Guten Abend, Tom! Danke, Armgard iſt wohlauf ... Du biſt hier ganz einſam?"

„Ja, du kommſt mir ſehr erwünſcht. Ich habe heute abend ſo allein eſſen müſſen, wie der Papſt; denn Fräulein Jungmann kommt als Geſellſchaft nicht recht in Betracht, weil ſie jeden Augenblick aufſpringt und hinausläuft, um nach Hanno zu ſehen ... Gerda iſt im Kaſino. Tamayo geigt dort. Chriſtian hat ſie abgeholt ..."

„Dauſend! um wie Mutter zu reden. — Ja, ich habe in letzter Zeit bemerkt, Tom, daß Gerda und Chriſtian ſich gut vertragen."

„Ich auch. Seit er dauernd hier ist, fängt sie an, Geschmack an ihm zu gewinnen. Sie hört auch ganz aufmerksam zu, wenn er seine Leiden beschreibt ... Mein Gott, er amüsiert sie. Neulich sagte sie zu mir: ‚Er ist kein Bürger, Thomas! Er ist noch weniger ein Bürger, als du!‘ ...“

„Bürger ... Bürger, Tom?! Ha, mir scheint, daß es auf Gottes weiter Welt keinen besseren Bürger als du ...“

„Nun ja; nicht grade so zu verstehen! ... Leg' ein bißchen ab, mein Kind. Dein Aussehen ist süperb. Die Landluft hat dir gut getan?“

„Vortrefflich!“ sagte sie, indem sie ihre Mantille und den Capothut mit lilaseidenen Bändern beiseitelegte und sich in majestätischer Haltung auf einem der Fauteuils am Tische niederließ ... „Magen und Nachtruhe, alles hat sich gebessert in dieser kurzen Zeit. Diese kuhwarme Milch und diese Würste und Schinken ... man gedeiht, wie das Vieh und das Korn. Und dieser frische Honig, Tom, ich habe ihn immer für eines der besten Nahrungsmittel gehalten. Das ist reines Naturprodukt! Da weiß man doch, was man verschluckt! Ja, es war wahrhaftig liebenswürdig von Armgard, daß sie sich unserer alten Pensionsfreundschaft erinnerte und mich einlud. Und Herr von Maiboom war gleichfalls von einer Zuvorkommenheit ... Sie baten mich so inständig, doch noch ein paar Wochen zu bleiben, aber du weißt: Erika behilft sich nur schwer ohne mich, und besonders jetzt, da die kleine Elisabeth auf der Welt ist ...“

„A propos, wie geht es dem Kinde?“

„Danke, Tom, es macht sich; es ist gottlob recht gut bei Schick für seine vier Monate, obgleich Friederike, Henriette und Pfiffi es nicht für lebensfähig hielten ...“

„Und Weinschenk? Wie fühlt er sich als Vater? Ich sehe ihn ja eigentlich nur Donnerstags . . .“

„Oh, der ist unverändert! Siehst du: er ist ein so braver und fleißiger Mann, und in gewisser Weise ja auch das Muster eines Ehegatten, denn er verachtet die Wirtshäuser, kommt vom Bureau geraden Weges nach Hause und verbringt seine Freistunden bei uns. Aber nun ist die Sache die, Tom, — unter uns können wir ja offen darüber reden —: Er verlangt von Erika, daß sie beständig heiter ist, beständig spricht und scherzt, denn wenn er abgearbeitet und verstimmt nach Hause kommt, sagt er, dann will er, daß seine Frau ihn in leichter und fröhlicher Weise unterhält, ihn amüsiert und aufheitert; dazu, sagt er, sei die Frau auf der Welt . . .“

„Dummkopf!“ murmelte der Senator.

„Wie? . . . Nun, das Schlimme ist, daß Erika ein wenig zur Melancholie neigt, Tom, sie muß es von mir haben. Sie ist hier und da ernst und schweigsam und gedankenvoll, und dann schilt er sie und braust auf, in Worten, die, ehrlich gesagt, nicht immer ganz zartfühlend sind. Man merkt es eben allzu häufig, daß er eigentlich kein Mann von Familie ist und das, was man eine vornehme Erziehung nennt, leider nicht genossen hat. Ja, ich gestehe dir offen: noch ein paar Tage vor meiner Abreise nach Pöppenrade ist es vorgekommen, daß er den Deckel der Suppenterrine am Boden zerschlagen hat, weil die Suppe versalzen war . . .“

„Allerliebst!“

„Nein, im Gegenteil. Aber wir wollen ihn deshalb nicht verurteilen. Mein Gott, wir sind alle mit Mängeln

behaftet, und ein so tüchtiger, gediegener und arbeitsamer Mann ... behüte ... Nein, Tom, eine rauhe Außenseite und ein guter Kern, das ist noch nicht das Schlimmste im irdischen Leben. Ich komme soeben aus Verhältnissen, will ich dir sagen, die trauriger sind. Armgard hat, wenn sie mit mir allein war, bitterlich geweint ..."

Was du sagst! — Herr von Maiboom? ..."

„Ja, Tom; und darauf wollte ich hinaus. Wir sitzen hier und plaudern, aber in Wirklichkeit bin ich heute abend in einer sehr ernsten und wichtigen Angelegenheit gekommen."

„Nun? Was ist es denn mit Herrn von Maiboom?"

„Ralf von Maiboom ist ein liebenswürdiger Mann, Thomas, aber er ist ein Junker Leichtfuß, ein Daus. Er spielt in Rostock, er spielt in Warnemünde, und seine Schulden sind wie Sand am Meer. Man sollte es nicht glauben, wenn man ein paar Wochen auf Pöppenrade lebt! Das Herrenhaus ist vornehm, und alles ringsumher gedeiht, und an Milch und Wurst und Schinken ist kein Mangel. Man hat auf so einem Gute manchmal gar keinen Maßstab für die tatsächlichen Verhältnisse ... Kurz, sie sind in Wahrheit aufs jämmerlichste zerrüttet, Tom, was Armgard mir unter herzbrechendem Schluchzen gestanden hat."

„Traurig, traurig."

„Das sage du nur noch einmal. Aber die Sache ist nun diese, daß, wie sich mir herausgestellt hat, die Leute mich nicht aus ganz uneigennützigem Antriebe zu sich eingeladen haben."

„Wieso?"

„Das will ich dir sagen, Tom. Herr von Maiboom braucht Geld, er braucht sofort eine größere Summe, und

da er die alte Freundſchaft kannte, die zwiſchen ſeiner Frau und mir beſteht, und wußte, daß ich deine Schweſter bin, ſo hat er in ſeiner Bedrängnis ſich hinter ſeine Frau geſteckt, die ihrerſeits ſich hinter mich geſteckt hat . . . verſtehſt du?"

Der Senator bewegte die Fingerſpitzen ſeiner Rechten auf ſeinem Scheitel hin und her und verzog ein wenig das Geſicht.

„Ich glaube, ja", ſagte er. „Deine ernſte und wichtige Angelegenheit ſcheint mir auf einen Vorſchuß auf die Pöppenrader Ernte hinauszulaufen, wenn ich nicht irre? Aber da habt ihr euch, du und deine Freunde, nicht an den richtigen Mann gewandt, wie mich dünkt. Erſtens nämlich habe ich noch niemals ein Geſchäft mit Herrn von Maiboom gemacht, und dies wäre denn doch wohl eine ziemlich ſonderbare Anknüpfung von Beziehungen. Zweitens haben wir, Urgroßvater, Großvater, Vater und ich, wohl hie und da den Landleuten Vorſchüſſe gezahlt, wenn anders ſie durch ihre Perſönlichkeit und ſonſtigen Verhältniſſe eine gewiſſe Sicherheit boten . . . Wie du ſelbſt mir aber vor zwei Minuten Herrn von Maibooms Perſönlichkeit und Verhältniſſe charakteriſiert haſt, kann doch von ſolcher Sicherheit hier kaum die Rede ſein . . ."

„Du biſt im Irrtum, Tom. Ich habe dich ausreden laſſen, aber du biſt im Irrtum. Es kann ſich hier nicht um irgendeinen Vorſchuß handeln. Maiboom braucht fünfunddreißigtauſend Kurantmark . . ."

„Donnerwetter!"

„Fünfunddreißigtauſend Kurantmark, die binnen knapper zwei Wochen fällig ſind. Das Meſſer ſteht ihm an der

Kehle, und, um deutlich zu sein: er muß zusehen, schon jetzt, sofort, zu verkaufen."

„Auf dem Halm? Oh, o der arme Kerl!" Und der Senator, der mit dem Pincenez auf der Tischdecke spielte, schüttelte den Kopf. „Aber das scheint mir für unsere Verhältnisse ein ziemlich ungewöhnlicher Fall zu sein", sagte er. „Ich habe von solchen Geschäften hauptsächlich aus Hessen gehört, wo ein nicht kleiner Teil der Landleute in den Händen von Juden ist ... Wer weiß, in das Netz welches Halsabschneiders der arme Herr von Maiboom gerät ..."

„Juden? Halsabschneider?" rief Frau Permaneder überaus verwundert ... „Aber es ist von dir die Rede, Tom, von dir!"

Plötzlich warf Thomas Buddenbrook das Pincenez vor sich hin auf den Tisch, so daß es ein Stück auf der Zeitung entlang glitt, und wandte mit einem Ruck den ganzen Oberkörper seiner Schwester zu.

„Von — mir?" fragte er mit den Lippen, ohne einen Ton von sich zu geben; und dann setzte er laut hinzu: „Geh schlafen, Tony! Du bist ja übermüde."

„Ja, Tom, so sagte Ida Jungmann abends zu uns, wenn wir gerade anfingen, vergnügt zu werden. Aber ich versichere dich, daß ich niemals wacher und munterer gewesen bin, als jetzt, wo ich bei Nacht und Nebel zu dir komme, um dir Armgards — also, indirekt, Rolf von Maibooms Vorschlag zu machen ..."

„Nun, ich halte diesen Vorschlag deiner Naivität und der Ratlosigkeit der Maibooms zugute."

„Ratlosigkeit? Naivität? Ich verstehe dich nicht, Thomas, ich bin leider weit entfernt davon! Dir wird Ge-

legenheit geboten, eine gute Tat zu tun und gleichzeitig das beste Geschäft deines Lebens zu machen . . ."

„Ach was, meine Liebe, du redest lauter Unsinn!" rief der Senator und warf sich sehr ungeduldig zurück. „Verzeih, aber du kannst einen mit deiner Unschuld in Harnisch jagen! Du begreifst also nicht, daß du mir hier zu etwas höchst Unwürdigem, zu unreinlichen Manipulationen rätst? Ich soll im Trüben fischen? Einen Menschen brutal ausbeuten? Die Bedrängnis dieses Gutsbesitzers benützen, um den Wehrlosen übers Ohr zu hauen? Ihn zwingen, mir die Ernte eines Jahres gegen den halben Preis abzutreten, damit ich einen Wucherprofit einstreichen kann?"

„Ach, so siehst du die Sache an", sagte Frau Permaneder eingeschüchtert und nachdenklich. Und wieder lebhaft fuhr sie fort: „Aber es ist nicht nötig, durchaus nicht nötig, Tom, es von dieser Seite zu nehmen! Ihn zwingen? Aber er kommt ja zu dir. Er benötigt das Geld, und er möchte die Sache auf dem Wege der Freundschaft erledigen; unter der Hand, in aller Stille. Darum hat er die Verbindung mit uns aufgespürt, und darum bin ich eingeladen worden!"

„Kurz, er täuscht sich über mich und den Charakter meiner Firma. Ich habe meine Überlieferungen. Ein solches Geschäft ist von uns in hundert Jahren nicht gemacht worden, und ich bin nicht gesonnen, mit derartigen Manövern den Anfang zu machen."

„Gewiß, du hast deine Überlieferungen, Tom, und jederlei Achtung davor! Sicherlich, Vater hätte sich hierauf nicht eingelassen; bewahre; wer behauptet das? . . . Aber so dumm ich bin, das weiß ich, daß du ein ganz anderer Mensch bist, als Vater, und daß, als du die Geschäfte

übernahmst, du einen ganz anderen Wind wehen ließest, als er, und daß du unterdessen manches getan hast, was er nicht getan haben würde. Dafür bist du jung und ein unternehmender Kopf. Aber ich fürchte immer, du hast dich in letzter Zeit durch ein und das andere Mißgeschick einschüchtern lassen ... und wenn du jetzt nicht mehr mit so gutem Erfolge arbeitest, wie früher, so liegt das daran, daß du dir aus lauter Vorsicht und ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Gelegenheit zu guten Coups entschlüpfen läßt ..."

„Ach, ich bitte dich, liebes Kind, du reizest mich!" sagte der Senator mit scharfer Stimme und wandte sich hin und her. „Sprechen wir doch von etwas anderem!"

„Ja, du bist gereizt, Thomas, ich sehe es wohl. Du warst es von Anfang an, und gerade darum habe ich weitergeredet, um dir zu beweisen, daß du dich zu Unrecht beleidigt fühlst. Wenn ich mich aber frage, warum du gereizt bist, so kann ich mir nur sagen, daß du im Grunde doch nicht so ganz abgeneigt bist, dich mit der Sache zu beschäftigen. Denn ein so dummes Weib ich bin, das weiß ich aus mir selbst und von anderen Leuten, daß man im Leben über einen Vorschlag nur dann erregt und böse wird wenn man sich in seinem Widerstande nicht ganz sicher fühlt und innerlich sehr versucht ist, darauf einzugehen."

„Sehr fein", sagte der Senator, zerbiß das Mundstück seiner Zigarette und schwieg.

„Fein? Ha, nein, das ist die einfachste Erfahrung, die das Leben mich gelehrt hat. Aber laß es gut sein, Tom. Ich will nicht in dich dringen. Kann ich dich zu einer solchen Sache überreden? Nein, dazu fehlen mir die Kenntnisse. Ich bin bloß ein dummes Ding ... Schade ...

Nun, gleichviel. Es hat mich ſehr intereſſiert. Ich war einerſeits erſchrocken und betrübt für Maibooms, andererſeits aber froh für dich. Ich habe mir gedacht: Tom geht ſeit einiger Zeit ein bißchen freudelos umher. Früher klagte er, und jetzt klagt er ſchon nicht einmal mehr. Er hat hie und da Geld verloren, die Zeiten ſind ſchlecht, und das grade jetzt, da meine Lage ſich eben wieder durch Gottes Güte verbeſſert hat und ich mich glücklich fühle. Und dann habe ich mir gedacht: Dies iſt etwas für ihn, ein Coup, ein guter Fang. Damit kann er manche Scharte auswetzen und den Leuten zeigen, daß bis heute die Firma Johann Buddenbrook noch nicht gänzlich vom Glücke verlaſſen iſt. Und wenn du darauf eingegangen wäreſt, ſo wäre ich ſehr ſtolz geweſen, die Sache vermittelt zu haben, denn du weiſt, daß es immer mein Traum und meine Sehnſucht geweſen iſt, unſerem Namen dienſtlich zu ſein ... Genug ... nun iſt alſo die Frage wohl erledigt. — Was mich aber ärgert, das iſt der Gedanke, daß Maiboom ja dennoch und in jedem Falle auf dem Halm verkaufen muß, Tom, und wenn er hier in der Stadt ſich umſieht, ſo wird er ſchon Käufer finden .. er wird ſchon einen finden ... und das wird Hermann Hagenſtröm ſein, ha, das Filou ...“

„Oh, ja, man darf zweifeln, ob er die Sache von der Hand weiſen würde“, ſagte der Senator mit Bitterkeit; und Frau Permaneder antwortete dreimal hintereinander: „Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, ſiehſt du wohl?!“

Plötzlich begann Thomas Buddenbrook den Kopf zu ſchütteln und ärgerlich zu lachen.

„Es iſt albern ... Wir ſprechen hier, mit einem großen Aufwand von Ernſt, — wenigſtens deinerſeits — über

etwas ganz Unbestimmtes, vollständig in der Luft Stehendes! Meines Wissens habe ich dich noch nicht einmal gefragt, um was es sich eigentlich handelt, was Herr von Maiboom eigentlich zu verkaufen hat ... Ich kenne ja Pöppenrade gar nicht ..."

„Oh, du hättest natürlich hinfahren müssen!" sagte sie eifrig. Es ist ein Katzensprung bis Rostock, und von dort aus ist es gar nichts mehr! Was er zu verkaufen hat? Pöppenrade ist ein großes Gut. Ich weiß positiv, daß es mehr als tausend Sack Weizen bringt ... Aber mir ist nichts Genaueres bekannt. Wie es mit Roggen, Hafer und Gerste bestellt? Sind es 500 Sack von jedem? Mehr oder weniger? Ich weiß es nicht. Es steht alles herrlich, das kann ich sagen. Aber ich kann dir nicht mit Zahlen dienen, Tom, ich bin eine Gans. Du müßtest natürlich hinfahren ..."

Eine Pause entstand.

„Nun, es ist nicht der Mühe wert, zwei Worte darüber zu verlieren", sagte der Senator kurz und fest, ergriff sein Pincenez, schob es in die Westentasche, knöpfte seinen Rock zu, erhob sich und fing an, mit raschen, starken und freien Bewegungen, die jedes Zeichen von Nachdenklichkeit geflissentlich ausschlossen, im Zimmer hin und her zu gehen.

Dann blieb er am Tische stehen, und während er sich ein wenig darüber hin seiner Schwester entgegenbeugte und mit der Spitze des gekrümmten Zeigefingers leicht auf die Platte schlug, sagte er: „Ich werde dir mal eine Geschichte erzählen, meine liebe Tony, die dir zeigen soll, wie ich mich zu dieser Sache verhalte. Ich kenne dein faible für den Adel im allgemeinen und die mecklenburgische Noblesse im

besonderen, und darum bitte ich dich um Geduld, wenn in meiner Geschichte einer dieser Herren einen Denkzettel erhält ... Du weißt, unter ihnen ist dieser und jener, der den Kaufleuten, obgleich sie ihm doch so nötig sind, wie er ihnen, nicht allzuviel Hochachtung entgegenbringt, die — bis zu einem gewissen Grade anzuerkennende — Überlegenheit des Produzenten über den Zwischenhändler im geschäftlichen Verkehre allzusehr betont und, kurz, den Kaufmann mit nicht sehr anderen Augen ansieht, als den hausierenden Juden, dem man, mit dem Bewußtsein, übervorteilt zu werden, getragene Kleider überläßt. Ich schmeichle mir, im allgemeinen den Eindruck eines moralisch minderwertigen Ausbeuters auf die Herren nicht gemacht zu haben, und habe unter ihnen weit zähere Händler angetroffen, als ich bin. Bei einem aber bedurfte es erst des folgenden kleinen Gewaltstreichs, um mich ihm gesellschaftlich ein wenig näher zu bringen ... Es war der Herr von Groß-Poggendorf, von dem du gewiß gehört hast, und mit dem ich vor Jahr und Tag vielfach zu tun hatte: Graf Strelitz, ein höchst feudaler Mann mit einem viereckigen Glas im Auge .. ich begriff niemals, daß er sich nicht schnitt ... lackierten Stulpstiefeln und einer Reitpeitsche mit goldenem Griff. Er hatte die Gewohnheit, mit halb geöffnetem Munde und halb geschlossenen Augen von einer unbegreiflichen Höhe auf mich herabzublicken ... Mein erster Besuch bei ihm war bedeutsam. Nach einer einleitenden Korrespondenz fuhr ich zu ihm und trat, vom Bedienten gemeldet, ins Arbeitszimmer. Graf Strelitz saß am Schreibtisch. Er erwidert meine Verbeugung, indem er sich halbwegs vom Sessel erhebt, schreibt die letzte Zeile eines Briefes, wendet sich dann zu

mir, indem er über mich hinwegsieht, und beginnt die Unterhandlungen über seine Ware. Ich lehne am Sofatische, kreuze Arme und Beine und bin amüsiert. Ich stehe fünf Minuten lang im Gespräche. Nach weiteren fünf Minuten setze ich mich auf den Tisch und lasse ein Bein in der Luft schaukeln. Unsere Verhandlungen nehmen ihren Fortgang, und nach Verlauf einer Viertelstunde sagt er mit einer wirklich gnädigen Handbewegung leichthin: „Wollen Sie nicht übrigens einen Stuhl nehmen?" — „Wie?" sagte ich ... „Oh, nicht nötig! Ich sitze längst."

„Sagtest du? Sagtest du es?" rief Frau Permaneder entzückt ... Sofort hatte sie alles Vorhergehende beinahe vergessen und lebte vollständig in dieser Anekdote. „Du saßest längst! Es ist ausgezeichnet! ...

„Nun ja; und ich versichere dich, daß der Graf von diesem Augenblick an sein Benehmen durchaus änderte, daß er mir die Hand reichte, wenn ich kam, mich zum Sitzen nötigte ... und daß wir in der Folge geradezu befreundet geworden sind. Warum aber erzähle ich dir das? Um dich zu fragen: Würde ich wohl das Herz, das Recht, die innere Sicherheit haben, auch Herrn von Maiboom in dieser Weise zu belehren, wenn er, mit mir über den Pauschalpreis für seine Ernte verhandelnd, vergessen sollte, mir — einen Stuhl anzubieten ...?"

Frau Permaneder schwieg. „Gut", sagte sie dann und stand auf. „Du sollst recht haben, Tom, und wie ich schon sagte, ich will nicht in dich dringen. Du mußt wissen, was du zu tun und was du zu lassen hast, und damit Punktum Wenn du mir nur glaubst, daß ich in guter Absicht gesprochen habe ... Abgemacht! Gute Nacht, Tom! ...

Oder nein, warte. Ich muß zuvor deinem Hanno einen Kuß geben und die gute Ida begrüßen . . . Ich gucke dann hier noch einmal herein . . ."

Und damit ging ſie.

Drittes Kapitel

Sie ſtieg die Treppe zur zweiten Etage hinan, ließ den „Altan" zur Rechten liegen, ging an dem weißgoldenen Geländer der Galerie entlang und durchſchritt ein Vorzimmer, deſſen Tür zum Korridor offen ſtand und von dem ein zweiter Ausgang linkerſeits in das Ankleidezimmer des Senators führte. Dann drückte ſie vorſichtig auf den Griff der geradeaus gelegenen Tür und trat ein.

Es war eine außerordentlich geräumige Stube, deren Fenſter mit faltigen, großgeblümten Vorhängen verhüllt waren. Die Wände waren ein wenig kahl. Abgeſehen von einem ſehr großen ſchwarzgerahmten Stich, der über Fräulein Jungmanns Bett hing und Giacomo Meyerbeer, umgeben von den Geſtalten ſeiner Opern, darſtellte, gab es nur noch eine Anzahl von engliſchen Buntdrucken, die Kinder mit gelbem Haar und roten Babykleidern darſtellten und mit Stecknadeln an der hellen Tapete befeſtigt waren. Ida Jungmann ſaß in der Mitte des Zimmers an dem großen Ausziehtiſch und ſtopfte Hannos Strümpfchen. Die treue Preußin ſtand nun am Anfang der Fünfziger, aber obgleich ſie ſehr früh begonnen hatte, zu ergrauen, war ihr glatter Scheitel doch noch immer nicht weiß geworden, ſondern in einem beſtimmten Zuſtande der Melierung verblieben, und ihre aufrechte Geſtalt war ſo ſtarkknochig und

rüstig, ihre braunen Augen waren so frisch, klar und unermüdlich wie vor zwanzig Jahren.

„Guten Abend, Ida, du gute Seele!“ sagte Frau Permaneder gedämpft aber fröhlich, denn die kleine Erzählung ihres Bruders hatte sie in die beste Stimmung versetzt. „Wie geht es dir, du altes Möbel?“

„Ei, ei, Tonychen; Möbel, mein Kindchen? So spät noch hier?“

„Ja, ich war bei meinem Bruder . . . in Geschäften, die keinen Aufschub duldeten . . . Leider hat sich die Sache zerschlagen . . . Schläft er?“ fragte sie und wies mit dem Kinn nach dem kleinen Bette, welches an der linken Seitenwand stand, das grünverhüllte Kopfende hart an der hohen Tür, die zum Schlafzimmer Senator Buddenbrooks und seiner Gattin führte . . .

„Pst“, sagte Ida; „ja, er schläft.“ Und Frau Permaneder trat auf den Zehenspitzen an das Bettchen, lüftete vorsichtig die Gardinen und lugte gebückt in das Gesicht ihres schlafenden Neffen.

Der kleine Johann Buddenbrook lag auf dem Rücken, hatte aber sein von dem langen, hellbraunen Haar umrahmtes Gesichtchen dem Zimmer zugewandt und atmete mit einem leichten Geräusch in das Kopfkissen hinein. Von seinen Händen, deren Finger kaum aus den viel zu langen und weiten Ärmeln seines Nachthemdes hervorsahen, lag die eine auf seiner Brust, die andere neben ihm auf der Steppdecke, und dann und wann zuckten die gekrümmten Finger leise. Auch an den halb geöffneten Lippen war eine schwache Bewegung bemerkbar, als versuchten sie, Worte zu bilden. Von Zeit zu Zeit ging, von unten nach oben,

etwas Schmerzliches über dieſes ganze Geſichtchen, das, mit einem Erzittern des Kinnes beginnend, ſich über die Mundpartie fortpflanzte, die zarten Nüſtern vibrieren ließ und die Muskeln der ſchmalen Stirn in Bewegung verſetzte ... Die langen Wimpern vermochten nicht die bläulichen Schatten zu verdecken, die in den Augenwinkeln lagerten.

„Er träumt", ſagte Frau Permaneder gerührt. Dann beugte ſie ſich über das Kind, küßte behutſam ſeine ſchlafwarme Wange, ordnete mit Sorgfalt die Gardine und trat wieder an den Tiſch, wo Ida, im gelben Schein der Lampe, einen neuen Strumpf über die Stopfkugel zog, das Loch prüfte und es zu ſchließen begann.

„Du ſtopfſt, Ida. Merkwürdig, ich kenne dich eigentlich gar nicht anders!"

„Ja, ja, Tonychen . . Was das Jungchen alles zerreißt, ſeit er zur Schule geht!"

„Aber er iſt doch ein ſo ſtilles und ſanftes Kind?"

„Ja, ja ... Aber doch."

„Geht er denn gern zur Schule?"

„Nein, nein, Tonychen! Hätt' lieber noch bei mir weiter lernen wollen. Und ich hätt's auch gewünſcht, mein Kindchen, denn die Herren kennen ihn ja nicht ſo von klein auf, wie ich, und wiſſen es nicht ſo, wie man ihn nehmen muß beim Lernen ... Das Aufmerken wird ihm oft ſchwer, und er wird raſch müde ..."

„Der Arme! Hat er ſchon Schläge bekommen?"

„Aber nein! Mei boje kochhanne ... ſie werden doch nicht ſo hartherz'g ſein wollen! Wenn das Jungchen ſie anſieht ..."

„Wie war's denn eigentlich, als er zum ersten Male hinging? Hat er geweint?"

„Ja, das hat er. Er weint so leicht . . . Nicht laut, aber so in sich hinein . . . Und dann hat er deinen Herrn Bruder am Rock festhalten wollen und immer wieder gebeten, er möchte dableiben . . ."

„So, hat mein Bruder ihn hingebracht? . . . Ja, das ist ein schwerer Moment, Ida, glaube mir. Ha, ich weiß es wie gestern! Ich heulte . . . ich versichere dich, ich heulte wie ein Kettenhund, es wurde mir entsetzlich schwer. Und warum? Weil ich es zu Hause so gut gehabt hatte, gerade wie Hanno. Die Kinder aus vornehmen Häusern weinten alle, das ist mir sofort aufgefallen, während die anderen sich gar nichts daraus machten und uns anglotzten und grinsten . . . Gott! was ist ihm, Ida —?!"

Sie vollendete ihre Handbewegung nicht und wandte sich erschrocken nach dem Bettchen um, von wo ein Schrei ihr Plaudern unterbrochen hatte, ein Angstschrei, der sich im nächsten Augenblick mit noch gequälterem, noch entsetzterem Ausdruck wiederholte und dann drei-, vier-, fünfmal rasch nacheinander erklang . . . „Oh! oh! oh!" ein vor Grauen überlauter, entrüsteter und verzweifelter Protest, der sich gegen etwas Abscheuliches richten mußte, was sich zeigte oder geschah . . . Im nächsten Augenblick stand der kleine Johann aufrecht im Bette, und während er unverständliche Worte stammelte, blickten seine weitgeöffneten, so eigenartig goldbraunen Augen, ohne etwas von der Wirklichkeit wahrzunehmen, starr in eine gänzlich andere Welt hinein . . .

„Nichts", sagte Ida. „Der pavor. Ach, das ist manch-

mal noch viel ärger.“ Und in aller Ruhe legte sie die Arbeit beiseite, ging mit ihren langen, schweren Schritten auf Hanno zu und legte ihn, während sie mit tiefer, beruhigender Stimme zu ihm sprach, wieder unter die Decke.

„Ja, so, der pavor ...“ wiederholte Frau Permaneder. „Wacht er nun?“

Aber Hanno wachte keineswegs, obgleich seine Augen weit und starr blieben und seine Lippen fortfuhren, sich zu bewegen ...

„Wie? So ... so ... Nun hören wir auf zu plappern ... Was sagst du?“ fragte Ida; und auch Frau Permaneder trat näher, um auf dies unruhige Murmeln und Stammeln zu horchen.

„Will ich ... in mein ... Gärtlein gehn ...“ sagte Hanno mit schwerer Zunge, „will mein' Zwiebeln gießen ...“

„Er sagt seine Gedichte her“, erklärte Ida Jungmann mit Kopfschütteln. „So, so! Genug, schlaf nun, mein Jungchen! ...“

„Steht ein ... bucklicht Männlein da, ... fängt als an zu niesen ...“ sagte Hanno und seufzte dann. Plötzlich aber veränderte sich sein Gesichtsausdruck, seine Augen schlossen sich halb, er bewegte den Kopf auf dem Kissen hin und her, und mit leiser, schmerzlicher Stimme fuhr er fort:

„Der Mond der scheint,
Das Kindlein weint,
Die Glock schlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf! ...“

Bei diesen Worten aber schluchzte er tief auf, Tränen traten hinter seinen Wimpern hervor, liefen langsam über

seine Wangen . . . und hiervon erwachte er. Er umarmte Ida, sah sich mit nassen Augen um, murmelte befriedigt etwas von „Tante Tony", schob sich ein wenig zurecht und schlief dann ruhig weiter.

„Sonderbar!" sagte Frau Permaneder, als Ida sich wieder an den Tisch setzte. „Was für Gedichte waren das, Ida?"

„Sie stehen in seinem Lesebuch", antwortete Fräulein Jungmann, „und darunter ist gedruckt: ‚Des Knaben Wunderhorn'. Sie sind kurios . . . Er hat sie in diesen Tagen lernen müssen, und über das mit dem Männlein hat er viel gesprochen. Kennst du es? . . . Recht graulich ist es. Dies bucklige Männlein steht überall, zerbricht den Kochtopf, ißt das Mus, stiehlt das Holz, läßt das Spinnrad nicht gehen, lacht einen aus . . . und dann, zum Schlusse, bittet es auch noch, man möge es in sein Gebet einschließen! Ja, das hat es dem Jungchen nun angetan. Er hat tagein — tagaus darüber nachgedacht. Weißt du, was er sagte? Zwei-, dreimal hat er gesagt: ‚Nicht wahr, Ida, es tut es nicht aus Schlechtigkeit, nicht aus Schlechtigkeit! . . . Es tut es aus Traurigkeit und ist dann noch trauriger darüber . . . Wenn man betet, so braucht es das alles nicht mehr zu tun.' Und heute abend noch, als seine Mama ihm Gute Nacht sagte, bevor sie ins Konzert ging, hat er sie gefragt, ob er auch für das bucklige Männlein beten solle . . ."

„Und hat es auch getan?"

„Nicht laut, aber wahrscheinlich im stillen . . . Aber über das andere Gedicht, das ‚Ammenuhr' heißt, hat er gar nicht gesprochen, sondern nur geweint. Er gerät so

leicht ins Weinen, das Jungchen, und kann dann lange nicht aufhören . . .“

„Aber, was ist denn so traurig darin?“

„Weiß ich . . . Über den Anfang, die Stelle, bei der er sogar eben im Schlafe schluchzte, kam er beim Aufsagen nie hinweg . . . und auch nachher über den Fuhrmann, der sich schon um drei von der Streu erhebt, hat er geweint . . .“

Frau Permaneder lachte gerührt und machte dann ein ernstes Gesicht.

„Aber ich will dir sagen, Ida, es ist nicht gut, ich halte es nicht für gut, daß ihm alles so nahe geht. Der Fuhrmann steht um drei Uhr auf — nun, mein lieber Gott, dafür ist er ein Fuhrmann! Das Kind — so viel weiß ich schon — neigt dazu, alle Dinge mit zu eindringlichen Augen anzusehen und sich alles zu sehr zu Herzen zu nehmen . . . Das muß an ihm zehren, glaube mir. Man sollte einmal ernstlich mit Grabow sprechen . . . Aber das ist es eben“, fuhr sie fort, indem sie die Arme verschränkte, den Kopf zur Seite neigte und mißmutig mit der Fußspitze auf dem Boden trommelte; „Grabow wird alt, und, abgesehen davon: so herzensgut er ist, ein Biedermann, ein wirklich braver Mensch . . . was seine Eigenschaften als Arzt betrifft, so halte ich nicht gerade große Stücke auf ihn, Ida, Gott verzeihe mir, wenn ich mich in ihm täusche. So zum Beispiel mit Hannos Unruhe, seinem Auffahren bei Nacht, seinen Angstanfällen im Traume . . . Grabow weiß es, und alles, was er tut, ist, daß er uns sagt, was es ist, uns einen lateinischen Namen nennt: pavor nocturnus . . . ja, lieber Gott, das ist sehr belehrend . . . Nein, er ist ein

lieber Mann, ein guter Hausfreund, alles; aber ein Licht ist er nicht. Ein bedeutender Mensch sieht anders aus und zeigt schon in der Jugend, daß etwas an ihm ist. Grabow hat die Zeit von Achtundvierzig mit erlebt; er war ein junger Mann damals. Aber meinst du, daß er sich jemals erregt hat, — über die Freiheit und die Gerechtigkeit und den Umsturz von Privilegien und Willkür? Er ist ein Gelehrter, aber ich bin überzeugt, daß die unerhörten Bundesgesetze von damals über die Universitäten und die Presse ihn vollständig kalt gelassen haben. Er hat sich niemals ein wenig wild gebärdet, niemals ein wenig über die Schnur gehauen ... Er hat immer sein langes, mildes Gesicht gehabt, und nun verordnet er Taube und Franzbrot und, wenn der Fall ernst ist, einen Eßlöffel Altheesaft ... Gute Nacht, Ida ... Ach nein, ich glaube, da gibt es ganz andere Ärzte! ... Schade, daß ich Gerda nicht mehr sehe ... Ja, danke, es ist noch Licht auf dem Korridor ... Gute Nacht."

Als Frau Permaneder im Vorübergehen die Tür zum Eßzimmer öffnete, um, ins Wohnzimmer hinein, auch ihrem Bruder Gute Nacht zuzurufen, sah sie, daß in der ganzen Flucht Licht war, und daß Thomas, die Hände auf dem Rücken, darin hin und wider ging.

Viertes Kapitel

Allein geblieben, hatte der Senator seinen Platz am Tische wieder eingenommen, sein Pincenez hervorgezogen und in der Lektüre seiner Zeitung fortfahren wollen. Aber nach zwei Minuten schon hatten seine Augen sich von dem

bedruckten Papier erhoben, und, ohne die Haltung seines Körpers zu verändern, hatte er lange Zeit geradeaus, zwischen den Portieren hindurch, unverwandt in das Dunkel des Salons geblickt.

Wie bis zur Unkenntlichkeit verändert sein Gesicht sich ausnahm, wenn er sich allein befand! Die Muskeln des Mundes und der Wangen, sonst diszipliniert und zum Gehorsam gezwungen, im Dienste einer unaufhörlichen Willensanstrengung, spannten sich ab, erschlafften; wie eine Maske fiel die längst nur noch künstlich festgehaltene Miene der Wachheit, Umsicht, Liebenswürdigkeit und Energie von diesem Gesichte ab, um es in dem Zustande einer gequälten Müdigkeit zurückzulassen; die Augen mit trübem und stumpfem Ausdruck auf einen Gegenstand gerichtet, ohne ihn zu umfassen, röteten sich, begannen zu tränen — und, ohne Mut zu dem Versuche, auch sich selbst noch zu täuschen, vermochte er von allen Gedanken, die schwer, wirr und ruhelos seinen Kopf erfüllten, nur den einen, verzweifelten festzuhalten, daß Thomas Buddenbrook mit zweiundvierzig Jahren ein ermatteter Mann war.

Er strich langsam und tief aufatmend mit der Hand über Stirn und Augen, entzündete mechanisch eine neue Zigarette, obgleich er wußte, daß es ihm schadete, und fuhr fort, durch den Rauch ins Dunkel zu blicken . . . Welch ein Gegensatz zwischen der leidenden Schlaffheit seiner Züge nnd der eleganten, beinahe martialischen Toilette, die diesem Kopfe gewidmet war — dem parfümierten, lang ausgezogenen Schnurrbart, der peinlich rasierten Glätte von Kinn und Wangen, der sorgfältigen Frisur des Haupthaares, dessen beginnende Lichtung am Wirbel nach Möglichkeit ver-

deckt war, das, in zwei länglichen Einbuchtungen von den zarten Schläfen zurücktretend, einen schmalen Scheitel bildete und über den Ohren nicht mehr lang und gekraust, wie einst, sondern sehr kurz gehalten war, damit man nicht sähe, daß es an dieser Stelle ergraute ... Er selbst empfand ihn, diesen Gegensatz, und er wußte wohl, daß niemandem draußen in der Stadt der Widerstreit entgehen konnte, der zwischen seiner beweglichen, elastischen Aktivität und der matten Blässe seines Gesichtes bestand.

Nicht, daß er in geringerem Maße als ehemals dort draußen eine wichtige und unentbehrliche Persönlichkeit gewesen wäre. Die Freunde wiederholten es, und die Neider konnten es nicht leugnen, daß Bürgermeister Doktor Langhals mit weit vernehmbarer Stimme den Ausspruch seines Vorgängers Oeverdieck bestätigt hatte: Senator Buddenbrook sei des Bürgermeisters rechte Hand. Daß aber die Firma Johann Buddenbrook nicht mehr das war, was sie vorzeiten gewesen, das schien eine so gassenläufige Wahrheit, daß Herr Stuht in der Glockengießerstraße es seiner Frau erzählen konnte, wenn sie mittags zusammen ihre Speckſuppe verzehrten ... und Thomas Buddenbrook stöhnte darüber.

Gleichwohl war er selbst es, der zur Entstehung dieser Anschauungsweise am meisten beigetragen hatte. Er war ein reicher Mann, und keiner der Verluste, die er erlitten, auch den schweren des Jahres sechsundsechzig nicht ausgenommen, hatte die Existenz der Firma ernstlich in Frage stellen können. Aber obgleich er, wie selbstverständlich, fortfuhr, in angemessener Weise zu repräsentieren und seinen Diners die Anzahl von Gängen zu geben, die seine Gäste

von ihnen erwarteten, hatte doch die Vorstellung, sein Glück und Erfolg sei dahin, diese Vorstellung, die mehr eine innere Wahrheit war, als daß sie auf äußere Tatsachen gegründet gewesen wäre, ihn in einen Zustand so argwöhnischer Verzagtheit versetzt, daß er, wie niemals zuvor, das Geld an sich zu halten und in seinem Privatleben in fast kleinlicher Weise zu sparen begann. Hundertmal hatte er den kostspieligen Bau seines neuen Hauses verwünscht, das ihm, so empfand er, nichts als Unheil gebracht hatte. Die Sommerreisen wurden eingestellt, und der kleine Stadtgarten mußte den Aufenthalt am Strande oder im Gebirge ersetzen. Die Mahlzeiten, die er gemeinsam mit seiner Gattin und dem kleinen Hanno einnahm, waren auf sein wiederholtes und strenges Geheiß von einer Einfachheit, die im Gegensatze zu dem weiten, parkettierten Speisezimmer mit seinem hohen und luxuriösen Plafond und seinen prachtvollen Eichenmöbeln komisch wirkte. Während längerer Zeit war Dessert nur für den Sonntag gestattet . . . Die Eleganz seines Äußeren blieb dieselbe; aber Anton, der langjährige Bediente, wußte doch in der Küche zu erzählen, daß der Senator jetzt nur noch jeden zweiten Tag das weiße Hemd wechsele, da die Wäsche das feine Linnen allzu sehr ruiniere. . . . Er wußte noch mehr. Er wußte auch, daß er entlassen werden sollte. Gerda protestierte. Drei Dienstboten seien zur Instandhaltung eines so großen Hauses kaum genug. Es half nichts: mit einem angemessenen Geldgeschenk ward Anton, der so lange den Bock eingenommen hatte, wenn Thomas Buddenbrook in den Senat fuhr, verabschiedet.

Solchen Maßregeln entsprach das freudlose Tempo, das der Geschäftsgang angenommen hatte. Nichts war mehr

zu verspüren von dem neuen und frischen Geiste, mit dem der junge Thomas Buddenbrook einst den Betrieb belebt hatte, — und sein Sozius, Herr Friedrich Wilhelm Marcus, welcher, nur mit geringem Kapitale beteiligt, in keinem Falle bedeutenden Einfluß besessen hätte, war von Natur und Temperament jeder Initiative bar.

Im Laufe der Jahre hatte seine Pedanterie zugenommen und war zur vollständigen Wunderlichkeit geworden. Er brauchte eine Viertelstunde, um sich, unter Schnurrbartstreichen, Räuspern und bedächtigen Seitenblicken, eine Zigarre anzuschneiden und die Spitze in seinen Geldbeutel zu versenken. Des Abends, wenn die Gaslampen jeden Winkel des Kontors taghell erleuchteten, unterließ er es niemals, noch eine brennende Stearinkerze auf sein Pult zu stellen. Nach jeder halben Stunde erhob er sich, um sich zur Wasserleitung zu begeben und seinen Kopf zu begießen. Eines Vormittags lag unordentlicherweise ein leerer Getreidesack unter seinem Pult, den er für eine Katze hielt und zum Gaudium des gesamten Personals unter lauten Verwünschungen zu verjagen suchte ... Nein, er war nicht der Mann, der jetzigen Mattigkeit seines Kompagnons zum Trotz, fördernd in die Geschäfte einzugreifen, und oft erfaßte den Senator, wie jetzt, während er matten Blickes in die Finsternis des Salons hinüberstarrte, die Scham und eine verzweifelte Ungeduld, wenn er sich den unbeträchtlichen Kleinbetrieb, das pfennigweise Geschäftemachen vergegenwärtigte, zu dem sich in letzter Zeit die Firma Johann Buddenbrook erniedrigt hatte.

Aber, war es nicht gut so? Auch das Unglück, dachte er, hat seine Zeit. War es nicht weise, sich still zu ver-

halten, während es in uns herrscht, sich nicht zu rühren, abzuwarten und in Ruhe innere Kräfte zu sammeln? Warum mußte man jetzt mit diesem Vorschlag an ihn herantreten, ihn aus seiner klugen Resignation vor der Zeit aufstören und ihn mit Zweifeln und Bedenken erfüllen! War die Zeit gekommen? War dies ein Fingerzeig? Sollte er ermuntert werden, aufzustehen und einen Schlag zu führen? Mit aller Entschiedenheit, die er seiner Stimme zu geben vermocht, hatte er das Ansinnen zurückgewiesen; aber war, seit Tony aufgebrochen, wirklich das Ganze erledigt? Es schien nicht, denn er saß hier und grübelte. „Man begegnet einem Vorschlage nur dann mit Erregtheit, wenn man sich in seinem Widerstande nicht sicher fühlt" ... Eine verteufelt schlaue Person, diese kleine Tony!

Was hatte er ihr entgegengehalten? Er hatte es sehr gut und eindringlich gesagt, wie er sich erinnerte. „Unreinliche Manipulation ... Im Trüben fischen ... Brutale Ausbeutung ... Einen Wehrlosen übers Ohr hauen ... Wucherprofit ..." ausgezeichnet! Allein es fragte sich, ob dies die Gelegenheit war, so laute Worte ins Gefecht zu führen. Konsul Hermann Hagenström würde sie nicht gesucht und würde sie nicht gefunden haben. War Thomas Buddenbrook ein Geschäftsmann, ein Mann der unbefangenen Tat oder ein skrupulöser Nachdenker?

O ja, das war die Frage; das war von jeher, so lange er denken konnte, seine Frage gewesen! Das Leben war hart, und das Geschäftsleben war in seinem rücksichtslosen und unsentimentalen Verlaufe ein Abbild des großen und ganzen Lebens. Stand Thomas Buddenbrook mit beiden Beinen fest wie seine Väter in diesem harten und praktischen Leben?

Oft genug, von jeher, hatte er Ursache gehabt, daran zu zweifeln! Oft genug, von Jugend an, hatte er diesem Leben gegenüber sein Fühlen korrigieren müssen ... Härte zufügen, Härte erleiden und es nicht als Härte, sondern als etwas Selbstverständliches empfinden — würde er das niemals vollständig erlernen?

Er erinnerte sich des Eindruckes, den die Katastrophe des Jahres 66 auf ihn hervorgebracht hatte, und er rief sich die unaussprechlich schmerzlichen Empfindungen zurück, die ihn damals überwältigt hatten. Er hatte eine große Summe Geldes verloren ... ach, nicht das war das Unerträglichste gewesen! Aber er hatte zum ersten Male in vollem Umfange und am eigenen Leibe die grausame Brutalität des Geschäftslebens verspüren müssen, in dem alle guten, sanften und liebenswürdigen Empfindungen sich vor dem einen rohen, nackten und herrischen Instinkt der Selbsterhaltung verkriechen, und in dem ein erlittenes Unglück bei den Freunden, den besten Freunden, nicht Teilnahme, nicht Mitgefühl, sondern — „Mißtrauen", kaltes, ablehnendes Mißtrauen hervorruft. Hatte er das nicht gewußt? War er berufen, sich darüber zu verwundern? Wie sehr hatte er sich später in besseren und stärkeren Stunden darüber geschämt, daß er in den schlaflosen Nächten von damals sich empört, voll Ekel und unheilbar verletzt gegen die häßliche und schamlose Härte des Lebens aufgelehnt hatte!

Wie albern das gewesen war! Wie lächerlich jedesmal diese Regungen gewesen waren, wenn er sie empfunden hatte! Wie war es überhaupt möglich, daß sie in ihm entstanden? Denn nochmals gefragt: War er ein praktischer Mensch oder ein zärtlicher Träumer?

Ach, diese Frage hatte er sich schon tausendmal gestellt, und er hatte sie, in starken und zuversichtlichen Stunden, bald so und — in müden — bald so beantwortet. Aber er war zu scharfsinnig und ehrlich, als daß er sich nicht schließlich die Wahrheit hätte gestehen müssen, daß er ein Gemisch von beidem sei.

Zeit seines Lebens hatte er sich den Leuten als tätiger Mann präsentiert; aber soweit er mit Recht dafür galt — war er es nicht, mit seinem gern zitierten Goetheschen Wahl- und Wahrspruch — aus bewußter Überlegung gewesen? Er hatte ehemals Erfolge zu verzeichnen gehabt . . . aber waren sie nicht nur aus dem Enthusiasmus, der Schwungkraft hervorgegangen, die er der Reflexion verdankte? Und da er nun daniederlag, da seine Kräfte — wenn auch, Gott gebe es, nicht für immer — erschöpft schienen: war es nicht die notwendige Folge dieses unhaltbaren Zustandes, dieses unnatürlichen und aufreibenden Widerstreites in seinem Innern? . . . Ob sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater die Pöppenrader Ernte auf dem Halme gekauft haben würden? Gleichviel! . . . Gleichviel! . . . Aber daß sie praktische Menschen gewesen, daß sie es voller, ganzer, stärker, unbefangener, natürlicher gewesen waren, als er, das war es, was feststand! . . .

Eine große Unruhe ergriff ihn, ein Bedürfnis nach Bewegung, Raum und Licht. Er schob seinen Stuhl zurück, ging hinüber in den Salon und entzündete mehrere Gasflammen des Lüsters über dem Mitteltische. Er blieb stehen, drehte langsam und krampfhaft an der langen Spitze seines Schnurrbartes und blickte, ohne etwas zu sehen, in diesem luxuriösen Gemache umher. Es nahm zusammen mit dem

Wohnzimmer die ganze Frontbreite des Hauses ein, war mit hellen, geschweiften Möbeln ausgestattet und trug, mit seinem großen Konzertflügel, auf dem Gerdas Geigenkasten stand, seiner mit Notenbüchern beladenen Etagere daneben, dem geschnitzten Stehpult und den Basreliefs von musizierenden Amoretten über den Türen, den Charakter eines Musikzimmers. Der Erker war mit Palmen angefüllt.

Senator Buddenbrook stand zwei oder drei Minuten, ohne sich zu bewegen. Dann raffte er sich auf, ging ins Wohnzimmer zurück, trat ins Speisezimmer und erleuchtete auch dies. Er machte sich am Büffet zu schaffen, trank, um sein Herz zu beruhigen, oder um überhaupt etwas zu tun, ein Glas Wasser und ging dann rasch, die Hände auf dem Rücken, weiter in die Tiefe des Hauses hinein. Das „Rauchzimmer" war dunkel möbliert und mit Holz getäfelt. Er öffnete mechanisch den Zigarrenschrank, verschloß ihn sofort wieder und erhob, am Spieltische, den Deckel einer kleinen eichenen Truhe, die Kartenspiele, Notizblocks und ähnliche Dinge enthielt. Er ließ eine Anzahl knöcherner Anlegemarken klappernd durch seine Hand gleiten, warf den Deckel zu und wandte sich abermals zum Gehen.

Ein kleines Kabinett mit einem buntfarbigen Fensterchen grenzte an das Rauchzimmer. Es war leer bis auf einige ganz leichte „Servanten", die ineinander geschoben waren, und auf denen ein Liqueurkasten stand. Von hier aus aber betrat man den Saal, welcher, mit seiner ungeheuren Parkettfläche und seinen vier hohen, weinrot verhangenen Fenstern, die auf den Garten hinausblickten, wiederum die ganze Breite des Hauses in Anspruch nahm. Er war ausgestattet mit einem Paar schwerer, niedriger Sofas von dem Rot

der Portieren und einer Anzahl von Stühlen, die hochlehnig und ernſt an den Wänden ſtanden. Ein Kamin war dort, hinter deſſen Gitter falſche Kohlen lagen und mit ihren Streifen von rotgoldenem Glanzpapier zu glühen ſchienen. Auf der Marmorplatte, vor dem Spiegel, ragten zwei mächtige chineſiſche Vaſen . . .

Nun lag die ganze Zimmerflucht im Lichte einzelner Gasflammen, wie nach einem Feſte, wenn der letzte Gaſt ſoeben davongefahren. Der Senator durchmaß den Saal einmal der Länge nach, blieb dann an dem Fenſter ſtehen, das dem Kabinett gegenüber lag, und blickte in den Garten hinaus.

Der Mond ſtand hoch und klein zwiſchen flockigen Wolken, und der Springbrunnen ließ ſeinen Strahl in der Stille unter den überhängenden Zweigen des Walnußbaumes plätſchern. Thomas ſah hinüber auf den Pavillon, der das Ganze abſchloß, auf die kleine, weiß glänzende Terraſſe mit den beiden Obelisken, auf die regelmäßigen Kieswege, die friſch umgegrabenen, abgezirkelten Beete und Raſenplätze . . . aber dieſe ganze zierliche und ungeſtörte Symmetrie, weit entfernt, ihn zu beruhigen, verletzte und reizte ihn. Er erfaßte mit der Hand die Klinke des Fenſters, legte ſeine Stirn darauf und ließ ſeine Gedanken ihren qualvollen Gang wieder antreten.

Wo wollte es mit ihm hinaus? Er erinnerte ſich einer Bemerkung, die er vorhin ſeiner Schweſter gegenüber hatte fallen laſſen und über die er ſelbſt ſich, ſobald ſie ausgeſprochen, als über etwas höchſt Überflüſſiges geärgert hatte. Er hatte vom Grafen Strelitz geſprochen, vom Landadel, und hatte bei dieſer Gelegenheit klar und deutlich die Mei-

nung ausgedrückt, daß eine soziale Überlegenheit des Produzenten über den Zwischenhändler anzuerkennen sei. War das zutreffend? Ach, mein Gott, es war so unsäglich gleichgültig, ob es zutreffend war! Aber war er berufen, diesen Gedanken auszusprechen, ihn in Erwägung zu ziehen, überhaupt darauf zu verfallen? War er imstande, sich seinen Vater, seinen Großvater, irgendeinen seiner Mitbürger vorzustellen, wie er diesem Gedanken nachhing und ihm Ausdruck verlieh? Ein Mann, der fest und zweifellos in seinem Berufe steht, kennt nur diesen, weiß nur von diesem, schätzt nur diesen . . .

Plötzlich fühlte er, wie das Blut ihm heiß zum Kopfe stieg, wie er errötete bei einer zweiten Erinnerung, die weiter zurücklag. Er sah sich mit seinem Bruder Christian im Garten des Mengstraßen-Hauses umhergehen, begriffen in einem Streite, einer dieser so tief bedauernswerten erregten Auseinandersetzungen . . . Christian hatte, in seiner indiskreten und kompromittierenden Art, vor vielen Ohren eine liederliche Äußerung getan, über welche er ihn, wütend, empört, aufs äußerste gereizt, zur Rede gestellt hatte. Eigentlich, hatte Christian gesagt, eigentlich und im Grunde sei doch jeder Geschäftsmann ein Betrüger . . . Wie? war diese insipide und nichtswürdige Redensart ihrem Wesen nach so weit entfernt von derjenigen, die er selbst sich soeben noch seiner Schwester gegenüber gestattet hatte? Er hatte sich darüber entrüstet, hatte wutentbrannt dagegen protestiert . . . Aber wie hatte diese schlaue, kleine Tony gesagt? Wer sich ereifert . . .

„Nein!" sagte der Senator plötzlich mit lauter Stimme, erhob mit einem Ruck den Kopf, ließ den Fenstergriff fahren,

ſtieß ſich förmlich davon zurück und ſagte ebenſo laut: „Dies iſt zu Ende!“ Dann räuſperte er ſich, um über die unangenehme Empfindung hinwegzukommen, die ſeine eigene, einſame Stimme ihm verurſachte, wandte ſich und begann, ſchnell, geſenkten Kopfes, die Hände auf dem Rücken, hin und her durch alle Zimmer zu gehen.

„Dies iſt zu Ende!“ wiederholte er. „Es muß ein Ende gemacht werden! Ich verbummele, ich verſumpfe, ich werde alberner als Chriſtian!“ Oh, es war unendlich dankenswert, daß er ſich nicht in Unwiſſenheit darüber befand, wie es mit ihm ſtand! Nun war es in ſeine Hand gegeben, ſich zu korrigieren! Mit Gewalt! . . . Laß ſehen . . . laß ſehen . . . was war es für ein Angebot, das ihm da gemacht worden war? Die Ernte . . . Die Pöppenrader Ernte auf dem Halm? „Ich werde es tun!“ ſagte er mit leidenſchaftlichem Flüſtern und ſchüttelte ſogar eine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger. „Ich werde es tun!“

Es war ja wohl das, was man einen Coup nennt? Eine Gelegenheit, ein Kapital von, ſagen wir einmal, vierzigtauſend Kurantmark ganz einfach — und ein wenig übertrieben ausgedrückt — zu verdoppeln? . . . Ja, es war ein Fingerzeig, ein Wink, ſich zu erheben! Es handelte ſich um einen Anfang, einen erſten Streich, und das Riſiko, das damit verbunden war, ergab nur eine Widerlegung mehr aller moraliſchen Skrupeln. Gelang es, dann war er wieder hergeſtellt, dann würde er wieder wagen, dann würde er das Glück und die Macht wieder mit dieſen inneren elaſtiſchen Klammern halten . . .

Nein, den Herren Strunck & Hagenſtröm würde dieſer Fang leider entgehen! Es gab am Orte eine Firma, die in

diesem Falle infolge von persönlichen Verbindungen denn doch die Vorhand hatte! ... In der Tat, das Persönliche war hier das Entscheidende. Es war kein gewöhnliches Geschäft, das man kühl und in den üblichen Formen erledigt. Es trug vielmehr, wie es durch Tonys Vermittlung eingeleitet worden, halbwegs den Charakter einer Privatangelegenheit, die mit Diskretion und Verbindlichkeit zu behandeln war. Ach nein, Hermann Hagenström wäre wohl kaum der Mann dafür gewesen! ... Thomas benutzte als Kaufmann die Konjunktur und auch beim Verkaufe, nachher, würde er sie bei Gott zu benutzen wissen! Andererseits aber erwies er dem bedrängten Gutsherrn einen Dienst, zu dem er, durch die Freundschaft Tonys mit Frau von Maiboom, ganz allein berufen war. Schreiben also ... heute abend noch schreiben — nicht auf dem Geschäftspapier mit Firmendruck, sondern auf einem Privatbriefbogen, auf dem nur „Senator Buddenbrook" gedruckt stand — in rücksichtsvollster Weise schreiben und fragen, ob ein Besuch in den nächsten Tagen genehm sei. Eine heikle Sache immerhin. Ein etwas glatter Grund und Boden, auf dem man sich mit einiger Grazie bewegen mußte ... Desto mehr etwas für ihn!

Und seine Schritte wurden noch geschwinder, sein Atem tiefer. Er setzte sich einen Augenblick, sprang auf und wanderte aufs neue durch alle Zimmer. Er durchdachte das Ganze noch einmal, er dachte an Herrn Marcus, an Hermann Hagenström, Christian und Tony, sah die gelbreife Ernte von Pöppenrade im Winde schwanken, phantasierte von dem allgemeinen Aufschwung der Firma, der diesem Coup folgen würde, verwarf zornig alle Be-

denken, schüttelte seine Hand und sagte: „Ich werde es tun!“

Frau Permaneder öffnete die Tür zum Speisezimmer und rief: „Gute Nacht!“ Er antwortete, ohne es zu wissen. Gerda, von der sich Christian an der Haustür verabschiedet hatte, trat ein, und in ihren seltsamen, nahe beieinander liegenden braunen Augen lag der rätselhafte Schimmer, den die Musik ihnen zu geben pflegt. Der Senator blieb mechanisch vor ihr stehen, fragte mechanisch nach dem spanischen Virtuosen und dem Verlaufe seines Konzertes und versicherte dann, sogleich sich ebenfalls zur Ruhe begeben zu wollen.

Aber er ging nicht zur Ruhe, sondern nahm seine Wanderung wieder auf. Er dachte an die Säcke mit Weizen, Roggen, Hafer und Gerste, welche die Böden des „Löwen“, des „Walfisches“, der „Eiche“ und der „Linde“ füllen sollten, sann über dem Preise, dem — oh, durchaus nicht unanständigen Preise, den er zu bieten beabsichtigte, stieg um Mitternacht leise ins Kontor hinunter und schrieb bei Herrn Marcus' Stearinkerze in einem Zuge einen Brief an Herrn von Maiboom auf Pöppenrade, einen Brief, der, als er ihn mit fieberheißem und schwerem Kopfe durchlas, ihm als der beste und taktvollste seines Lebens erschien.

Das war in der Nacht vor dem 27. Mai. Am nächsten Tage eröffnete er seiner Schwester in leichter und humoristischer Weise, daß er die Sache nun von allen Seiten betrachtet habe und daß er Herrn von Maibom nicht einfach einen Korb geben und an den nächsten Beutelschneider verweisen könne. Am 30. des Monats unternahm er eine

Reise nach Rostock und fuhr von dort mit einem Mietswagen über Land.

Seine Laune war vortrefflich in den nächsten Tagen, sein Gang elastisch und frei, sein Mienenspiel verbindlich. Er neckte Klothilde, lachte herzlich über Christian, scherzte mit Tony, spielte am Sonntag eine ganze Stunde lang mit Hanno auf dem „Altan" in der zweiten Etage, indem er seinem Sohne half, winzige Getreidesäcke an einem kleinen, ziegelroten Speicher hinaufzuwinden und dabei die hohlen und gedehnten Rufe der Arbeiter nachahmte ... und hielt in der Bürgerschaftssitzung vom 3. Juni über den langweiligsten Gegenstand von der Welt, über irgendeine Steuerfrage, eine so ausgezeichnete und witzige Rede, daß er in allen Stücken Recht bekam und Konsul Hagenström, der ihm opponiert hatte, der allgemeinen Heiterkeit anheimfiel.

Fünftes Kapitel

War es Unachtsamkeit oder Absicht von des Senators Seite — es fehlte nicht viel, so wäre er über eine Tatsache hinweggegangen, die nun durch Frau Permaneder, welche sich am treuesten und hingebendsten mit den Familienpapieren beschäftigte, aller Welt verkündet ward: die Tatsache, daß in den Dokumenten der 7. Juli des Jahres 1768 als Gründungstag der Firma angenommen war, und daß die hundertste Wiederkehr dieses Tages bevorstand.

Fast schien es, daß Thomas sich unangenehm berührt fühlte, als Tony ihn mit bewegter Stimme darauf aufmerksam machte. Der Aufschwung seiner Laune war nicht von Dauer gewesen. Alsbald war er wieder still ge-

worden, ſtiller vielleicht als vorher. Mitten in der Arbeit konnte er das Kontor verlaſſen, um, von Unruhe erfaßt, einſam im Garten umherzugehen, dann und wann wie gehemmt und aufgehalten ſtehenzubleiben und ſeufzend die Augen mit der Hand zu bedecken. Er ſagte nichts, er ſprach ſich nicht aus ... Gegen wen auch? Herr Marcus war — ein erſtaunlicher Anblick — zum erſten Male in ſeinem Leben heftig geworden, als ſein Kompagnon ihm kurzerhand von dem Geſchäfte mit Pöppenrade Mitteilung gemacht hatte, und hatte jede Verantwortung und jede Beteiligung abgelehnt. Seiner Schweſter, Frau Permaneder, aber verriet ſich Thomas an einem Donnerstagabend auf der Straße, als ſie ſich mit einer Anſpielung auf die Ernte von ihm verabſchiedete, durch einen einzigen kurzen Händedruck, dem er haſtig und leiſe die Worte hinzufügte: „Ach, Tony, ich wollte, ich hätte ſchon wieder verkauft!“ Dann wandte er ſich, jäh abbrechend, zum Gehen und ließ Frau Antonie verdutzt und ergriffen zurück ... Dieſer plötzliche Händedruck hatte etwas von ausbrechender Verzweiflung, dieſes geflüſterte Wort ſo viel von lange verhaltener Angſt gehabt ... Als aber Tony bei der nächſten Gelegenheit verſucht hatte, auf die Sache zurückzukommen, hatte er ſich in deſto ablehnenderes Schweigen gehüllt, voll Scham über die Schwäche, mit der er ſich einen Augenblick hatte gehen laſſen, voll Erbitterung über ſeine Untauglichkeit, dies Unternehmen vor ſich ſelbſt zu verantworten ...

Nun ſagte er ſchwerfällig und verdrießlich: „Ach, meine Liebe, ich wollte, wir könnten das ganz einfach ignorieren!“

„Ignorieren, Tom? Unmöglich! Undenkbar! Meinſt du, du könnteſt dieſe Tatſache unterſchlagen? Meinſt du,

die ganze Stadt könnte die Bedeutung dieses Tages vergessen?"

„Ich sage nicht, daß es möglich ist; ich sage, daß es mir lieber wäre, wir könnten den Tag mit Stillschweigen begehen. Die Vergangenheit zu feiern, ist hübsch, wenn man, was Gegenwart und Zukunft betrifft, guter Dinge ist ... Sich seiner Väter zu erinnern ist angenehm, wenn man sich einig mit ihnen weiß und sich bewußt ist, immer in ihrem Sinne gehandelt zu haben ... Käme das Jubiläum zu gelegenerer Zeit ... Kurz, ich bin wenig aufgelegt, Feste zu feiern."

„Du mußt so nicht reden, Tom. Du meinst es auch nicht so und weißt wohl, daß es eine Schande, eine Schande wäre, das hundertjährige Jubiläum der Firma Johann Buddenbrook sang- und klanglos vorübergehen zu lassen! Du bist jetzt nur ein bißchen nervös, und ich weiß auch warum ... obgleich eigentlich gar keine Ursache dafür vorhanden ist ... Aber wenn der Tag da ist, dann wirst du so freudig bewegt sein, wie wir alle ..."

Sie hatte recht, der Tag war nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Nicht lange, so tauchte in den „Anzeigen" eine vorbereitende Notiz auf, die eine ausführliche Rekapitulation der Geschichte des altangesehenen Handelshauses für den Festtag selbst in Aussicht stellte — und es hätte ihrer kaum bedurft, um die wohllöbliche Kaufmannschaft aufmerksam zu machen. Was aber die Familie betraf, so war Justus Kröger der erste, der am Donnerstag das Bevorstehende zur Sprache brachte, und Frau Permaneder sorgte dafür, daß, war das Dessert abgetragen, die ehrwürdige Ledermappe mit den Familiendokumenten feierlich aufgelegt

ward, und daß man als Vorfeier ſich mit den Daten, die aus dem Leben des ſeligen Johan Buddenbrook, Hannos Ur-Ur-Großvater, des Gründers der Firma, bekannt waren, eingehend beſchäftigte. Wann er die Frieſeln und wann die echten Blattern gehabt, wann er vom dritten Boden auf die Darre geſtürzt und wann in ein hitzig Fieber mit Raſerei verfallen, verlas ſie mit einem religiöſen Ernſte. Sie konnte ſich nicht genug tun, ſie griff zurück bis ins 16. Jahrhundert zu dem älteſten Buddenbrook, der bekannt, zu dem, der zu Grabau Ratsherr geweſen und zu dem Gewandſchneider in Roſtock, der ſich „ſehr gut geſtanden" — was unterſtrichen war — und ſo außerordentlich viele lebendige und tote Kinder gehabt . . . „Was für ein prächtiger Menſch!" rief ſie aus und machte ſich daran, alte vergilbte und eingeriſſene Briefe und Feſtpoeme vorzutragen . . .

•

Herr Wenzel war, wie ſich verſteht, am Morgen des ſiebenten Juli der erſte Gratulant.

„Ja, Herr Senator, hundert Jahr!" ſagte er und ließ Meſſer und Streichriemen behende in ſeinen roten Händen ſpielen . . . „Und ungefähr die Hälfte davon, das darf ich woll ſagen, hab' ich in der werten Familie raſiert, und da erlebt man manches mit, wenn man immer der erſte iſt, der den Chef zu ſprechen kriegt . . . Der ſelige Herr Konſul war auch immer des Morgens am geſprächigſten, und dann fragte er mich woll: Wenzel, fragt' er, was halten Sie von dem Roggen? Soll ich verkaufen oder meinen Sie, daß er noch ſteigt? . . ."

„Ja, Wenzel, ich kann mir das Ganze auch ohne Sie

nicht denken. Ihr Beruf, wie ich Ihnen schon manchmal sagte, hat wirklich sehr viel Reizvolles. Wenn Sie morgens mit Ihrer Tour fertig sind, dann sind Sie klüger als alle, denn dann haben Sie die Chefs von ungefähr allen großen Häusern unter dem Messer gehabt und kennen die Laune von jedem einzelnen, und darum kann Sie jeder einzelne beneiden, denn das ist sehr interessant."

„Da is was Wahres dran, Herr Senater. Was aber Herrn Senater seine eigne Laune betrifft, wenn ich so sagen darf . . . Herr Senater sind heut' Morgen wieder ein bißchen blaß?"

„So? Ja, ich habe Kopfschmerzen, und die werden nach menschlicher Voraussicht nicht so schnell vorübergehen, denn ich glaube, man wird mich heute etwas in Anspruch nehmen."

„Glaub' ich auch, Herr Senater. Die Teilnahme ist groß, die Teilnahme ist sehr groß. Sehen Herr Senater nachher man gleich mal aus dem Fenster. Eine Menge Fahnen! Und unten vor der Fischergrube liegen der ‚Wullenweber' und die ‚Friederike Oeverdieck' mit allen Wimpeln . . ."

Na, machen Sie also schnell, Wenzel, ich habe keine Zeit zu verlieren." —

Der Senator nahm heute nicht erst die Kontorjacke, sondern zog zu seinem hellen Beinkleid sofort einen schwarzen, offenen Rock an, der die weiße Pikeeweste sehen ließ. Besuche waren für den Vormittag zu erwarten. Er warf einen letzten Blick in den Toilettespiegel, ließ noch einmal die langen Spitzen des Schnurrbartes durch die Brennschere gleiten und wandte sich mit einem kurzen Seufzer zum Gehen. Der Tanz begann . . . Wäre erst dieser Tag vorüber! Würde er einen Augenblick allein sein, einen Augenblick seine

Gesichtsmuskeln abspannen können? Empfänge während des ganzen Tages, bei denen es galt, den Gratulationen von hundert Menschen mit Takt und Würde zu begegnen, nach allen Seiten mit Umsicht und sicherer Nüancierung passende Worte zu finden, ehrerbietige, ernste, freundliche, ironische, scherzhafte, nachsichtige, herzliche . . . und vom Nachmittag bis in die Nacht hinein ein Herrendiner im Ratsweinkeller . . .

Es war nicht wahr, daß er Kopfschmerzen hatte. Er war nur müde und fühlte wieder, kaum daß der erste Morgenfriede der Nerven vorbei, diesen unbestimmten Gram auf sich lasten . . . Warum hatte er gelogen? War es nicht beständig, als hätte er seinem Übelbefinden gegenüber ein schlechtes Gewissen? Warum? Warum? . . . Aber es war jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken.

Als er ins Eßzimmer trat, kam Gerda ihm lebhaft entgegen. Auch sie war schon in Empfangstoilette. Sie trug einen glatten Rock aus schottischem Stoff, eine weiße Blouse und ein dünnes, seidenes Zuavenjäckchen darüber, von der dunkelroten Farbe ihres schweren Haares. Sie zeigte lächelnd ihre breiten, ebenmäßigen Zähne, die noch weißer waren als ihr schönes Gesicht, und auch ihre Augen, diese nahe beisammen liegenden, rätselhaften, braunen Augen mit den bläulichen Schatten, lächelten heute.

„Ich bin schon stundenlang auf den Füßen; woraus du schließen kannst, wie enthusiastisch meine Glückwünsche sind."

„Sieh da! Die hundert Jahre machen Eindruck auf dich?"

„Den allertiefsten! . . . Aber es ist auch möglich, daß es nur das Festliche überhaupt ist . . . Was für ein Tag!

Dies da, zum Beispiel", und sie wies auf den Frühstückstisch, der mit Blumen aus dem Garten bekränzt war, „ist Fräulein Jungmanns Werk ... Übrigens irrst du, wenn du denkst, du könntest jetzt Tee trinken. Im Salon erwarten dich schon die wichtigsten Mitglieder der Familie und zwar mit einer Festgabe, an der ich ebenfalls nicht ganz unbeteiligt bin ... Höre, Thomas, dies ist natürlich nur der Anfang des Reigens von Visiten, der sich entwickeln wird. Zu Anfang will ich aushalten, aber gegen Mittag ziehe ich mich zurück, das sage ich dir. Der Himmel ist, obgleich das Barometer ein wenig gefallen ist, noch immer von einem unverschämten Blau — was zwar zu den Flaggen ... denn die ganze Stadt ist beflaggt ... sehr gut aussieht — aber es wird eine fürchterliche Hitze geben ... Komm jetzt hinüber. Dein Frühstück muß warten. Du hättest früher aufstehen sollen. Nun mußt du die erste Rührung auf deinen leeren Magen wirken lassen ..."

Die Konsulin, Christian, Klothilde, Ida Jungmann, Frau Permaneder und Hanno befanden sich im Salon, und die beiden letzteren hielten, nicht ohne Anstrengung, die Festgabe der Familie, eine große Gedenktafel, aufrecht ... Die Konsulin umarmte ihren Ältesten in tiefer Bewegung.

„Mein lieber Sohn, das ist ein schöner Tag ... ein schöner Tag ..." wiederholte sie. „Wir dürfen niemals aufhören, Gott in unseren Herzen zu preisen für alle Gnade... für alle Gnade ..." Sie weinte.

Den Senator befiel eine Schwäche in dieser Umarmung. Es war, als ob in seinem Inneren sich etwas löste und ihn verließ. Seine Lippen bebten. Ein hinfälliges Bedürfnis erfüllte ihn, in den Armen seiner Mutter, an ihrer Brust,

in dem zarten Parfüm, das von der weichen Seide ihres Kleides ausging, mit geschlossenen Augen zu verharren, nichts mehr sehen und nichts mehr sagen zu müssen ... Er küßte sie und richtete sich auf, um seinem Bruder die Hand zu reichen, der sie mit der halb zerstreuten und halb verlegenen Miene drückte, die ihm bei Feierlichkeiten eigen war. Klothilde sagte etwas Gedehntes und Freundliches. Was Fräulein Jungmann betraf, so beschränkte sie sich darauf, sich sehr tief zu verbeugen, wobei ihre Hand mit der silbernen Uhrkette spielte, die an ihrem flachen Busen hing ...

„Komm her, Tom", sagte Frau Permaneder mit wankender Stimme; „wir können es nun nicht mehr halten, Hanno und ich." Sie trug die Tafel beinahe allein, da Hannos Arme nicht viel vermochten, und bot in ihrer begeisterten Überanstrengung das Bild einer verzückten Märtyrerin. Ihre Augen waren feucht, ihre Wangen hoch gerötet, und ihre Zungenspitze spielte mit einem halb verzweifelten, halb spitzbübischen Ausdruck an der Oberlippe...

„Ja, nun zu euch!" sagte der Senator. „Was ist denn das? Kommt, laßt los, wir wollen sie anlehnen." Er stellte die Tafel neben dem Flügel aufrecht gegen die Wand und blieb, umgeben von den Seinen, davor stehen.

Der schwere, geschnitzte Nußholzrahmen umspannte einen Karton, welcher unter Glas die Porträts der vier Inhaber der Firma Johann Buddenbrook zeigte; Name und Jahreszahlen standen in Golddruck unter jedem. Da war, nach einem alten Ölgemälde angefertigt, das Bild Johan Buddenbrooks, des Gründers, ein langer und ernster alter Herr, der mit festgeschlossenen Lippen streng und willensfest über

sein Jabot hinwegblickte; da war das breite und joviale Angesicht Johann Buddenbrooks, Jean Jacques Hoffstedes Freund; da hielt, mit seinem in die Vatermörder geschobenen Kinn, seinem breiten und faltigen Munde und seiner großen, stark gebogenen Nase, der Konsul Johann Buddenbrook die geistvollen, von religiöser Schwärmerei sprechenden Augen auf den Beschauer gerichtet; und endlich war da Thomas Buddenbrook selbst, in etwas jüngeren Jahren ... Eine stilisierte, goldene Kornähre zog sich zwischen den Bildern hin, unter denen, ebenfalls in Golddruck, die Zahlen 1768 und 1868 bedeutsam nebeneinander prangten. Zu Häupten des Ganzen aber war in hohen gotischen Lettern und in der Schreibart dessen, der ihn seinen Nachfahren überliefert, der Spruch zu lesen: „Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können."

Die Hände auf dem Rücken betrachtete der Senator die Tafel längere Zeit.

„Ja, ja," sagte er plötzlich mit ziemlich spöttischem Akzent, „eine ungestörte Nachtruhe ist eine gute Sache ..." Dann, ernst, wenn auch ein wenig flüchtig, sagte er an alle Anwesenden gewandt: „Ich dank' euch herzlich, meine Lieben! Das ist ein sehr schönes und sinniges Geschenk!... Was meint ihr — wohin hängen wir es? Ins Privatkontor?"

„Ja, Tom, über deinen Schreibtisch im Privatkontor!" antwortete Frau Permaneder und umarmte ihren Bruder; dann zog sie ihn in den Erker und wies hinaus.

Unter dem tiefblauen Sommerhimmel flatterten die zweifarbigen Flaggen von allen Häusern — die ganze Fischer-

grube hinunter, von der Breitenſtraße bis zum Hafen, woſelbſt der „Wullenwever“ und die „Friederike Oeverdieck“ ihrem Reeder zu Ehren unter vollem Wimpelſchmuck lagen.

„So iſt die ganze Stadt!“ ſagte Frau Permaneder, und ihre Stimme bebte ... „Ich bin ſchon ſpazieren gegangen, Tom. Auch Hagenſtröms haben geflaggt! Ha, ſie können nicht anders ... Ich würde ihnen die Fenſter einwerfen ...“

Er lächelte, und ſie zog ihn ins Zimmer zurück an den Tiſch.

„Und hier ſind Telegramme, Tom ... nur die erſten, perſönlichen natürlich, von der auswärtigen Familie. Die von den Geſchäftsfreunden gehen ans Kontor ...“

Sie öffneten ein paar Depeſchen: von den Hamburgern, von den Frankfurtern, von Herrn Arnoldſen und ſeinen Angehörigen in Amſterdam, von Jürgen Kröger in Wismar ... Plötzlich errötete Frau Permaneder tief.

„Er iſt in ſeiner Art ein guter Menſch“, ſagte ſie und ſchob ihrem Bruder ein Telegramm zu, das ſie erbrochen. Es war gezeichnet: „Permaneder“.

„Aber die Zeit vergeht“, ſagte der Senator und ließ den Deckel ſeiner Taſchenuhr ſpringen. „Ich möchte Tee trinken. Wollt ihr mir Geſellſchaft leiſten? Das Haus wird nachher wie ein Taubenſchlag ...“

Seine Gattin, der Ida Jungmann ein Zeichen gegeben hatte, hielt ihn zurück.

„Einen Augenblick, Thomas ... Du weißt, Hanno muß gleich in die Privatſtunde ... Er möchte dir ein Gedicht herſagen ... Komm her, Hanno. Und nun als ob niemand da wäre. Keine Aufregung!“

Der kleine Johann mußte auch während der Ferien — denn im Juli waren Sommerferien — Privatunterricht im Rechnen nehmen, um in diesem Fache mit seiner Klasse Schritt halten zu können. Irgendwo in der Vorstadt Sankt Gertrud, in einer heißen Stube, in der es nicht zum besten roch, erwartete ihn ein Mann mit rotem Bart und unreinlichen Fingernägeln, um mit ihm dies verzweifelte Einmaleins zu exerzieren. Zuvor aber galt es, dem Papa das Gedicht aufzusagen, das Gedicht, das er mit Ida auf dem Altan in der zweiten Etage sorgfältig erlernt . . .

Er lehnte am Flügel, in seinem Kopenhagener Matrosenanzug mit dem breiten Leinwandkragen, dem weißen Halseinsatz und dem dicken Schifferknoten, der unter dem Kragen hervorquoll, die zarten Beine gekreuzt, Kopf und Oberkörper ein wenig abgewandt, in einer Haltung voll scheuer und unbewußter Grazie. Vor zwei oder drei Wochen war sein langes Haar ihm abgeschnitten worden, weil in der Schule nicht nur seine Kameraden, sondern auch seine Lehrer sich darüber lustig gemacht hatten. Aber auf dem Kopfe war es noch stark und weich gelockt und wuchs tief in die Schläfen und in die zarte Stirn hinein. Er hielt seine Lider gesenkt, daß die langen, braunen Wimpern auf die bläuliche Umschattung seiner Augen fielen, und seine geschlossenen Lippen waren ein wenig verzerrt.

Er wußte wohl, was geschehen würde. Er würde weinen müssen, vor Weinen dies Gedicht nicht beenden können, bei dem sich einem das Herz zusammenzog, wie wenn am Sonntag in der Marienkirche Herr Pfühl, der Organist, die Orgel auf eine gewisse, durchdringend feierliche Weise spielte . . . weinen, wie es immer geschah, wenn man von ihm ver-

langte, daß er ſich produziere, ihn examinierte, ihn auf ſeine Fähigkeit und Geiſtesgegenwart prüfte, wie Papa das liebte. Hätte nur Mama lieber nichts von Aufregung geſagt! Es ſollte eine Ermutigung ſein, aber ſie war verfehlt, das fühlte er. Da ſtanden ſie und ſahen ihn an. Sie fürchteten und erwarteten, daß er weinen werde ... war es da möglich, nicht zu weinen? Er hob die Wimpern und ſuchte die Augen Idas, die mit ihrer Uhrkette ſpielte und ihm in ihrer ſäuerlich-biderben Art mit dem Kopfe zunickte. Ein übergroßes Bedürfnis befiel ihn, ſich an ſie zu ſchmiegen, ſich von ihr fortbringen zu laſſen und nichts zu hören, als ihre tiefe, beruhigende Stimme, die da ſagte: Sei ſtill, Hannochen, mein Jungchen, brauchſt nichts herſagen ...

„Nun, mein Sohn, laß hören", ſagte der Senator kurz. Er hatte ſich in einen Lehnſeſſel am Tiſche niedergelaſſen und wartete. Er lächelte durchaus nicht — heute ſo wenig wie ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten. Ernſt, die eine Braue emporgezogen, maß er die Geſtalt des kleinen Johann mit prüfendem, ja ſogar kaltem Blick.

Hanno richtete ſich auf. Er ſtrich mit der Hand über das glattpolierte Holz des Flügels, ließ einen ſcheuen Rundblick über die Anweſenden hingleiten, und ein wenig ermutigt durch die Milde, die ihm aus den Augen Großmamas und Tante Tonys entgegenleuchtete, ſagte er mit leiſer, ein wenig harter Stimme: „Schäfers Sonntagslied ... Von Uhland."

„Oh, mein Lieber, das iſt nichts!" rief der Senator. „Man hängt dort nicht am Klavier und faltet die Hände auf dem Bauche ... Frei ſtehen! Frei ſprechen! Das iſt das Erſte. Hier ſtelle dich mal zwiſchen die Portieren! Und

nun den Kopf hoch ... und die Arme ruhig hängen lassen ..."

Hanno stellte sich auf die Schwelle zum Wohnzimmer und ließ die Arme hängen. Gehorsam erhob er den Kopf, aber die Wimpern hielt er so tief gesenkt, daß nichts von seinen Augen zu sehen war. Wahrscheinlich schwammen schon Tränen darin.

„Das ist der Tag des Herrn", sagte er ganz leise, und desto stärker klang die Stimme seines Vaters, der ihn unterbrach: „Einen Vortrag beginnt man mit einer Verbeugung, mein Sohn! Und dann viel lauter. Noch einmal, bitte! ‚Schäfers Sonntagslied' ..."

Das war grausam, und der Senator wußte wohl, daß er dem Kinde damit den letzten Rest von Haltung und Widerstandskraft raubte. Aber der Junge sollte ihn sich nicht rauben lassen! Er sollte sich nicht beirren lassen! Er sollte Festigkeit und Männlichkeit gewinnen ... „Schäfers Sonntagslied ...!" wiederholte er unerbittlich und aufmunternd ...

Aber mit Hanno war es zu Ende. Sein Kopf hing tief auf der Brust, und seine kleine Rechte, die blaß und mit bläulichen Pulsadern aus dem unten ganz engen, dunkelblauen, mit einem Anker bestickten Matrosenärmel hervorsah, zerrte krampfhaft an dem Brokatstoff der Portiere. „Ich bin allein auf weiter Flur", sagte er noch, und dann war es endgültig aus. Die Stimmung des Verses ging mit ihm durch. Ein übergewaltiges Mitleid mit sich selbst machte, daß die Stimme ihm ganz und gar versagte, und daß die Tränen unwiderstehlich unter den Lidern hervorquollen. Eine Sehnsucht nach gewissen Nächten überkam

ihn plötzlich, in denen er, ein wenig krank, mit Halsſchmerzen und leichtem Fieber im Bette lag und Ida kam, um ihm zu trinken zu geben und liebevoll eine friſche Kompreſſe auf ſeine Stirn zu legen ... Er beugte ſich ſeitwärts, legte den Kopf auf die Hand, mit der er ſich an der Portiere hielt und ſchluchzte.

„Nun, das iſt kein Vergnügen!“ ſagte der Senator hart und gereizt und ſtand auf. „Worüber weinſt du? Weinen könnte man darüber, daß du ſelbſt an einem Tage, wie heute, nicht genug Energie aufbringen kannſt, um mir eine Freude zu machen. Biſt du denn ein kleines Mädchen? Was ſoll aus dir werden, wenn du ſo fortfährſt? Gedenkſt du dich ſpäter immer in Tränen zu baden, wenn du zu den Leuten ſprechen ſollſt? ...“

Nie, dachte Hanno verzweifelt, nie werde ich zu den Leuten ſprechen!

„Überlege dir die Sache bis heute nachmittag“, ſchloß der Senator; und während Ida Jungmann bei ihrem Pflegling kniete, ihm die Augen trocknete und halb vorwurfsvoll, halb zärtlich tröſtend auf ihn einſprach, ging er ins Eßzimmer hinüber.

Während er eilig frühſtückte, verabſchiedeten ſich die Konſulin, Tony, Klothilde und Chriſtian von ihm. Sie ſollten heute zuſammen mit den Krögers, den Weinſchenks und den Damen Buddenbrook hier bei Gerda zu Mittag ſpeiſen, indes der Senator wohl oder übel bei dem Diner im Ratskeller zugegen ſein mußte, aber nicht ſo lange dort zu bleiben gedachte, als daß er nicht hoffte, die Familie abends noch in ſeinem Hauſe vorzufinden.

Er trank an dem bekränzten Tiſche den heißen Tee aus

der Untertasse, aß hastig ein Ei und tat auf der Treppe ein paar Züge aus der Zigarette. Grobleben, seinen wollenen Schal auch zu dieser Sommerszeit um den Hals, einen Stiefel über den linken Unterarm gezogen, die Wichsbürste in der Rechten und einen länglichen Tropfen an der Nase, kam vom Gartenflur auf die vordere Diele und trat seinem Herrn am Fuße der Haupttreppe entgegen, wo jetzt der aufrechte Braunbär mit seiner Visitkartenschale seinen Platz hatte . . .

„Je, Herr Senater, hunnert Jahr' . . . un de Ein is arm, und de Anner is riek . . ."

„Schön, Grobleben, is all gaut!" Und der Senator ließ ein Geldstück in die Hand mit der Wichsbürste gleiten, worauf er über die Diele und durch das Empfangskontor schritt, das ihr zunächst lag. Im Hauptkontor kam der Kassierer, ein langer Mann mit treuen Augen, ihm entgegen, um ihm in sorgfältigen Redewendungen die Glückwünsche des gesamten Personals zu übermitteln. Der Senator dankte in zwei Worten und ging an seinen Platz am Fenster. Aber kaum hatte er begonnen, einen Blick in die bereitliegenden Zeitungen zu tun und die Post zu öffnen, als an die Tür gepocht wurde, die zum vorderen Flur führte, und Gratulanten erschienen.

Es war eine Abordnung der Speicher-Arbeiterschaft, sechs Männer, die breitbeinig und schwer wie Bären hereinkamen, mit ungeheurer Biederkeit ihre Mundwinkel nach unten zogen und ihre Mützen in den Händen drehten. Ihr Wortführer spie den braunen Saft seines Kautabaks in die Stube, zog seine Hose empor und redete mit wildbewegter Stimme von „hunnert Jahren" und „noch veelen hunnert Jahren" ...

Der Senator ſtellte ihnen eine beträchtliche Lohnerhöhung für dieſe Woche in Ausſicht und entließ ſie.

Steuerbeamte kamen, um im Namen des Reſſorts ihren Chef zu beglückwünſchen. Als ſie gingen, trafen ſie in der Tür mit einer Anzahl Matroſen zuſammen, welche, unter der Führung zweier Steuermänner, von den beiden zur Reederei gehörigen Schiffen „Wullenwever" und „Friederike Deverdieck" geſandt waren, die augenblicklich im Hafen lagen. Und es kam eine Deputation der Kornträger in ſchwarzen Bluſen, Kniehoſen und Zylindern. Dazwiſchen meldeten ſich einzelne Bürger. Schneidermeiſter Stuht aus der Glockengießerſtraße erſchien, einen ſchwarzen Rock über dem wollenen Hemd. Dieſer oder jener Nachbar, Blumenhändler Iwerſen gratulierte. Ein alter Briefträger, mit weißem Bart, Ringen in den Ohren und Triefaugen, ein origineller Kauz, den der Senator an guten Tagen auf der Straße anzureden und „Herr Oberpoſtmeiſter" zu nennen pflegte, rief ſchon in der Tür: „Es is nich darum, Herr Senator, ick komm nich darum! Jck weet wull, de Lüd vertellen ſick dat all, dat hier hüt jeder wat ſchenkt kriegt . . . öäwer dat is nicht darum . . .!" Dennoch nahm er dankbar ſein Geldſtück entgegen . . . Das fand kein Ende. Als es halb elf Uhr war, meldete das Folgmädchen, daß die Senatorin im Salon die erſten Gäſte empfange.

Thomas Buddenbrook verließ das Kontor und eilte die Haupttreppe hinan. Droben am Eingang zum Salon verweilte er eine halbe Minute vorm Spiegel, ordnete ſeine Krawatte und ſog einen Augenblick den Eau-de-Cologne-Duft ſeines Taſchentuches ein. Er war bleich, obgleich ſein Körper ſich in Tranſpiration befand; ſeine Hände und

Füße aber waren kalt. Die Empfänge im Kontor hatten ihn beinahe schon abgenutzt . . . Er atmete auf und trat ein, um in dem von Sonnenlicht erfüllten Gemach den Konsul Huneus, Holzgroßhändler und fünffacher Millionär, seine Gemahlin, ihre Tochter und deren Gatten, Herrn Senator Doktor Gieseke, zu begrüßen. Die Herrschaften waren zusammen von Travemünde hereingekommen, woselbst sie, wie mehrere der ersten Familien, die nur dem Buddenbrookschen Geschäftsjubiläum zu Ehren ihre Badekur unterbrachen, den Juli verbrachten.

Man saß nicht drei Minuten auf den hellen, geschweiften Fauteuils beieinander, als Konsul Oeverdieck, Sohn des verstorbenen Bürgermeisters, mit seiner Gattin, der geborenen Kistenmaker eintraf; und als Konsul Huneus sich verabschiedete, begegnete er seinem Bruder, der eine Million weniger besaß, aber dafür Senator war.

Nun war der Reigen eröffnet. Die große, weiße Tür mit dem Relief von musizierenden Amoretten darüber blieb kaum einen Augenblick geschlossen und gewährte beständig den Ausblick auf das vom einfallenden Licht durchflutete Treppenhaus, sowie auf die Haupttreppe selbst, auf der sich unaufhörlich die Gäste herauf- und hinunterbewegten. Da aber der Salon geräumig war und die Gruppen, die sich bildeten, von Gesprächen zusammengehalten wurden, so waren die Kommenden weit zahlreicher, als die Gehenden, und bald beschränkte man sich nicht mehr auf das Zimmer, sondern überhob das Dienstmädchen des Öffnens und Schließens der Tür, ließ sie offen und stand auch auf dem parkettierten Korridor beisammen. Schwirrendes und dröhnendes Gespräch von Damen- und Männerstimmen,

Händeschütteln, Verbeugungen, Scherzworte und lautes, behagliches Lachen, das sich zwischen den Säulen des Treppenhauses emporschwingt und von der Decke, der großen Glasscheibe des „Einfallenden Lichtes" widerhallt. Senator Buddenbrook nimmt bald zu Häupten der Treppe, bald drinnen an der Schwelle des Erkers ernst und formell gemurmelte oder kordial hervorgestoßene Glückwünsche entgegen. Bürgermeister Doktor Langhals, ein vornehm untersetzter Herr, der sein rasiertes Kinn in der weißen Binde birgt, mit kurzen, grauen Koteletts und müdem Diplomatenblick, wird mit allgemeiner Ehrerbietung empfangen. Der Weinhändler Konsul Eduard Kistenmaker nebst seiner Gattin, der geborenen Möllendorpf, sowie sein Bruder und Teilhaber, Stephan, Senator Buddenbrooks treuester Anhänger und Freund, mit seiner Frau, einer außerordentlich gesunden Gutsbesitzerstochter, sind eingetroffen. Die verwitwete Senatorin Möllendorpf thront im Salon inmitten des Sofas, während ihre Kinder, Herr Konsul August Möllendorpf mit seiner Gemahlin Julchen, geborene Hagenström, soeben anlangen, ihre Gratulation erledigen und sich grüßend durch die Versammlung bewegen. Konsul Hermann Hagenström hat für seinen schweren Körper eine Stütze am Treppengeländer gefunden und plaudert, während seine platt auf der Oberlippe liegende Nase ein wenig mühsam in den rötlichen Bart hineinatmet, mit Herrn Senator Doktor Cremer, dem Polizeichef, dessen braungrau melierter Backenbart sein mit einer gewissen milden Schlauheit lächelndes Gesicht umrahmt. Staatsanwalt Doktor Moritz Hagenström, dessen schöne Gattin, die geborene Puttfarken aus Hamburg, ebenfalls anwesend ist, zeigt

irgendwo lächelnd seine spitzigen, lückenhaften Zähne. Einen Augenblick sieht man, wie der alte Doktor Grabow Senator Buddenbrooks Rechte zwischen seinen beiden Händen hält, um gleich darauf vom Baumeister Voigt verdrängt zu werden. Pastor Pringsheim, in bürgerlicher Kleidung und nur durch die Länge seines Gehrockes seine Würde andeutend, kommt mit ausgebreiteten Armen und gänzlich verklärtem Angesicht die Treppe herauf. Auch Friedrich Wilhelm Marcus ist zugegen. Diejenigen Herren, die irgendeine Körperschaft, den Senat, die Bürgerschaft, die Handelskammer repräsentieren, sind im Frack erschienen. — Halb zwölf Uhr. Die Hitze ist sehr stark geworden. Die Dame des Hauses hat sich vor einer Viertelstunde zurückgezogen ...

Plötzlich wird drunten am Windfang ein stampfendes und schlürfendes Geräusch laut, wie wenn viele Leute auf einmal die Diele beträten, und gleichzeitig klingt eine lärmende und schallende Stimme auf, die das ganze Haus erfüllt ... Alles drängt zum Geländer; man staut sich auf dem ganzen Korridor, vor den Türen zum Salon, zum Eßzimmer und Rauchzimmer, und lugt hinunter. Dort unten ordnet sich eine Schar von fünfzehn oder zwanzig Männern mit Musikinstrumenten, kommandiert von einem Herrn mit brauner Perücke, grauem Schifferbart und einem künstlichen Gebiß von breiten gelben Zähnen, das er lautredend zeigt ... Was geschieht? Konsul Peter Döhlmann hält mit der Kapelle vom Stadttheater seinen Einzug! Schon steigt er selbst im Triumphe die Treppe herauf, ein Paket mit Programmen in der Hand schwingend!

Und nun beginnt in dieser unmöglichen und maßlosen Akustik, in der die Töne zusammenfließen, die Akkorde ein-

ander verſchlingen und ſinnlos machen, und in der das überlaut knarrende Grunzen der großen Baßtrompete, in welche ein dicker Mann mit verzweifeltem Geſichtsausdruck ſtößt, alles übrige dominiert, das Ständchen, das man dem Hauſe Buddenbrook zu ſeinem Jubiläum bringt — es beginnt mit dem Chorale „Nun danket alle Gott", dem alsbald eine Paraphraſe über Offenbachs „Schöne Helena" folgt, worauf zunächſt ein Potpourri von Volksliedern erklingen wird ... Es iſt ein ziemlich umfangreiches Programm.

Ein hübſcher Einfall von Döhlmann! Man beglückwünſcht den Konſul und niemand iſt nun geneigt, aufzubrechen, bevor das Konzert zu Ende. Man ſteht und ſitzt im Salon und auf dem Korridor, hört zu und plaudert ...

Thomas Buddenbrook hielt ſich, zuſammen mit Stephan Kiſtenmaker, Senator Doktor Gieſeke und Baumeiſter Voigt jenſeits der Haupttreppe auf, bei der äußeren Tür zum Rauchzimmer und unweit des Aufganges zur zweiten Etage. Er ſtand an die Wand gelehnt, warf hier und da ein Wort in das Geſpräch ſeiner Gruppe und blickte im übrigen ſchweigſam über das Geländer hinweg ins Leere. Die Hitze hatte noch zugenommen, ſie war noch drückender geworden; aber Regen war nun nicht mehr ausgeſchloſſen, denn den Schatten nach zu urteilen, die über das „Einfallende Licht" hinwegzogen, waren Wolken am Himmel. Ja, dieſe Schatten waren ſo häufig und folgten einander ſo ſchnell, daß die beſtändig wechſelnde, zuckende Beleuchtung des Treppenhauſes ſchließlich die Augen ſchmerzen machte. Jeden Augenblick erloſch der Glanz des vergoldeten Stucks, des Meſſing-Kronleuchters und der Blechinſtru-

mente dort unten, um gleich darauf wieder aufzublitzen ... Nur einmal verweilte der Schatten ein wenig länger als gewöhnlich, und unterdessen hörte man mit leicht prasselndem Geräusch und in längeren Pausen fünf-, sechs- oder siebenmal etwas Hartes auf die Scheibe des „Einfallenden Lichtes" niederprallen: ein paar Hagelkörner ohne Zweifel. Dann erfüllte wieder Sonnenlicht das Haus von oben bis unten.

Es gibt einen Zustand der Depression, in dem alles, was uns unter normalen Umständen ärgert und eine gesunde Reaktion unseres Unwillens hervorruft, uns mit einem matten, dumpfen und schweigsamen Grame niederdrückt ... So grämte Thomas sich über das Benehmen des kleinen Johann, so grämte er sich über die Empfindungen, die diese ganze Feierlichkeit in ihm bewirkte, und noch mehr über diejenigen, deren er sich beim besten Willen unfähig fühlte. Mehrere Male versuchte er sich aufzuraffen, seinen Blick zu erhellen und sich zu sagen, daß dies ein schöner Tag sei, der ihn notwendig mit gehobener und freudiger Stimmung erfüllen müsse. Aber, obgleich der Lärm der Instrumente, das Stimmengewirr und der Anblick der vielen Menschen seine Nerven erschütterten und zusammen mit der Erinnerung an die Vergangenheit, an seinen Vater, oftmals eine schwache Rührung in ihm aufsteigen ließen, so überwog doch der Eindruck des Lächerlichen und Peinlichen, das für ihn dem Ganzen anhaftete, dieser minderwertigen, akustisch verzerrten Musik, dieser banalen, von Kursen und Diners schwatzenden Versammlung ... und dieses Gemisch von Rührung und Widerwillen gerade versetzte ihn in eine matte Verzweiflung ...

Um 12¼ Uhr, als das Programm des Stadttheater-Orcheſters anfing, ſeinem Ende entgegenzugehen, trat ein Zwiſchenfall ein, der die herrſchende Feſtlichkeit in keiner Weiſe berührte oder unterbrach, der aber, ſeinem geſchäftlichen Charakter zufolge, den Hausherrn nötigte, ſeine Gäſte für kurze Minuten zu verlaſſen. Die Haupttreppe herauf nämlich kam, als die Muſik eben pauſierte, in völliger Verwirrung ob der vielen Herrſchaften, der jüngſte Lehrling des Kontors, ein kleiner, ſtark verwachſener Menſch, der ſeinen ſchamroten Kopf noch tiefer als nötig zwiſchen den Schultern trug, den einen ſeiner unnatürlich langen, dünnen Arme in übertriebener Weiſe hin und her ſchlenkerte, um ſich das Anſehen zuverſichtlicher Läſſigkeit zu geben, und mit dem anderen ein gefaltetes Papier vor ſich her trug, ein Telegramm. Im Heraufſteigen ſuchte er mit ſcheu umherſpringenden Blicken nach ſeinem Chef, und als er ihn dort drüben entdeckt hatte, wand er ſich mit haſtig gemurmelten Entſchuldigungen durch die Menge der Gäſte, die ihm den Weg verſperrte.

Seine Verſchämtheit war ganz überflüſſig, denn niemand achtete ſeiner. Ohne ihn anzuſehen, und indem man fortfuhr, zu plaudern, machte man ihm mit einer kleinen Bewegung Platz und bemerkte kaum mit einem flüchtigen Blick, daß er dem Senator Buddenbrook das Telegramm mit einem Bückling überreichte, und daß dieſer hierauf von Kiſtenmaker, Gieſeke und Voigt weg mit ihm beiſeite trat, um zu leſen. Auch heute, da doch die weitaus meiſten Drahtnachrichten in bloßen Glückwünſchen beſtanden, mußte während der Geſchäftszeit jede Depeſche ſofort und unter allen Umſtänden überbracht werden.

Beim Aufgang zur zweiten Etage bildete der Korridor ein Knie, um sich nun in der Richtung der Saallänge bis zur Gesindetreppe hinzuziehen, bei der sich ein Nebeneingang zum Saale befand. Der Treppe zum zweiten Stockwerk gegenüber war die Öffnung zum Schacht der Winde, mit der die Speisen aus der Küche heraufbefördert wurden, und dabei stand an der Wand ein größerer Tisch, an welchem das Folgmädchen Silberzeug zu putzen pflegte. Hier blieb der Senator stehen, indem er dem buckligen Lehrling den Rücken zuwandte, und erbrach die Depesche.

Plötzlich erweiterten sich seine Augen so sehr, daß jeder, der es gesehen hätte, entsetzt zurückgefahren wäre, und mit einem einzigen, kurzen, krampfhaften Ruck zog er die Luft so heftig ein, daß sie im Nu seine Kehle austrocknete und ihn husten machte.

Er vermochte zu sagen: „Es ist gut.“ Aber das Stimmengeräusch hinter ihm machte ihn unverständlich. „Es ist gut“, wiederholte er; aber nur die beiden ersten Wörter hatten Ton; das letzte war ein Flüstern.

Da der Senator sich nicht bewegte, sich nicht umwandte, nicht einmal andeutungsweise eine Bewegung rückwärts machte, so wiegte der bucklige Lehrling sich noch einen Augenblick unsicher und zögernd von einem Fuß auf den andern. Dann vollführte er abermals seinen bizarren Bückling und begab sich die Gesindetreppe hinunter.

Senator Buddenbrook blieb an dem Tische stehen. Seine Hände, in denen er die entfaltete Depesche hielt, hingen schlaff vor ihm nieder, und während er noch immer mit halb offenem Munde kurz, mühsam und schnell atmete, wobei sein Oberkörper sich arbeitend vor- und rückwärts

bewegte, ſchüttelte er, verſtändnislos und wie vom Schlage gerührt, unaufhörlich ſeinen Kopf hin und her. „Das bißchen Hagel . . . das bißchen Hagel . . .“ wiederholte er ſinnlos. Dann aber ward ſein Atem tiefer und ruhiger, die Bewegung ſeines Körpers langſamer; ſeine halbgeſchloſſenen Augen verſchleierten ſich mit einem müden und faſt gebrochenen Ausdruck, und mit ſchwerem Kopfnicken wandte er ſich zur Seite.

Er öffnete die Tür zum Saale und trat ein. Langſam, geſenkten Hauptes, ſchritt er über die ſpiegelnde Fußbodenfläche des weiten Raumes und ließ ſich ganz hinten am Fenſter auf einem der dunkelroten Eckſofas nieder. Es war ſtill und kühl hier. Man vernahm das Plätſchern des Springbrunnens im Garten, eine Fliege ſtieß ſummend gegen die Fenſterſcheibe, und nur ein gedämpftes Geräuſch drang vom Vorplatze zu ihm.

Er legte ermattet den Kopf auf das Polſter und ſchloß die Augen. „Es iſt gut ſo, es iſt gut ſo,“ murmelte er halblaut; und dann, ausatmend, befriedigt, befreit, wiederholte er noch einmal: „Es iſt ganz gut ſo!“

Mit gelöſten Gliedern und friedevollem Geſichtsausdruck ruhte er fünf Minuten lang. Dann richtete er ſich auf, faltete das Telegramm zuſammen, ſchob es in die Bruſttaſche ſeines Rockes und ſtand auf, um zu ſeinen Gäſten zu gehen.

Aber in demſelben Augenblick ſank er mit einem Ächzen des Ekels auf das Polſter zurück. Die Muſik . . . die Muſik ſetzte wieder ein, mit einem albernen Lärm, der einen Galopp bedeuten ſollte und in welchem Pauke und Becken einen Rhythmus markierten, den die übrigen voreilig und verſpätet

in einander hallenden Schallmassen nicht innehielten, einem aufdringlichen und in seiner naiven Unbefangenheit unerträglich aufreizenden Tohuwabohu von Knarren, Schmettern und Quinquilieren, zerrissen von den abenteuerlichen Pfiffen der Pikkoloflöte. —

Sechstes Kapitel

„O Bach! Sebastian Bach, verehrteste Frau!“ rief Herr Edmund Pfühl, Organist von Sankt Marien, der in großer Bewegung den Salon durchschritt, während Gerda, lächelnd den Kopf in die Hand gestützt, am Flügel saß, und Hanno, lauschend in einem Sessel, eins seiner Kniee mit beiden Händen umspannte . . . „Gewiß . . . wie Sie sagen . . . er ist es, durch den das Harmonische über das Kontrapunktische den Sieg davongetragen hat . . . er hat die moderne Harmonik erzeugt, gewiß! Aber wodurch? Muß ich Ihnen sagen, wodurch? Durch die vorwärts schreitende Entwicklung des kontrapunktischen Stiles — Sie wissen es so gut wie ich! Was also ist das treibende Prinzip dieser Entwicklung gewesen? Die Harmonik? O nein! Keineswegs! Sondern die Kontrapunktik, verehrteste Frau! Die Kontrapunktik! . . . Wozu, frage ich Sie, hätten wohl die absoluten Experimente der Harmonik geführt? Ich warne . . . solange meine Zunge mir gehorcht, warne ich vor den bloßen Experimenten der Harmonik!“

Sein Eifer war groß bei solchen Gesprächen, und er ließ ihm freien Lauf, denn er fühlte sich zu Hause in diesem Salon. Jeden Mittwoch, am Nachmittage, erschien seine große, vierschrötige und ein wenig hochschultrige Gestalt, in

einem kaffeebraunen Leibrock, deſſen Schöße die Kniekehlen bedeckten, auf der Schwelle, und in Erwartung ſeiner Partnerin öffnete er liebevoll den Bechſtein-Flügel, ordnete die Violinſtimmen auf dem geſchnitzten Stehpult und präludierte dann einen Augenblick leicht und kunſtvoll, indem er ſeinen Kopf wohlgefällig von einer Schulter auf die andere ſinken ließ.

Ein erſtaunlicher Haarwuchs, eine verwirrende Menge von kleinen, feſten, fuchsbraun und grau melierten Löckchen ließ dieſen Kopf ungewöhnlich dick und ſchwer erſcheinen, obgleich er frei auf dem langen, mit einem ſehr großen Kehlkopfknoten verſehenen Halſe thronte, der aus dem Klappkragen hervorragte. Der unfriſierte, gebauſchte Schnurrbart, von der Farbe des Haupthaares, trat weiter aus dem Geſichte hervor, als die kleine, gedrungene Naſe . . . Unter ſeinen runden Augen, die braun und blank waren, und deren Blick beim Muſizieren die Dinge träumeriſch zu durchſchauen und jenſeits ihrer Erſcheinung zu ruhen ſchien, war die Haut ein wenig beutelartig geſchwollen . . . Dies Geſicht war nicht bedeutend, es trug zum mindeſten nicht den Stempel einer ſtarken und wachen Intelligenz. Seine Lider waren meiſt halb geſenkt, und oft hing ſein raſiertes Kinn, ohne daß ſich doch die Unterlippe von der oberen trennte, ſchlaff und willenlos abwärts, was dem Munde einen weichen, innig verſchloſſenen, ſtupiden und hingebenden Ausdruck verlieh, wie ihn derjenige eines ſüß Schlummernden zeigt . . .

Übrigens kontraſtierte mit dieſer Weichheit ſeines äußeren Weſens ganz ſeltſam die Strenge und Würde ſeines Charakters. Edmund Pfühl war ein weithin hochgeſchätzter

Organist, und der Ruf seiner kontrapunktischen Gelehrsamkeit hatte sich nicht innerhalb der Mauern seiner Vaterstadt gehalten. Das kleine Buch über die Kirchentonarten, das er hatte drucken lassen, wurde an zwei oder drei Konservatorien zum Privatstudium empfohlen, und seine Fugen und Choralbearbeitungen wurden hie und da gespielt, wo zu Gottes Ehre eine Orgel erklang. Diese Kompositionen, sowie auch die Phantasien, die er Sonntags in der Marienkirche zum besten gab, waren unangreifbar, makellos, erfüllt von der unerbittlichen, imposanten, moralisch-logischen Würde des Strengen Satzes. Ihr Wesen war fremd aller irdischen Schönheit, und was sie ausdrückten, berührte keines Laien rein menschliches Empfinden. Es sprach aus ihnen, es triumphierte sieghaft in ihnen die zur asketischen Religion gewordene Technik, das zum Selbstzweck, zur absoluten Heiligkeit erhobene Können. Edmund Pfühl dachte gering von aller Wohlgefälligkeit und sprach ohne Liebe von der schönen Melodie, das ist wahr. Aber so rätselhaft es sein mag: dennoch war er kein trockener Mensch und kein verknöcherter Gesell. „Palestrina!" sagte er mit einer kategorischen und furchteinflößenden Miene. Aber gleich darauf, während er am Instrumente eine Reihe von archaistischen Kunststücken ertönen ließ, war sein Gesicht eitel Weichheit, Entrücktheit und Schwärmerei, und als sähe er die letzte Notwendigkeit alles Geschehens unmittelbar an der Arbeit, ruhte sein Blick in einer heiligen Ferne . . . Dieser Musikantenblick, der vag und leer erscheint, weil er in dem Reiche einer tieferen, reineren, schlackenloseren und unbedingteren Logik weilt, als dem unserer sprachlichen Begriffe und Gedanken.

Seine Hände waren groß, weich, ſcheinbar knochenlos und mit Sommerſproſſen bedeckt — und weich und hohl, gleichſam als ſtäke ein Biſſen in ſeiner Speiſeröhre, war die Stimme, mit welcher er Gerda Buddenbrook begrüßte, wenn ſie die Portieren zurückſchlug und vom Wohnzimmer aus eintrat: „Ihr Diener, gnädige Frau!“

Während er ſich ein wenig von dem Seſſel erhob und mit geſenktem Kopfe ehrerbietig die Hand entgegennahm, die ſie ihm reichte, ließ er mit der Linken ſchon feſt und klar die Quinten erklingen, worauf Gerda die Stradivari ergriff und raſch, mit ſicherem Gehör die Saiten ſtimmte.

„Das G-Moll-Konzert von Bach, Herr Pfühl. Mich dünkt, das ganze Adagio ging noch ziemlich mangelhaft ...“

Und der Organiſt intonierte. Kaum aber waren die erſten Akkorde einander gefolgt, ſo pflegte es zu geſchehen, daß langſam, ganz vorſichtig die Tür zum Korridor geöffnet ward und mit lautloſer Behutſamkeit der kleine Johann über den Teppich zu einem Lehnſeſſel ſchlich. Dort ließ er ſich nieder, umfaßte ſeine Knie mit beiden Händen, verhielt ſich ſtill und lauſchte: auf die Klänge ſowohl, wie auf das, was geſprochen wurde.

„Nun, Hanno, ein bißchen Muſik naſchen?“ fragte Gerda in einer Pauſe und ließ ihre nahe beieinander liegenden, umſchatteten Augen, in denen das Spiel einen feuchten Glanz entzündet hatte, zu ihm hinübergleiten ...

Dann ſtand er auf und reichte mit einer ſtummen Verbeugung Herrn Pfühl die Hand, der ſacht und liebevoll über Hannos hellbraunes Haar ſtrich, das ſich ſo weich und graziös um Stirn und Schläfen ſchmiegte.

„Horche du nur, mein Sohn!“ ſagte er mit mildem Nach-

druck, und das Kind betrachtete ein wenig scheu des Organisten großen, beim Sprechen in die Höhe wandernden Kehlkopfapfel, worauf es sich leise und schnell an seinen Platz zurückbegab, als könne es die Fortsetzung des Spieles und der Gespräche kaum erwarten.

Ein Satz Haydn, einige Seiten Mozart, eine Sonate von Beethoven wurden durchgeführt. Dann jedoch, während Gerda, die Geige unterm Arm, neue Noten herbeisuchte, geschah das Überraschende, daß Herr Pfühl, Edmund Pfühl, Organist an Sankt Marien, mit seinem freien Zwischenspiel allgemach in einen sehr seltsamen Stil hinüberglitt, wobei in seinem fernen Blick eine Art verschämten Glückes erglänzte . . . Unter seinen Fingern hub ein Schwellen und Blühen, ein Weben und Singen an, aus welchem sich, leise zuerst und wieder verwehend, dann immer klarer und markiger, in kunstvoller Kontrapunktik ein altväterisch grandioses, wunderlich pomphaftes Marschmotiv hervorhob . . . Eine Steigerung, eine Verschlingung, ein Übergang . . . und mit der Auflösung setzte im fortissimo die Violine ein. Das Meistersinger-Vorspiel zog vorüber.

Gerda Buddenbrook war eine leidenschaftliche Verehrerin der neuen Musik. Was aber Herrn Pfühl betraf, so war sie bei ihm auf einen so wild empörten Widerstand gestoßen, daß sie anfangs daran verzweifelt hatte, ihn für sich zu gewinnen.

Am Tage, da sie ihm zum ersten Male Klavierauszüge aus „Tristan und Isolde" aufs Pult gelegt und ihn gebeten hatte, ihr vorzuspielen, war er nach fünfundzwanzig Takten aufgesprungen und mit allen Anzeichen des äußersten Ekels zwischen Erker und Flügel hin und wider geeilt.

„Ich ſpiele dies nicht, gnädige Frau, ich bin Ihr ergebenſter Diener, aber ich ſpiele dies nicht! Das iſt keine Muſik . . . glauben Sie mir doch . . . ich habe mir immer eingebildet, ein wenig von Muſik zu verſtehen! Dies iſt das Chaos! Dies iſt Demagogie, Blasphemie und Wahnwitz! Dies iſt ein parfümierter Qualm, in dem es blitzt! Dies iſt das Ende aller Moral in der Kunſt! Ich ſpiele es nicht!“ Und mit dieſen Worten hatte er ſich wieder auf den Seſſel geworfen und, während ſein Kehlkopf auf und nieder wanderte, unter Schlucken und hohlem Huſten weitere fünfundzwanzig Takte hervorgebracht, um dann das Klavier zu ſchließen und zu rufen:

„Pfui! Nein, Herr du mein Gott, dies geht zu weit! Verzeihen Sie mir, verehrteſte Frau, ich rede offen . . . Sie honorieren mich, Sie bezahlen mich ſeit Jahr und Tag für meine Dienſte . . . und ich bin ein Mann in beſcheidener Lebenslage. Aber ich lege mein Amt nieder, ich verzichte darauf, wenn Sie mich zu dieſen Ruchloſigkeiten zwingen . . .! Und das Kind, dort ſitzt das Kind auf ſeinem Stuhle! Es iſt leiſe hereingekommen, um Muſik zu hören! Wollen Sie ſeinen Geiſt denn ganz und gar vergiften?“ . . .

Aber ſo fürchterlich er ſich gebärdete, — langſam und Schritt für Schritt, durch Gewöhnung und Zureden, zog ſie ihn zu ſich herüber.

„Pfühl,“ ſagte ſie, „ſeien Sie billig und nehmen Sie die Sache mit Ruhe. Seine ungewohnte Art im Gebrauch der Harmonien verwirrt Sie . . . Sie finden, im Vergleich damit, Beethoven rein, klar und natürlich. Aber bedenken Sie, wie Beethoven ſeine nach alter Weiſe gebildeten Zeitgenoſſen aus der Faſſung gebracht hat . . . und Bach ſelbſt,

mein Gott, man warf ihm Mangel an Wohlklang und Klarheit vor! ... Sie sprechen von Moral ... aber was verstehen Sie unter Moral in der Kunst? Wenn ich nicht irre, ist sie der Gegensatz zu allem Hedonismus? Nun gut, den haben Sie hier. So gut wie bei Bach. Großartiger, bewußter, vertiefter als bei Bach. Glauben Sie mir, Pfühl, diese Musik ist Ihrem innersten Wesen weniger fremd, als Sie annehmen!"

„Gaukelei und Sophismen — um Vergebung", murrte Herr Pfühl. Aber sie behielt recht: diese Musik war ihm im Grunde weniger fremd, als er anfangs glaubte. Zwar mit dem Tristan söhnte er sich niemals vollständig aus, obgleich er Gerdas Bitte, den „Liebestod" für Violine und Pianoforte zu setzen, schließlich mit vielem Geschick erfüllte. Gewisse Partien der „Meistersinger" waren es, für die er zuerst ein oder das andere Wort der Anerkennung fand ... und nun begann unwiderstehlich erstarkend die Liebe zu dieser Kunst sich in ihm zu regen. Er gestand sie nicht, er erschrak fast darüber und verleugnete sie mit Murren. Aber seine Partnerin brauchte nun nicht mehr in ihn zu dringen, damit er, hatten die alten Meister ihr Recht erhalten, seine Griffe kompliziere und, mit jenem Ausdrucke eines verschämten und fast ärgerlichen Glückes im Blick, in das Leben und Weben der Leitmotive hinüberführe. Nach dem Spiele aber entspann sich vielleicht eine Auseinandersetzung über die Beziehungen dieses Kunststiles zu dem des Strengen Satzes, und eines Tages erklärte Herr Pfühl, er sähe sich, obgleich das Thema ihn persönlich ja nicht berühre, nun doch verpflichtet, seinem Buche über den Kirchenstil einen Anhang „über die Anwendung der alten Tonarten in Richard Wagners Kirchen- und Volksmusik" hinzuzufügen.

Hanno saß ganz still, die kleinen Hände um sein Knie gefaltet und, wie er zu tun pflegte, die Zunge an einem Backenzahn scheuernd, wodurch sein Mund ein wenig verzogen wurde. Mit großen, unverwandten Augen beobachtete er seine Mutter und Herrn Pfühl. Er lauschte auf ihr Spiel und auf ihre Gespräche, und so geschah es, daß, nach den ersten Schritten, die er auf seinem Lebenswege getan, er der Musik als einer außerordentlich ernsten, wichtigen und tiefsinnigen Sache gewahr wurde. Kaum hie und da verstand er ein Wort von dem, was gesprochen wurde, und was erklang, ging meist weit über sein kindliches Verständnis hinaus. Wenn er dennoch immer wiederkam und ohne sich zu langweilen Stunde für Stunde reglos an seinem Platze ausharrte, so waren es Glaube, Liebe und Ehrfurcht, die ihn dazu vermochten.

Er war erst sieben Jahre alt, als er mit Versuchen begann, gewisse Klangverbindungen, die Eindruck auf ihn gemacht, auf eigene Hand am Flügel zu wiederholen. Seine Mutter sah ihm lächelnd zu, verbesserte seine mit stummem Eifer zusammengesuchten Griffe und unterwies ihn darin, warum gerade dieser Ton nicht fehlen dürfe, damit sich aus diesem Akkord der andere ergäbe. Und sein Gehör bestätigte ihm, was sie ihm sagte.

Nachdem Gerda Buddenbrook ihn ein wenig hatte gewähren lassen, beschloß sie, daß er Klavierunterricht bekommen sollte.

„Ich glaube, er inkliniert nicht zum Solistentum," sagte sie zu Herrn Pfühl, „und ich bin eigentlich froh darüber, denn es hat seine Schattenseiten. Ich rede nicht über die Abhängigkeit des Solisten von der Begleitung, obgleich sie

unter Umständen sehr empfindlich werden kann, und wenn ich Sie nicht hätte ... Aber dann besteht immer die Gefahr, daß man in mehr oder minder vollendetes Virtuosentum gerät ... Sehen Sie, ich weiß ein Lied davon zu singen. Ich bekenne Ihnen offen, ich bin der Ansicht, daß für den Solisten eigentlich die Musik erst mit einem sehr hohen Grade von Können beginnt. Die angestrengte Konzentration auf die Oberstimme, ihre Phrasierung und Tonbildung, wobei die Polyphonie nur als etwas sehr Vages und Allgemeines zum Bewußtsein kommt, kann bei mittelmäßig Begabten ganz leicht eine Verkümmerung des harmonischen Sinnes und des Gedächtnisses für Harmonien zur Folge haben, die später schwer zu korrigieren ist. Ich liebe meine Geige und habe es ziemlich weit mit ihr gebracht, aber eigentlich steht das Klavier mir höher ... Ich sage nur dies: die Vertrautheit mit dem Klavier, als mit einem Mittel, die vielfältigsten und reichsten Tongebilde zu resümieren, einem unübertrefflichen Mittel zur musikalischen Reproduktion, bedeutet für mich ein intimeres, klareres und umfassenderes Verhältnis zur Musik ... Hören Sie, Pfühl, ich möchte Sie gleich selbst für ihn in Anspruch nehmen, seien Sie so gut! Ich weiß wohl, es gibt hier in der Stadt noch zwei oder drei Leute — ich glaube, weiblichen Geschlechts —, die Unterricht geben; aber das sind eben Klavierlehrerinnen ... Sie verstehen mich ... Es kommt so wenig darauf an, auf ein Instrument dressiert zu werden, sondern vielmehr darauf, ein wenig von Musik zu verstehen, nicht wahr? ... Auf Sie verlasse ich mich. Sie nehmen die Sache ernster. Und Sie sollen sehen, Sie werden ganz guten Erfolg mit ihm haben. Er hat die Buddenbrookschen

Hände ... Die Buddenbrooks können alle Nonen und Dezimen greifen. — Aber sie haben noch niemals Gewicht darauf gelegt," schloß sie lachend, und Herr Pfühl erklärte sich bereit, den Unterricht zu übernehmen.

Von nun an kam er auch am Montagnachmittag, um sich, während Gerda im Wohnzimmer saß, mit dem kleinen Johann zu beschäftigen. Er ging in nicht gewöhnlicher Art dabei vor, denn er fühlte, daß er dem stummen und leidenschaftlichen Eifer des Kindes mehr schuldig war, als es ein bißchen auf dem Klavier spielen zu lehren. Kaum war das Erste und Elementarste überwunden, als er schon anfing, in leicht faßlicher Form zu theoretisieren und seinen Schüler die Grundlagen der Harmonielehre sehen zu lassen. Und Hanno verstand; denn man bestätigte ihm nur, was er eigentlich von jeher schon gewußt hatte.

So weit wie nur immer möglich, trug Herr Pfühl dem sehnsüchtigen Vorwärtsdrängen des Kindes Rechnung. Mit liebevoller Sorgfalt war er darauf bedacht, die Bleigewichte zu erleichtern, mit denen die Materie die Füße der Phantasie und des eifernden Talentes beschwert. Er verlangte nicht allzu streng eine große Fingerfertigkeit beim Üben der Tonleitern, oder sie war ihm doch nicht der Zweck dieser Übungen. Was er bezweckte und schnell erreichte, war vielmehr eine klare, umfassende und eindringliche Übersicht über alle Tonarten, eine innere und überblickende Vertrautheit mit ihren Verwandtschaften und Verbindungen, aus welcher nach gar nicht langer Zeit sich jener rasche Blick für viele Kombinationsmöglichkeiten, jenes intuitive Herrschaftsgefühl über die Klaviatur ergab, das zur Phantasie und Improvisation verführt ... Mit einer rührenden Fein-

fühligkeit würdigte er die geistigen Bedürfnisse dieses kleinen, vom Hören verwöhnten Schülers, die auf einen ernsten Stil gerichtet waren. Er ernüchterte die Tiefe und Feierlichkeit seiner Stimmung nicht mit dem Üben banaler Liedchen. Er ließ ihn Choräle spielen und ließ keinen Akkord sich aus dem anderen ergeben, ohne auf die Gesetzmäßigkeit dieses Ergebnisses hinzuweisen.

Bei ihrer Stickerei oder ihrem Buche verfolgte Gerda jenseits der Portieren den Gang des Unterrichtes.

„Sie übertreffen alle meine Erwartungen", sagte sie gelegentlich zu Herrn Pfühl. „Aber gehen Sie nicht zu weit? Gehen Sie nicht zu außerordentlich vor? Ihre Methode ist, wie mir scheint, eminent schöpferisch ... Manchmal fängt er wahrhaftig schon mit Versuchen an, zu phantasieren. Aber wenn er Ihre Methode nicht verdient, wenn er nicht begabt genug dafür ist, so lernt er gar nichts ..."

„Er verdient sie", sagte Herr Pfühl und nickte. „Manchmal betrachte ich seine Augen ... es liegt so vieles darin, aber seinen Mund hält er verschlossen. Später einmal im Leben, das vielleicht seinen Mund immer fester verschließen wird, muß er eine Möglichkeit haben, zu reden ..."

Sie sah ihn an, diesen vierschrötigen Musikanten mit seiner Fuchsperücke, seinen Beuteln unter den Augen, seinem gebauschten Schnurrbart und seinem großen Kehlkopf — und dann reichte sie ihm die Hand und sagte: „Haben Sie Dank, Pfühl. Sie meinen es gut, und wir können noch gar nicht wissen, wieviel Sie an ihm tun." —

Und Hannos Dankbarkeit für diesen Lehrer, seine Hingabe an seine Führerschaft war ohnegleichen. Er, der trotz aller Nachhilfestunden in der Schule dumpf und ohne Hoff-

nung auf Verständnis über seiner Rechentafel brütete, er begriff am Flügel alles, was Herr Pfühl ihm sagte, er begriff es und eignete es sich an, wie man nur das sich aneignen kann, was einem schon von jeher gehört hat. Edmund Pfühl aber, in seinem braunen Schoßrock, erschien ihm wie ein großer Engel, der ihn jeden Montag Nachmittag in die Arme nahm, um ihn aus aller alltäglichen Misere in das klingende Reich eines milden, süßen und trostreichen Ernstes zu entführen . . .

Manchmal fand der Unterricht in Herrn Pfühls Hause statt, einem geräumigen alten Giebelhause mit vielen kühlen Gängen und Winkeln, das der Organist ganz allein mit einer alten Wirtschafterin bewohnte. Manchmal auch, am Sonntag, durfte der kleine Buddenbrook dem Gottesdienst in der Marienkirche droben an der Orgel beiwohnen, und das war etwas anderes, als unten mit den anderen Leuten im Schiff zu sitzen. Hoch über der Gemeinde, hoch noch über Pastor Pringsheim auf seiner Kanzel saßen die beiden inmitten des Brausens der gewaltigen Klangmassen, die sie gemeinsam entfesselten und beherrschten, denn mit glückseligem Eifer und Stolz durfte Hanno seinem Lehrer manchmal beim Handhaben der Register behilflich sein. Wenn aber das Nachspiel zum Chorgesang zu Ende war, wenn Herr Pfühl langsam alle Finger von den Tasten gelöst hatte und nur den Grund- und Baßton noch leise und feierlich hatte verhallen lassen — wenn dann nach einer stimmungsvollen Kunstpause unter dem Schalldeckel der Kanzel Pastor Pringsheims modulierende Stimme hervorzudringen begann, so geschah es gar nicht selten, daß Herr Pfühl ganz einfach sich über die Predigt zu moquieren, über

Pastor Pringsheims stilisiertes Fränkisch, seine langen, dunklen oder scharf akzentuierten Vokale, seine Seufzer und den jähen Wechsel zwischen Finsternis und Verklärung auf seinem Angesicht zu lachen anfing. Dann lachte auch Hanno, leise und tief belustigt, denn ohne sich anzusehen und ohne es sich zu sagen, waren die beiden dort oben der Ansicht, daß diese Predigt ein ziemlich albernes Geschwätz und der eigentliche Gottesdienst vielmehr das sei, was der Pastor und seine Gemeinde wohl nur für eine Beigabe zur Erhöhung der Andacht hielten: nämlich die Musik.

Ja, das geringe Verständnis, das er unten im Schiff, unter diesen Senatoren, Konsuln und Bürgern und ihren Familien, für seine Leistungen vorhanden wußte, war Herrn Pfühls beständige Kümmernis, und eben darum hatte er gern seinen kleinen Schüler bei sich, den er wenigstens leise darauf aufmerksam machen konnte, daß das, was er soeben gespielt, etwas außerordentlich Schwieriges gewesen sei. Er erging sich in den sonderbarsten technischen Unternehmungen. Er hatte eine „rückgängige Imitation" angefertigt, eine Melodie komponiert, welche vorwärts und rückwärts gelesen gleich war, und hierauf eine ganze „krebsgängig" zu spielende Fuge gegründet. Als er fertig war, legte er mit trübem Gesichtsausdruck die Hände in den Schoß. „Es merkt es niemand", sagte er mit hoffnungslosem Kopfschütteln. Und dann flüsterte er, während Pastor Pringsheim predigte: „Das war eine krebsgängige Imitation, Johann. Du weißt noch nicht, was das ist . . . es ist die Nachahmung eines Themas von hinten nach vorn, von der letzten Note zur ersten . . . etwas ziemlich Schwieriges. Später wirst du erfahren, was die Nachahmung

im ſtrengen Satze bedeutet ... Mit dem Krebsgang werde ich dich niemals quälen, dich nicht dazu zwingen ... Man braucht ihn nicht zu können. Aber glaube nie denen, die dergleichen als Spielerei ohne muſikaliſchen Wert bezeichnen. Du findeſt den Krebsgang bei den großen Komponiſten aller Zeiten. Nur die Lauen und Mittelmäßigen verwerfen ſolche Ubungen aus Hochmut. Demut ziemt ſich; das merke dir, Johann." —

— Am 15. April 1869, ſeinem achten Geburtstage, ſpielte Hanno der verſammelten Familie zuſammen mit ſeiner Mutter eine kleine, eigene Phantaſie vor, ein einfaches Motiv, das er ausfindig gemacht, merkwürdig gefunden und ein wenig ausgebaut hatte. Natürlich hatte Herr Pfühl, dem er es anvertraut, mancherlei daran auszuſetzen gehabt.

„Was iſt das für ein theatraliſcher Schluß, Johann! Das paßt ja gar nicht zum übrigen? Zu Anfang iſt alles ganz ordentlich, aber wie verfällſt du hier plötzlich aus H-Dur in den Quart-Sext-Akkord der vierten Stufe mit erniedrigter Terz, möchte ich wiſſen? Das ſind Poſſen. Und du tremolierſt ihn auch noch. Das haſt du irgendwo aufgeſchnappt ... Woher ſtammt es? ich weiß es ſchon. Du haſt zu gut zugehört, wenn ich deiner Frau Mama gewiſſe Sachen vorſpielen mußte ... Ändere den Schluß, Kind, dann iſt es ein ganz ſauberes kleines Ding."

Aber gerade auf dieſen Mollakkord und dieſen Schluß legte Hanno das allergrößte Gewicht, und ſeine Mutter amüſierte ſich ſo ſehr darüber, daß es dabei blieb. Sie nahm die Geige, ſpielte die Oberſtimme mit und variierte dann, während Hanno den Satz ganz einfach wiederholte, den Diskant bis zum Schluß in Läufen von Zweiunddrei-

ßigsteln. Das klang ganz großartig, Hanno küßte sie vor Glück, und so trugen sie es am 15. April der Familie vor.

Die Konsulin, Frau Permaneder, Christian, Klothilde, Herr und Frau Konsul Kröger, Herr und Frau Direktor Weinschenk, sowie die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße und Fräulein Weichbrodt hatten zur Feier von Hannos Geburtstag um vier Uhr beim Senator und seiner Frau zu Mittag gegessen; nun saßen sie im Salon und blickten lauschend auf das Kind, das in seinem Matrosenanzug am Flügel saß, und auf die fremdartige und elegante Erscheinung Gerdas, die zuerst auf der g-Saite eine prachtvolle Kantilene entwickelte und dann, mit unfehlbarer Virtuosität, eine Flut von perlenden und schäumenden Cadenzen entfesselte. Der Silberdraht am Griff ihres Bogens blitzte im Licht der Gasflammen.

Hanno, bleich vor Erregung, hatte bei Tische fast nichts essen können; aber jetzt war die Hingebung an sein Werk, das, ach, nach zwei Minuten schon wieder zu Ende sein sollte, so groß in ihm, daß er in vollständiger Entrücktheit alles um sich her vergessen hatte. Dies kleine melodische Gebilde war mehr harmonischer als rhythmischer Natur, und ganz seltsam mutete der Gegensatz an, der zwischen den primitiven, fundamentalen und kindlichen musikalischen Mitteln und der gewichtigen, leidenschaftlichen und fast raffinierten Art bestand, in welcher diese Mittel betont und zur Geltung gebracht wurden. Mit einer schrägen und ziehenden Bewegung des Kopfes nach vorn hob Hanno bedeutsam jeden Übergangston hervor, und, ganz vorn auf dem Sessel sitzend, suchte er durch Pedal und Verschiebung jedem neuen Akkord einen empfindlichen Wert zu verleihen. In

der Tat, wenn der kleine Hanno einen Effekt erzielte — und beschränkte sich derselbe auch ganz allein auf ihn selbst — so war der Effekt weniger empfindsamer als empfindlicher Natur. Irgendein ganz einfacher harmonischer Kunstgriff ward durch gewichtige und verzögernde Akzentuierung zu einer geheimnisvollen und preziösen Bedeutung erhoben. Irgendeinem Akkord, einer neuen Harmonie, einem Einsatz wurde, während Hanno die Augenbrauen emporzog und mit dem Oberkörper eine hebende, schwebende Bewegung vollführte, durch eine plötzlich eintretende, matt hallende Klanggebung eine nervös überraschende Wirkungsfähigkeit zuteil ... Und nun kam der Schluß, Hannos geliebter Schluß, der an primitiver Gehobenheit dem Ganzen die Krone aufsetzte. Leise und glockenrein umperlt und umflossen von den Läufen der Violine, tremolierte pianissimo der E-Mollakkord ... Er wuchs, er nahm zu, er schwoll langsam, langsam an, im forte zog Hanno das dissonierende, zur Grundtonart leitende Cis herzu, und während die Stradivari wogend und klingend auch dieses Cis umrauschte, steigerte er die Dissonanz mit aller seiner Kraft bis zum fortissimo. Er verweigerte sich die Auflösung, er enthielt sie sich und den Hörern vor. Was würde sie sein, diese Auflösung, dieses entzückende und befreite Hineinsinken in H-Dur? Ein Glück ohnegleichen, eine Genugtuung von überschwänglicher Süßigkeit. Der Friede! Die Seligkeit! Das Himmelreich! ... Noch nicht ... noch nicht! Noch einen Augenblick des Aufschubs, der Verzögerung, der Spannung, die unerträglich werden mußte, damit die Befriedigung desto köstlicher sei ... Noch ein letztes, allerletztes Auskosten dieser drängenden und treibenden Sehnsucht, dieser Begierde

des ganzen Wesens, dieser äußersten und krampfhaften Anspannung des Willens, der sich dennoch die Erfüllung und Erlösung noch verweigerte, weil er wußte: Das Glück ist nur ein Augenblick . . . Hannos Oberkörper reckte sich langsam empor, seine Augen wurden ganz groß, seine geschlossenen Lippen zitterten, mit einem stoßweisen Beben zog er die Luft durch die Nase ein . . . und dann war die Wonne nicht mehr zurückzuhalten. Sie kam, kam über ihn, und er wehrte ihr nicht länger. Seine Muskeln spannten sich ab, ermattet und überwältigt sank sein Kopf auf die Schulter nieder, seine Augen schlossen sich, und ein wehmütiges, fast schmerzliches Lächeln unaussprechlicher Beseligung umspielte seinen Mund, während mit Verschiebung und Pedal, umflüstert, umwoben, umrauscht und umwogt von den Läufen der Violine, sein Tremolo, dem er nun Baßläufe gesellte, nach H-Dur hinüberglitt, sich ganz rasch zum fortissimo steigerte und dann mit einem kurzen, nachhallosen Aufbrausen abbrach. —

Es war unmöglich, daß die Wirkung, die dieses Spiel auf Hanno selbst ausübte, sich auch auf die Zuhörer erstreckte. Frau Permaneder zum Beispiel hatte von dem ganzen Aufwand nicht das allermindeste verstanden. Wohl aber hatte sie des Kindes Lächeln gesehen, die Bewegung seines Oberkörpers, das selige Zur-Seite-Sinken seines kleinen, zärtlich geliebten Kopfes . . . und dieser Anblick hatte sie in den Tiefen ihrer leicht gerührten Gutmütigkeit ergriffen.

„Wie spielt der Junge! Wie spielt das Kind!“ rief sie aus, indem sie beinahe weinend auf ihn zueilte und ihn in die Arme schloß . . . „Gerda, Tom, er wird ein Mozart, ein Meyerbeer, ein . . .“ und in Ermangelung eines dritten

Namens von ähnlicher Bedeutung, der ihr nicht sogleich einfiel, beschränkte sie sich darauf, ihren Neffen, der, die Hände im Schoße, noch ganz ermattet und mit abwesenden Augen dasaß, mit Küssen zu bedecken.

„Genug, Tony, genug!“ sagte der Senator leise. „Ich bitte dich, was setzest du ihm in den Kopf . . .“

Siebentes Kapitel

Thomas Buddenbrook war in seinem Herzen nicht einverstanden mit dem Wesen und der Entwicklung des kleinen Johann.

Er hatte einst, allem Kopfschütteln schnell verblüffter Philister zum Trotz, Gerda Arnoldsen heimgeführt, weil er sich stark und frei genug gefühlt hatte, unbeschadet seiner bürgerlichen Tüchtigkeit einen distinguierteren Geschmack an den Tag zu legen als den allgemein üblichen. Aber sollte nun das Kind, dieser lange vergebens ersehnte Erbe, der doch äußerlich und körperlich manche Abzeichen seiner väterlichen Familie trug, so ganz und gar dieser Mutter gehören? Sollte er, von dem er erhofft hatte, daß er einst mit glücklicherer und unbefangenerer Hand die Arbeit seines Lebens fortführen werde, der ganzen Umgebung, in der er zu leben und zu wirken berufen, ja seinem Vater selbst, innerlich und von Natur aus fremd und befremdend gegenüberstehen?

Gerdas Geigenspiel hatte für Thomas bislang, übereinstimmend mit ihren seltsamen Augen, die er liebte, zu ihrem schweren dunkelroten Haar und ihrer ganzen außerordentlichen Erscheinung, eine reizvolle Beigabe mehr zu ihrem eigenartigen Wesen bedeutet; jetzt aber, da er sehen mußte,

wie die Leidenschaft der Musik, die ihm fremd war, so früh schon, so von Anbeginn und von Grund aus sich auch seines Sohnes bemächtigte, wurde sie ihm zu einer feindlichen Macht, die sich zwischen ihn und das Kind stellte, aus dem seine Hoffnungen doch einen echten Buddenbrook, einen starken und praktisch gesinnten Mann mit kräftigen Trieben nach außen, nach Macht und Eroberung machen wollten. Und in der reizbaren Verfassung, in der er sich befand, schien es ihm, als drohe diese feindselige Macht ihn zu einem Fremden in seinem eigenen Hause zu machen.

Er war nicht imstande, sich der Musik, wie Gerda und ihr Freund, dieser Herr Pfühl, sie betrieben, zu nähern, und Gerda, exklusiv und unduldsam in Dingen der Kunst, erschwerte ihm noch diese Annäherung in wirklich grausamer Weise.

Nie hatte er geglaubt, daß das Wesen der Musik seiner Familie so gänzlich fremd sei, wie es jetzt den Anschein gewann. Sein Großvater hatte gern ein wenig die Flöte geblasen, und er selbst hatte immer mit Wohlgefallen auf hübsche Melodien, die entweder eine leichte Grazie oder einige beschauliche Wehmut oder eine munterstimmende Schwunghaftigkeit an den Tag legten, gelauscht. Gab er aber seinem Geschmack an irgendeinem derartigen Gebilde Ausdruck, so konnte er gewärtig sein, daß Gerda die Achseln zuckte und mit einem mitleidigen Lächeln sagte: „Wie ist es möglich, mein Freund! Ein Ding so ganz ohne musikalischen Wert ...“

Er haßte diesen „musikalischen Wert“, dieses Wort, mit dem sich für ihn kein anderer Begriff verband, als der eines kalten Hochmutes. Es trieb ihn, sich, während Hanno dabeisaß, dagegen zu erheben. Mehr als einmal geschah es,

daß er bei ſolchen Gelegenheiten aufbegehrte und ausrief: „Ach, Liebſte, das Trumpfen auf dieſen ‚muſikaliſchen Wert‘ ſcheint mir eine ziemlich dünkelhafte und geſchmackloſe Sache zu ſein!“

Und ſie erwiderte ihm: „Thomas, ein für allemal, von der Muſik als Kunſt wirſt du niemals etwas verſtehen, und ſo intelligent du biſt, wirſt du niemals einſehen, daß ſie mehr iſt als ein kleiner Nachtiſchſpaß und Ohrenſchmaus. In der Muſik geht dir der Sinn für das Banale ab, der dir doch ſonſt nicht fehlt . . . und er iſt das Kriterium des Verſtändniſſes in der Kunſt. Wie fremd dir die Muſik iſt, kannſt du ſchon daraus erſehen, daß dein muſikaliſcher Geſchmack deinen übrigen Bedürfniſſen und Anſchauungen ja eigentlich gar nicht entſpricht. Was freut dich in der Muſik? Der Geiſt eines gewiſſen faden Optimismus, den du, wäre er in einem Buche eingeſchloſſen, empört oder ärgerlich beluſtigt in die Ecke werfen würdeſt. Schnelle Erfüllung jedes kaum erregten Wunſches . . Prompte, freundliche Befriedigung des kaum ein wenig aufgeſtachelten Willens . . . Geht es in der Welt etwa zu wie in einer hübſchen Melodie? . . . Das iſt läppiſcher Idealismus . . .“

Er verſtand ſie, er verſtand, was ſie ſagte. Aber er vermochte ihr mit dem Gefühl nicht zu folgen und nicht zu begreifen, warum Melodien, die ihn ermunterten oder rührten, null und nichtig ſein — und Muſikſtücke, die ihn herb und verworren anmuteten, den höchſten muſikaliſchen Wert beſitzen ſollten. Er ſtand vor einem Tempel, von deſſen Schwelle Gerda ihn mit unnachſichtiger Gebärde verwies . . . und kummervoll ſah er, wie ſie mit dem Kinde darin verſchwand.

Er ließ nichts merken von der Sorge, mit der er die Entfremdung beobachtete, die zwischen ihm und seinem kleinen Sohne zuzunehmen schien, und der Anschein, als bewürbe er sich um des Kindes Gunst, wäre ihm furchtbar gewesen. Er hatte ja während des Tages nur wenig Muße, mit dem Kleinen zusammenzutreffen; gelegentlich der Mahlzeiten aber behandelte er ihn mit einer freundschaftlichen Kordialität, die einen Anflug von ermunternder Härte besaß. „Nun, Kamerad", sagte er, indem er ihn ein paarmal auf den Hinterkopf klopfte und sich, seiner Frau gegenüber, neben ihn an den Speisetisch setzte ... „Wie gehts! Was haben wir getrieben! Gelernt? ... Und Klavier gespielt? Das ist recht! Aber nicht zu viel, sonst haben wir keine Lust mehr zum übrigen und bleiben Ostern sitzen!" Keine Muskel in seinem Gesicht verriet dabei die besorgte Spannung, mit der er erwartete, wie Hanno seine Begrüßung aufnehmen, wie sie erwidern werde; nichts verriet etwas von dem schmerzlichen Sichzusammenziehen seines Inneren, wenn das Kind einfach einen scheuen Blick aus seinen goldbraunen, umschatteten Augen zu ihm hingleiten ließ, der nicht einmal sein Gesicht erreichte, — und sich stumm über seinen Teller beugte.

Ungeheuerlich wäre es gewesen, sich über diese kindische Unbeholfenheit zu bekümmern. Während des Beisammenseins, in den Pausen etwa, beim Wechseln des Geschirrs, war es seine Pflicht, sich ein wenig mit dem Jungen zu beschäftigen, ihn ein bißchen zu prüfen, seinen praktischen Sinn für Tatsachen herauszufordern ... Wieviel Einwohner besaß die Stadt? Welche Straßen führten von der Trave zur oberen Stadt hinauf? Wie hießen die zum

Geſchäft gehörigen Speicher? Friſch und ſchlagfertig hergeſagt! — Aber Hanno ſchwieg. Nicht aus Trotz gegen ſeinen Vater, nicht um ihm wehe zu tun. Aber die Einwohner, die Straßen und ſelbſt die Speicher, die ihm unter gewöhnlichen Umſtänden unendlich gleichgültig waren, flößten ihm, zum Gegenſtand eines Examens erhoben, einen verzweifelten Widerwillen ein. Er mochte vorher ganz munter geweſen ſein, mochte ſogar mit ſeinem Vater geplaudert haben — ſowie das Geſpräch auch nur annähernd den Charakter einer kleinen Prüfung annahm, ſank ſeine Stimmung unter Null, brach ſeine Widerſtandskraft vollſtändig zuſammen. Seine Augen verſchleierten ſich, ſein Mund nahm einen verzagten Ausdruck an, und was ihn beherrſchte, war ein großes ſchmerzliches Bedauern über die Unvorſichtigkeit, mit welcher Papa, der doch wiſſen mußte, daß ſolche Verſuche zu nichts Gutem führten, nun ſich ſelbſt und allen die Mahlzeit verdorben habe. Mit Augen, die in Tränen ſchwammen, ſah er auf ſeinen Teller nieder. Ida ſtieß ihn an und flüſterte ihm zu . . . die Straßen, die Speicher. Aber ach, das war ja unnütz, ganz unnütz! Sie mißverſtand ihn. Er wußte ja die Namen, zum Teile wenigſtens, ganz gut, und ſo leicht wäre es geweſen, Papas Wünſchen bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens entgegenzukommen, wenn es eben möglich geweſen wäre, wenn ihn nicht eben etwas unüberwindlich Trauriges daran gehindert hätte . . . Ein ſtrenges Wort, ein Klopfen mit der Gabel auf den Meſſerblock von ſeiten ſeines Vaters ſchreckte ihn auf. Er warf einen Blick auf ſeine Mutter und Ida und verſuchte zu ſprechen; aber ſchon die erſten Silben wurden von Schluchzen erſtickt; es ging nicht. „Genug!“ rief der Senator

zornig. „Schweig! Ich will gar nichts mehr hören! Du brauchst nichts herzusagen! Du darfst stumm und dumm vor dich hinbrüten dein Lebtag!“ Und in schweigsamer Mißstimmung ward die Mahlzeit zu Ende geführt.

Diese träumerische Schwäche aber, dieses Weinen, dieser vollständige Mangel an Frische und Energie war der Punkt, an dem der Senator einsetzte, wenn er gegen Hannos leidenschaftliche Beschäftigung mit der Musik Bedenken erhob.

Hannos Gesundheit war immer zart gewesen. Besonders seine Zähne hatten von jeher die Ursache von mancherlei schmerzhaften Störungen und Beschwerden ausgemacht. Das Hervorbrechen der Milchzähne mit seiner Gefolgschaft von Fieber und Krämpfen hatte ihm beinah das Leben gekostet, und dann hatte sein Zahnfleisch stets zur Entzündung und zur Bildung von Geschwüren geneigt, die Mamsell Jungmann, wenn sie reif waren, mit einer Stecknadel zu öffnen pflegte. Jetzt, zur Zeit des Zahnwechsels, waren die Leiden noch größer. Schmerzen kamen, die fast über Hannos Kräfte gingen, und schlaflos, unter leisem Stöhnen und Weinen in einem matten Fieber, das keine andere Ursache als eben den Schmerz hatte, verbrachte er ganze Nächte. Die Zähne, die äußerlich so schön und weiß wie die seiner Mutter, dabei aber außerordentlich weich und verletzlich waren, wuchsen falsch, sie bedrängten einander, und damit allen diesen Übelständen gesteuert würde, mußte der kleine Johann einen furchtbaren Menschen in sein junges Leben eintreten sehen: Herrn Brecht, den Zahnarzt Brecht in der Mühlenstraße . . .

Schon der Name dieses Mannes gemahnte gräßlich an jenes Geräusch, das im Kiefer entsteht, wenn mit Ziehen,

Drehen und Heben die Wurzeln eines Zahnes herausgebrochen werden, und ließ Hannos Herz ſich in der Angſt zuſammenziehen, die er erlitt, wenn er, gegenüber der treuen Ida Jungmann, im Wartezimmer des Herrn Brecht in einem Lehnſtuhl kauerte und, während er die ſcharf riechende Luft dieſer Räumlichkeiten atmete, illuſtrierte Journale beſah, bis der Zahnarzt mit ſeinem ebenſo höflichen wie grauenerregenden „Bitte" in der Tür des Operationszimmers erſchien . . .

Eine Anziehungskraft, einen ſeltſamen Reiz beſaß dieſes Wartezimmer, und das war ein ſtattlicher bunter Papagei mit giftigen kleinen Augen, der in einem Winkel inmitten eines Meſſingbauers ſaß und aus unbekannten Gründen Joſephus hieß. Mit der Stimme eines wütenden alten Weibes pflegte er zu ſagen: „Nehmen Sie Platz . . . Einen Momang . . ." und obgleich dies unter den obwaltenden Umſtänden wie ein abſcheulicher Hohn klang, war Hanno Buddenbrook ihm mit einem Gemiſch von Liebe und Grauen zugetan. Ein Papagei . . . ein großer, bunter Vogel, welcher Joſephus hieß und reden konnte! War er nicht wie entwiſcht aus einem Zauberwalde, aus einem der Grimmſchen Märchen, die Ida zu Hauſe vorlas? . . . Auch das „Bitte", mit dem Herr Brecht die Tür öffnete, wiederholte Joſephus aufs eindringlichſte, und ſo geſchah es, daß man ſeltſamerweiſe lachend das Operationszimmer betrat und ſich auf den großen, unheimlich konſtruierten Stuhl am Fenſter ſetzte, neben dem die Tretmaſchine ſtand.

Was Herrn Brecht perſönlich betraf, ſo ſah er ganz ähnlich aus wie Joſephus, denn ebenſo hart und krumm bog ſeine Naſe ſich auf den ſchwarz und grau melierten

Schnurrbart hinab, wie der Schnabel des Papageis. Das Schlimme aber, das eigentlich Entsetzliche an ihm bestand darin, daß er nervös und selbst den Qualen nicht gewachsen war, die zuzufügen sein Amt ihn zwang. „Wir müssen zur Extraktion schreiten, Fräulein," sagte er zu Ida Jungmann und erblich. Dann, wenn Hanno in einem matten, kalten Schweiße und mit übergroßen Augen, unfähig, zu protestieren, unfähig, davonzulaufen, in einem Seelenzustand, der sich absolut durch nichts von dem eines hinzurichtenden Delinquenten unterschied, Herrn Brecht, die Zange im Ärmel, auf sich zukommen sah, so konnte er bemerken, daß auf der kahlen Stirn des Zahnarztes kleine Schweißtropfen perlten, und daß sein Mund ebenfalls von Angst verzogen war ... Und wenn der abscheuliche Vorgang vorüber, wenn Hanno, bleich, zitternd, mit tränenden Augen und entstelltem Gesicht, sein Blut in die blaue Schale zu seiner Seite spie, so mußte Herr Brecht einen Augenblick irgendwo Platz nehmen, sich die Stirn trocknen und ein wenig Wasser trinken ...

Man versicherte den kleinen Johann, daß dieser Mann ihm viel Gutes tue und ihn vor vielen noch größeren Schmerzen bewahre; aber wenn Hanno die Pein, die Herr Brecht ihm zugefügt, mit dem positiven und fühlbaren Vorteil verglich, den er ihm verdankte, so überwog die erstere zu sehr, als daß er nicht alle diese Besuche in der Mühlenstraße zu den schlimmsten aller unnützen Qualen hätte rechnen müssen. Im Hinblick auf die Weisheitszähne, die dermaleinst kommen würden, mußten vier Backenzähne, die soeben, weiß, schön und noch vollkommen gesund herangewachsen waren, entfernt werden, und das nahm, da man das

Kind nicht überanstrengen wollte, vier Wochen in Anspruch. Was für eine Zeit! Diese langgezogene Marter, in der schon die Angst vor dem Bevorstehenden wieder einsetzte, wenn noch die Erschöpfung nach dem Überstandenen herrschte, ging zu weit. Als der letzte Zahn gezogen war, lag Hanno acht Tage lang krank, und zwar aus reiner Ermattung.

Übrigens beeinflußten diese Zahnbeschwerden nicht nur seine Gemütsstimmung, sondern auch die Funktionen einzelner Organe. Die Behinderungen beim Kauen hatten immer wieder Verdauungsstörungen, ja auch Anfälle von gastrischem Fieber zur Folge, und diese Magenverstimmungen standen im Zusammenhange mit vorübergehenden Anfällen von verstärktem oder geschwächtem unregelmäßigen Herzschlag und Schwindelgefühlen. Bei all dem bestand unvermindert, ja verstärkt, das seltsame Leiden fort, das Doktor Grabow „pavor nocturnus“ nannte. Kaum eine Nacht verging, ohne daß der kleine Johann ein- oder zweimal emporfuhr und händeringend, mit allen Anzeichen der unerträglichsten Angst nach Hilfe oder Erbarmen rief, als stände er in Flammen, als wollte man ihn erwürgen, als geschähe etwas unsäglich Grauenhaftes . . . Am Morgen wußte er nichts mehr von allem. — Doktor Grabow suchte dieses Leiden mit einem abendlichen Trunk von Heidelbeersaft zu behandeln; allein das half ganz und gar nichts.

Die Hemmungen, denen Hannos Körper unterworfen war, die Schmerzen, die er erlitt, verfehlten nicht, in ihm jenes ernsthafte Gefühl vorzeitiger Erfahrenheit hervorzurufen, das man Altklugheit nennt, und wenn es auch, gleichsam als würde es von einer überwiegenden Begabung mit gutem

Geschmacke niedergehalten, nicht oft und durchaus nicht aufdringlich zutage trat, so äußerte es sich doch hie und da in Form einer wehmütigen Überlegenheit ... „Wie geht es dir, Hanno?“ fragte jemand von seinen Verwandten, seine Großmutter, die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße ... und ein kleines, resigniertes Emporziehen des Mundes, ein Zucken seiner vom blauen Matrosenkragen bedeckten Achseln war die ganze Antwort.

„Gehst du gern zur Schule?“

„Nein“, antwortete Hanno ruhig und mit einer Offenheit, welche angesichts ernsterer Dinge es nicht der Mühe wert erachtet, in solchen Angelegenheiten zu lügen.

„Nicht? Oh! Man muß aber doch lernen, Schreiben, Rechnen, Lesen ...“

„Und so weiter“, sagte der kleine Johann.

Nein, er ging nicht gern in die alte Schule, diese ehemalige Klosterschule mit Kreuzgängen und gotisch gewölbten Klassenzimmern. Fehlen wegen Unwohlseins und gänzliche Unaufmerksamkeit, wenn seine Gedanken bei irgendeiner harmonischen Verbindung oder den noch unenträtselten Wundern eines Musikstückes weilten, das er von seiner Mutter und Herrn Pfühl gehört, förderten ihn nicht eben in den Wissenschaften, und die Hilfslehrer und Seminaristen, die ihn in diesen unteren Klassen unterrichteten, und deren gesellschaftliche Unterlegenheit, geistige Gedrücktheit und körperliche Ungepflegtheit er empfand, flößten ihm neben der Furcht vor Strafe eine heimliche Mißachtung ein. Herr Tietge, der Rechenlehrer, ein kleiner Greis in fettigem schwarzen Rock, der schon zur Zeit des verstorbenen Marcellus Stengel im Dienste der Anstalt gewirkt hatte, und

der auf eine unmögliche Weiſe in ſich hineinſchielte, was er durch Brillengläſer, rund und dick wie Schiffsluken, zu korrigieren ſuchte, — Herr Tietge gemahnte den kleinen Johann in jeder Stunde, wie fleißig und ſcharfſinnig ſein Vater ſtets beim Rechnen geweſen ſei . . . Beſtändig nötigten Herrn Tietge ſtarke Huſtenanfälle, den Boden des Katheders mit ſeinem Auswurf zu bedecken.

Hannos Verhältnis zu ſeinen kleinen Kameraden war im allgemeinen ganz fremder und äußerlicher Natur; nur mit einem von ihnen verknüpfte ihn, und zwar ſeit den erſten Schultagen, ein feſtes Band, und das war ein Kind von vornehmer Herkunft, aber gänzlich verwahrloſtem Äußeren, ein Graf Mölln mit dem Vornamen Kai.

Es war ein Junge von Hannos Statur, aber nicht wie dieſer mit einem däniſchen Matroſenhabit, ſondern mit einem ärmlichen Anzug von unbeſtimmter Farbe bekleidet, an dem hie und da ein Knopf fehlte, und der am Geſäß einen großen Flicken zeigte. Seine Hände, die aus den zu kurzen Ärmeln hervorſahen, erſchienen imprägniert mit Staub und Erde und von unveränderlich hellgrauer Farbe, aber ſie waren ſchmal und außerordentlich fein gebildet, mit langen Fingern und langen, ſpitz zulaufenden Nägeln. Und dieſen Händen entſprach der Kopf, welcher, vernachläſſigt, ungekämmt und nicht ſehr reinlich, von Natur mit allen Merkmalen einer reinen und edlen Raſſe ausgeſtattet war. Das flüchtig in der Mitte geſcheitelte, rötlich gelbe Haar war von einer alabaſterweißen Stirn zurückgeſtrichen, unter welcher, tief und ſcharf zugleich, hellblaue Augen blitzten. Die Wangenknochen traten ein wenig hervor, und die Naſe, mit zarten Nüſtern und ſchmalem, ganz leicht gebogenem

Rücken, war, wie der Mund mit etwas geschürzter Oberlippe, schon jetzt von charakteristischem Gepräge.

Hanno Buddenbrook hatte den kleinen Grafen schon vor Beginn der Schulzeit zwei- oder dreimal ganz flüchtig zu sehen bekommen, und zwar auf Spaziergängen, die er mit Ida gen Norden durchs Burgtor hinaus gemacht. Dort nämlich, weit draußen, unfern des ersten Dorfes, war irgendwo ein kleines Gehöft, ein winziges, fast wertloses Anwesen, das überhaupt keinen Namen hatte. Man gewann, blickte man hin, den Eindruck eines Misthaufens, einer Anzahl Hühner, einer Hundehütte und eines armseligen, katenartigen Gebäudes, mit tief hinunterreichendem, rotem Dache. Dies war das Herrenhaus, und dort wohnte Kais Vater, Eberhard Graf Mölln.

Er war ein Sonderling, den selten jemand zu sehen bekam, und der, beschäftigt mit Hühner-, Hunde- und Gemüsezucht, abgeschieden von aller Welt auf seinem kleinen Gehöfte hauste: ein großer Mann mit Stulpenstiefeln, einer grünen Friesjoppe, kahlem Kopfe, einem ungeheuren ergrauten Rübezahlbarte, einer Reitpeitsche in der Hand, obgleich er durchaus kein Pferd besaß, und einem unter der buschigen Braue ins Auge geklemmten Monokel. Es gab, außer ihm und seinem Sohne, weit und breit keinen Grafen Mölln mehr im Lande. Die einzelnen Zweige der ehemals reichen, mächtigen und stolzen Familie waren nach und nach verdorrt, abgestorben und vermodert, und nur eine Tante des kleinen Kai, mit der sein Vater aber nicht in Korrespondenz stand, war noch am Leben. Sie veröffentlichte unter einem abenteuerlichen Pseudonym Romane in Familienblättern. — Was den Grafen Eberhard betraf, so erinnerte

man ſich, daß er, um ſich vor allen Störungen durch Anfragen, Angebote und Bettelei zu ſchützen, während längerer Zeit, nachdem er das Anweſen vorm Burgtore bezogen, ein Schild an ſeiner niedrigen Haustür geführt hatte, auf dem zu leſen geweſen: „Hier wohnt Graf Mölln ganz allein, braucht nichts, kauft nichts und hat nichts zu verſchenken.“ Als das Schild ſeine Wirkung getan und niemand ihn mehr beläſtigte, hatte er es wieder entfernt.

Mutterlos — denn die Gräfin war an ſeiner Geburt geſtorben, und irgendein ältliches Frauenzimmer führte das Hausweſen —, war der kleine Kai hier wild wie ein Tier unter den Hühnern und Hunden herangewachſen, und hier hatte — von fern und mit großer Scheu — Hanno Buddenbrook ihn geſehen, wie er gleich einem Kaninchen im Kohle umherſprang, ſich mit jungen Hunden balgte und mit ſeinen Purzelbäumen die Hühner erſchreckte.

In der Schulſtube hatte er ihn wiedergefunden, und ſeine Scheu vor dem verwilderten Äußeren des kleinen Grafen hatte wohl anfangs fortbeſtanden. Aber nicht lange, ſo hatte ein ſicherer Inſtinkt ihn die unſoignierte Hülle durchſchauen laſſen, hatte ihn auf dieſe weiße Stirn, dieſen ſchmalen Mund, dieſe länglich geſchnittenen, hellblauen Augen achten laſſen, die mit einer Art zorniger Befremdung dareingeblickt hatten, und eine große Sympathie für dieſen Kameraden unter allen übrigen hatte ihn ganz erfüllt. Dennoch war er viel zu zurückhaltend, als daß er den Mut gefunden hätte, die Freundſchaft einzuleiten, und ohne die rückſichtsloſe Initiative des kleinen Kai wären die beiden einander wohl fremd geblieben. Ja, das leidenſchaftliche Tempo, mit dem Kai ſich ihm genähert, hatte

den kleinen Johann anfangs sogar erschreckt. Dieser kleine, verwahrloste Gesell hatte mit einem Feuer, einer stürmisch aggressiven Männlichkeit um die Gunst des stillen, elegant gekleideten Hanno geworben, der gar nicht zu widerstehen gewesen war. Zwar konnte er ihm beim Unterricht nicht behilflich sein, denn seinem ungezähmten und frei umherschweifenden Sinn war das Einmaleins etwas ebenso Abscheuliches, wie dem träumerisch abwesenden des kleinen Buddenbrook; aber er hatte ihn mit allem beschenkt, was sein gewesen war, mit Glaskugeln, Holzkreiseln und sogar mit einer kleinen, verbogenen Blechpistole, obgleich sie das beste war, was er besaß . . . Hand in Hand mit ihm, in den Pausen, hatte er ihm von seinem Heim, von den jungen Hunden und Hühnern erzählt und hatte ihn mittags, obgleich stets Ida Jungmann, ein Päckchen belegten Butterbrotes in der Hand, ihren Pflegling vor der Schultür zum Spazierengehen erwartete, so weit wie möglich begleitet. Bei dieser Gelegenheit hatte er erfahren, daß der kleine Buddenbrook zu Hause Hanno genannt wurde, und sofort hatte er sich dieses Kosenamens bemächtigt, um seinen Freund nun nie mehr anders zu nennen.

Eines Tages hatte er verlangt, daß Hanno, statt nach dem Mühlenwall, mit ihm nach seines Vaters Besitz spazieren gehe, um neugeborene Meerschweinchen zu besehen, und Fräulein Jungmann hatte endlich den Bitten der beiden nachgegeben. Sie waren nach dem gräflichen Anwesen hinausgewandert, hatten den Misthaufen, das Gemüse, die Hunde, Hühner und Meerschweinchen in Augenschein genommen und waren schließlich auch in das Haus eingetreten, woselbst in einem niedrigen, langgestreckten Raume zu ebener

Erde Graf Eberhard, ein Bild trotziger Vereinſamung, leſend an einem ſchweren Bauerntiſch geſeſſen und unwirſch nach dem Begehren gefragt hatte ...

Ida Jungmann war nicht zu bewegen geweſen, dieſen Beſuch zu wiederholen; vielmehr hatte ſie darauf beſtanden, daß, wollten die beiden beieinander ſein, Kai lieber Hanno beſuchen ſollte, und ſo hatte der kleine Graf denn zum erſten Male mit aufrichtiger Bewunderung, aber doch ohne Scheu das prachtvolle Vaterhaus ſeines Freundes betreten. Von da an hatte er oft und öfter ſich eingeſtellt, und nun konnte nur im Winter hoch liegender Schnee ihn hindern, den weiten Weg am Nachmittage noch einmal zurückzulegen, um ein paar Stunden bei Hanno Buddenbrook zu verbringen.

Man ſaß in dem großen Kinderzimmer im zweiten Stockwerk zuſammen und erledigte ſeine Schularbeiten. Es gab da lange Rechenaufgaben zu löſen, die, nachdem man beide Seiten der Schiefertafel mit Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen und Diviſionen bedeckt hatte, am Ende und als Reſultat ganz einfach Null ergeben mußten — wo nicht, ſo ſteckte irgendwo ein Fehler, der geſucht, geſucht werden mußte, bis man das kleine bösartige Tier gefunden hatte und vertilgen konnte: und hoffentlich ſteckte er nicht zu hoch, weil ſonſt beinahe das Ganze noch einmal geſchrieben werden mußte. Ferner galt es, ſich mit deutſcher Grammatik zu beſchäftigen, die Kunſt der Komparation zu erlernen und ganz reinlich und gradlinig Betrachtungen untereinander zu ſchreiben, wie zum Beiſpiel: „Horn iſt durchſichtig, Glas iſt durchſichtiger, Luft iſt am durchſichtigſten.“ Worauf man ſein Diktatheft zur Hand nahm,

um Sätze zu studieren wie dieser: „Unsere Hedwig ist zwar sehr willig, aber den Kehricht auf dem Estrich fegt sie niemals ordentlich zusammen.“ Bei dieser Übung voller Versuchungen und Fußangeln hatte die Absicht bestanden, daß man Hedwig, willig und fegt mit einem ch, Estrich mit g und Kehricht womöglich ebenfalls mit einem g schreiben sollte, und das hatte man denn auch gründlich besorgt, weshalb nun die Korrektur vorgenommen werden mußte. War aber alles fertig, so packte man ein und setzte sich auf das Fensterbrett, um Ida vorlesen zu hören.

Die gute Seele las vom Katerlieschen, von dem, der auszog, das Fürchten zu lernen, von Rumpelstilzchen, Rapunzel und Froschkönig — mit tiefer, geduldiger Stimme und halb geschlossenen Augen, denn sie sagte die Märchen, die sie in ihrem Leben schon allzu oft gelesen, beinahe ganz aus dem Kopfe her, und dabei schlug sie mechanisch die Blätter mit dem benetzten Zeigefinger um.

Bei dieser Unterhaltung aber geschah das Merkwürdige, daß in dem kleinen Kai sich das Bedürfnis zu regen und auszubilden begann, es dem Buche gleichzutun und selbst etwas zu erzählen, und das war um so erwünschter, als man die gedruckten Märchen allmählich alle kannte, und auch Ida sich dann und wann ein wenig ausruhen mußte. Kais Geschichten waren anfangs kurz und einfach, wurden dann aber kühner und komplizierter und gewannen an Interesse dadurch, daß sie nicht gänzlich in der Luft standen, sondern von der Wirklichkeit ausgingen und diese in ein seltsames und geheimnisvolles Licht rückten ... Besonders gern vernahm Hanno die Erzählung von einem bösen aber außerordentlich mächtigen Zauberer, der einen schönen und

hochbegabten Prinzen mit Namen Joſephus in der Geſtalt eines bunten Vogels bei ſich gefangen halte und alle Menſchen mit ſeinen tückiſchen Künſten quäle. Schon aber wachſe in der Ferne der Auserwählte heran, welcher dereinſt an der Spitze einer unwiderſtehlichen Armee von Hunden, Hühnern und Meerſchweinchen gegen den Zauberer furchtlos zu Felde ziehen und den Prinzen, ſowie die ganze Welt, beſonders aber Hanno Buddenbrook vermittelſt eines Schwertſtreiches von ihm erlöſen werde. Dann werde, befreit und entzaubert, Joſephus in ſein Reich zurückkehren, König werden und Hanno ſowohl wie Kai zu ſehr hohen Würden emporſteigen laſſen . . .

Senator Buddenbrook, der hie und da, wenn er das Kinderzimmer paſſierte, die Freunde beiſammen ſah, hatte gegen dieſen Verkehr nichts einzuwenden, denn es war leicht zu beobachten, daß die beiden einander vorteilhaft beeinflußten. Hanno wirkte beſänftigend, zähmend und geradezu veredelnd auf Kai, der ihn zärtlich liebte, die Weiße ſeiner Hände bewunderte und ſich ihm zuliebe die ſeinen von Fräulein Jungmann mit Bürſte und Seife behandeln ließ. Und wenn Hanno ſeinerſeits ein wenig Friſche und Wildheit von dem kleinen Grafen empfing, ſo war das mit Freude zu begrüßen, denn Senator Buddenbrook verhehlte ſich nicht, daß die beſtändige weibliche Obhut, unter welcher der Junge ſtand, nicht eben geeignet war, die Eigenſchaften der Männlichkeit in ihm anzureizen und zu entwickeln.

Die Treue und Hingebung der guten Ida Jungmann, die nun ſchon länger als drei Jahrzehnte den Buddenbrooks diente, war ja mit Gold nicht zu bezahlen. Sie hatte die

vorhergehende Generation mit Aufopferung gehegt und gepflegt: Hanno aber trug sie auf Händen, sie hüllte ihn gänzlich in Zärtlichkeit und Sorgfalt ein, sie liebte ihn abgöttisch und ging in ihrem naiven und unerschütterlichen Glauben an seine absolut bevorzugte und bevorrechtigte Stellung in der Welt oftmals bis zum Absurden. Sie war, galt es, für ihn zu handeln, von erstaunlicher und manchmal peinlicher Unverfrorenheit. Gelegentlich eines Einkaufs beim Konditor zum Beispiel unterließ sie es niemals, sehr ungeniert in die ausgestellten Schalen hineinzugreifen, um ihm diese oder jene Süßigkeit zuzustecken, ohne dafür zu bezahlen — denn konnte der Mann sich nicht nur geehrt fühlen? Und vor einem umlagerten Schaufenster war sie sofort bei der Hand, die Leute in ihrem westpreußischen Dialekt freundlich aber entschieden um Platz für ihren Schützling zu ersuchen. Ja, er war in ihren Augen etwas so ganz Besonderes, daß sie kaum je ein anderes Kind würdig gehalten hatte, mit ihm in Berührung zu kommen. Was den kleinen Kai betraf, so war die beiderseitige Zuneigung stärker gewesen als ihr Mißtrauen; auch hatte der Name sie ein wenig bestochen. Gesellten sich aber auf dem Mühlenwall, wenn sie sich mit Hanno auf einer Bank niedergelassen hatte, andere Kinder mit ihrer Begleitung zu ihnen, so erhob Fräulein Jungmann sich beinahe sogleich und ging unter irgendeinem Vorwande von Verspätung oder Zugwind von dannen. Die Erklärungen, die sie dem kleinen Johann dafür zuteil werden ließ, waren geeignet, in ihm die Vorstellung zu erwecken, als seien alle seine Altersgenossen mit Skropheln und „Bösen Säften" schwer behaftet, — nur er nicht. Und das trug

nicht gerade dazu bei, ſeine ſo wie ſo ſchon mangelnde Zutraulichkeit und Unbefangenheit zu ſtärken.

Senator Buddenbrook wußte von ſolchen Einzelheiten nicht; aber er ſah, daß die Entwicklung ſeines Sohnes von Natur und infolge äußerer Einflüſſe vorläufig keineswegs die Richtung einſchlug, die er ihr zu geben wünſchte. Hätte er ſeine Erziehung in die Hand nehmen, täglich und ſtündlich auf ſeinen Geiſt wirken können! Aber die Zeit fehlte ihm dazu, und mit Schmerz mußte er ſehen, wie gelegentliche Verſuche dazu kläglich mißlangen und das Verhältnis zwiſchen Vater und Kind nur kälter und fremder machten. Ein Bild ſchwebte ihm vor, nach dem er ſeinen Sohn zu modeln ſich ſehnte: das Bild von Hannos Urgroßvater, wie er ſelbſt ihn als Knabe gekannt — ein heller Kopf, jovial, einfach, humoriſtiſch und ſtark ... Konnte er ſo nicht werden? War das unmöglich? Und warum? ... Hätte er wenigſtens die Muſik unterdrücken und verbannen können, die den Jungen dem praktiſchen Leben entfremdete, ſeiner körperlichen Geſundheit ſicherlich nicht nützlich war und ſeine Geiſteskräfte abſorbierte! Grenzte ſein träumeriſches Weſen nicht manchmal geradezu an Unzurechnungsfähigkeit?

Eines Nachmittags war Hanno drei Viertelſtunden vorm Eſſen, das um vier Uhr ſtattfand, allein in die erſte Etage hinabgeſtiegen. Er hatte eine zeitlang am Flügel geübt und hielt ſich nun müßig im Wohnzimmer auf. Halb liegend ſaß er auf der Chaiſelongue, neſtelte an dem Schifferknoten auf ſeiner Bruſt, und indem ſeine Augen, ohne etwas zu ſuchen, ſeitwärts glitten, gewahrte er auf dem zierlichen Nußholzſchreibtiſch ſeiner Mutter eine offene Leder-

mappe — die Mappe mit den Familienpapieren. Er stützte den Ellenbogen auf das Rückenpolster und das Kinn in die Hand und betrachtete die Sachen ein Weilchen aus der Ferne. Ohne Zweifel hatte Papa sich heute nach dem zweiten Frühstück damit beschäftigt und sie zu weiterem Gebrauche liegen lassen. Einiges stak in der Mappe, lose Blätter, die draußen lagen, waren vorläufig mit einem metallenen Lineal beschwert, das große Schreibheft mit goldnem Schnitt und verschiedenartigem Papier lag offen da.

Hanno glitt nachlässig von der Ottomane hinunter und ging zum Schreibtisch. Das Buch war an jener Stelle aufgeschlagen, wo in den Handschriften mehrerer seiner Vorfahren und zuletzt in der seines Vaters der ganze Stammbaum der Buddenbrooks mit Klammern und Rubriken in übersichtlichen Daten geordnet war. Mit einem Bein auf dem Schreibsessel kniend, das weichgewellte hellbraune Haar in die flache Hand gestützt, musterte Hanno das Manuskript ein wenig von der Seite, mit dem mattkritischen und ein bißchen verächtlichen Ernste einer vollkommenen Gleichgültigkeit und ließ seine freie Hand mit Mamas Federhalter spielen, der halb aus Gold und halb aus Ebenholz bestand. Seine Augen wanderten über all diese männlichen und weiblichen Namen hin, die hier unter- und nebeneinander standen, zum Teile in altmodisch verschnörkelter Schrift mit weit ausladenden Schleifen, in gelblich verblaßter oder stark aufgetragener schwarzer Tinte, an der Reste von Goldstreusand klebten ... Er las auch, ganz zuletzt, in Papas winziger, geschwind über das Papier eilender Schrift, unter denen seiner Eltern seinen eigenen Namen — Justus, Johann, Kaspar, geb. d. 15. April

1861 — was ihm einigen Spaß machte, richtete sich dann ein wenig auf, nahm mit nachlässigen Bewegungen Lineal und Feder zur Hand, legte das Lineal unter seinen Namen, ließ seine Augen noch einmal über das ganze genealogische Gewimmel hingleiten: und hierauf, mit stiller Miene und gedankenloser Sorgfalt, mechanisch und verträumt, zog er mit der Goldfeder einen schönen, sauberen Doppelstrich quer über das ganze Blatt hinüber, die obere Linie ein wenig stärker als die untere, so, wie er jede Seite seines Rechenheftes verzieren mußte ... Dann legte er einen Augenblick prüfend den Kopf auf die Seite und wandte sich ab.

Nach Tische rief der Senator ihn zu sich und herrschte ihn mit zusammengezogenen Brauen an.

„Was ist das. Woher kommt das. Hast du das getan?"

Er mußte sich einen Augenblick besinnen, ob er es getan habe, und dann sagte er schüchtern und ängstlich: „Ja."

„Was heißt das! Was ficht dich an! Antworte! Wie kommst du zu dem Unfug!" rief der Senator, indem er mit dem leicht zusammengerollten Heft auf Hannos Wange schlug.

Und der kleine Johann, zurückweichend, stammelte, indem er mit der Hand nach seiner Wange fuhr: „Ich glaubte ... ich glaubte ... es käme nichts mehr ..."

Achtes Kapitel

Donnerstags, wenn die Familie, umgeben von den ruhevoll lächelnden Götterstatuen der Tapete, beim Essen saß, gab es seit kurzem einen neuen, sehr ernsten Gesprächs-

gegenstand, der auf den Gesichtern der Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße den Ausdruck kalter Zurückhaltung, in den Mienen und Gesten Frau Permaneders aber eine außerordentliche Erregung hervorrief. Sie sprach zurückgelegten Hauptes und indem sie beide Arme zugleich vorwärts oder nach oben streckte, mit Zorn, mit Entrüstung, mit aufrichtiger, tiefgefühlter Empörung. Sie ging von dem besonderen Falle, um den es sich handelte, zum allgemeinen über, sprach über schlechte Menschen überhaupt und ließ, unterbrochen von dem trockenen nervösen Räuspern, das mit ihrer Magenschwäche zusammenhing, mit einer gewissen Kehlkopfstimme, die ihr eigen war, wenn sie zürnte, kleine Trompetenstöße des Abscheus ertönen, die etwa klangen wie „Tränen-Trieschke —!" „Grünlich —!" „Permaneder —!" ... Das Sonderbare aber war der neue Ruf, der hinzugekommen war, und den sie mit unbeschreiblicher Verachtung und Gehässigkeit hervorbrachte. Er lautete: „Der Staatsanwalt —!"

Wenn dann Direktor Hugo Weinschenk, verspätet wie immer, denn er war mit Geschäften überhäuft, den Saal betrat und, mit balancierenden Fäusten sich ungewöhnlich lebhaft in der Taille seines Gehrockes wiegend, zu seinem Platze schritt, wobei seine Unterlippe unter dem schmalen Schnurrbart mit keckem Ausdruck hinabhing, so verstummte das Gespräch, so lagerte sich eine peinliche, schwüle Stille über der Tafel, bis der Senator allen aus der Verlegenheit half, indem er ganz leichthin und als handle es sich um irgendein Geschäft, sich bei dem Direktor nach dem Stande der Angelegenheit erkundigte. Und Hugo Weinschenk antwortete, die Sachen ständen sehr gut, sie ständen, wie das

nicht anders möglich ſei, vortrefflich ... worauf er leicht und fröhlich von etwas anderem ſprach. Er war viel aufgeräumter als früher, ließ ſeine Augen mit einer gewiſſen wilden Unbefangenheit umherſchweifen und fragte viele Male, ohne Antwort zu erhalten, nach dem Befinden von Gerda Buddenbrooks Geige. Überhaupt plauderte er viel und munter, und unangenehm war nur der Umſtand, daß er in ſeinem Freimut nicht immer genügend nach ſeinen Worten ſah und vor übermäßig guter Laune hie und da Geſchichten vorbrachte, die nicht ganz am Platze waren. Eine Anekdote zum Beiſpiel, die er erzählte, handelte von einer Amme, welche die Geſundheit des ihr anvertrauten Kindes dadurch beeinträchtigt hatte, daß ſie an Blähungen litt; in einer Weiſe, die er ohne Zweifel für humoriſtiſch hielt, ahmte er den Hausarzt nach, der gerufen hatte: „Wer ſtinkt hier ſo! Wer iſt es, der hier ſo ſtinkt!“ und ſpät oder nie bemerkte er, daß ſeine Gattin heftig errötet war, daß die Konſulin, Thomas und Gerda unbewegt daſaßen, die Damen Buddenbrook durchbohrende Blicke tauſchten, ſelbſt Rieckchen Severin am unteren Tiſchende beleidigt dareinblickte und höchſtens der alte Konſul Kröger leiſe pruſchte ...

Was war es mit dem Direktor Weinſchenk? Dieſer ernſte, tätige und kernhafte Mann, dieſer Mann, der, abhold aller Geſelligkeit und von rauher Außenſeite, mit zäher Pflichttreue nur ſeiner Arbeit zugetan war, — dieſer Mann ſollte nicht einmal, nein, wiederholt ſich eines ſchweren Fehltrittes ſchuldig gemacht haben, ja, er war angeklagt, gerichtlich angeklagt, mehrere Male ein geſchäftliches Manöver ausgeführt zu haben, das nicht fragwürdig, ſondern unreinlich

und verbrecherisch zu nennen war, und ein Prozeß, dessen Ausgang nicht abzusehen, war gegen ihn im Gange! — Was wurde ihm zur Last gelegt? — Brände hatten an verschiedenen Orten stattgefunden, größere Feuersbrünste, die der Gesellschaft, welche den damit Betroffenen kontraktlich verbunden gewesen, große Summen gekostet haben würden. Direktor Weinschenk aber sollte, erst nachdem er durch seine Agenten rasche vertrauliche Mitteilung von den Unglücksfällen empfangen, also bewußt betrügerischerweise, die Rückversicherungen bei einer anderen Gesellschaft vorgenommen und dieser so den Schaden zugeschoben haben. Nun lag die Sache in den Händen des Staatsanwaltes, des Staatsanwaltes Doktor Moritz Hagenström . . .

„Thomas," sagte die Konsulin unter vier Augen zu ihrem Sohne, „ich bitte dich . . . ich verstehe nichts. Was soll ich von der Sache halten!"

Und er antwortete: „Ja, meine liebe Mutter . . . Was läßt sich da sagen! Daß alles ganz in Ordnung ist, muß man leider bezweifeln. Aber daß Weinschenk in dem Umfange schuldig ist, wie gewisse Leute es wollen, halte ich ebenfalls für unwahrscheinlich. Es gibt im Geschäftsleben moderneren Stiles etwas, was man Usance nennt . . . Eine Usance, verstehst du, das ist ein Manöver, das nicht ganz einwandfrei ist, sich nicht ganz mit dem geschriebenen Gesetze verträgt und für den Laienverstand schon unredlich aussieht, daß aber dennoch nach stillschweigender Übereinkunft in der Geschäftswelt gang und gäbe ist. Die Grenzlinie zwischen Usance und Schlimmerem ist sehr schwer zu ziehen . . . Einerlei . . . Wenn Weinschenk sich vergangen

hat, ſo hat er es höchſtwahrſcheinlich nicht ärger getrieben als viele ſeiner Kollegen, die ungeſtraft davongekommen ſind. Aber . . . für einen günſtigen Ausgang des Prozeſſes ſtehe ich deshalb durchaus nicht. Vielleicht würde er in einer großen Stadt freigeſprochen werden; aber hier, wo alles auf Cliquenweſen und perſönliche Motive hinausläuft . . . Das hätte er bei der Wahl ſeines Verteidigers beſſer bedenken ſollen. Wir haben hier in der Stadt keinen hervorragenden Anwalt, keinen eminenten Kopf mit überlegenem und überzeugendem Rednertalent, der mit allen Hunden gehetzt und in den bedenklichſten Sachen verſiert wäre. Dafür aber hängen unſere Herren Juriſten untereinander zuſammen, ſie ſind einander verbunden durch gemeinſame Intereſſen, durch Mittageſſen, womöglich durch Verwandtſchaft, und haben aufeinander Rückſicht zu nehmen. Meiner Anſicht nach wäre es klug geweſen, wenn Weinſchenk einen hier anſäſſigen Advokaten genommen hätte. Aber was hat er getan? Er hat es für nötig befunden, — ich ſage für nötig befunden, und das gibt zuletzt über ſein gutes Gewiſſen zu denken, — ſich einen Verteidiger aus Berlin zu verſchreiben, den Doktor Breslauer, einen rechten Teufelsbraten, einen geriebenen Redner, einen raffinierten Rechtsvirtuoſen, dem der Ruhm vorangeht, ſo und ſo vielen betrügeriſchen Bankerottiers am Zuchthauſe vorbeigeholfen zu haben. Der wird nun ohne Zweifel die Sache gegen ein ſehr großes Honorar mit ebenſo großer Schlauheit führen . . . Aber ob das von Nutzen ſein wird? Ich ſehe es kommen, daß unſere wackeren Rechtsgelehrten ſich mit Händen und Füßen dagegen ſträuben werden, ſich von dem fremden Herrn imponieren zu laſſen, und daß der Gerichtshof für

Doktor Hagenströms Plaidoyer ein sehr viel willigeres Ohr haben wird ... Und die Zeugen? Was sein eigenes Geschäftspersonal betrifft, so glaube ich nicht, daß es ihm besonders liebevoll zur Seite stehen wird. Das, was wir Wohlwollenden — und, ich glaube, auch er selbst — seine rauhe Außenseite nennen, hat ihm nicht viel Freunde gemacht ... Kurz, Mutter, mir ahnt Arges. Es wäre ja schlimm für Erika, wenn es ein Unglück gäbe, aber am wehesten sollte es mir um Tony tun. Siehst du, sie hat ja recht, wenn sie sagt, daß Hagenström die Sache mit Genugtuung in die Hand genommen hat. Sie geht uns alle an, und ein schmählicher Ausgang würde uns insgesamt betreffen, denn Weinschenk gehört einmal zur Familie und sitzt an unserem Tische. Was mich angeht, ich komme darüber hinweg. Ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Ich muß in der Öffentlichkeit der Sache ganz fremd gegenüberstehen, darf nicht die Verhandlungen besuchen — obgleich Breslauer mich interessieren würde — und darf mich, schon um mich vor dem Vorwurf irgendwelcher Beeinflussungsgelüste zu wahren, überhaupt um nichts bekümmern. Aber Tony? Ich mag nicht ausdenken, wie traurig eine Verurteilung für sie wäre. Man muß hören, wie aus ihren lauten Protesten gegen Verleumdung und neidische Intrigen die Angst herausklingt ... die Angst, nach allem Malheur, das sie erduldet, auch dieser letzten, ehrenvollen Position, des würdigen Hausstandes ihrer Tochter noch verlustig zu gehen. Ach, paß auf, sie wird immer lauter Weinschenks Unschuld beteuern, je mehr sie zu Zweifeln daran gedrängt werden wird ... Aber er kann ja auch unschuldig sein, gewiß, ganz unschuldig sein ... Wir müssen es abwarten,

Mutter, und ihn und Tony und Erika taktvoll behandeln. Aber mir ahnt nichts Gutes . . .“

•

Unter ſolchen Umſtänden kam diesmal das Weihnachtsfeſt heran, und der kleine Johann verfolgte mit Hilfe des Abreißkalenders, den Ida ihm angefertigt, und auf deſſen letztem Blatte ein Tannenbaum gezeichnet war, pochenden Herzens das Nahen der unvergleichlichen Zeit.

Die Vorzeichen mehrten ſich . . . Schon ſeit dem erſten Advent hing in Großmamas Eßſaal ein lebensgroßes, buntes Bild des Knecht Ruprecht an der Wand. Eines Morgens fand Hanno ſeine Bettdecke, die Bettvorlage und ſeine Kleider mit kniſterndem Flittergold beſtreut. Dann, wenige Tage ſpäter, nachmittags im Wohnzimmer, als Papa mit der Zeitung auf der Chaiſelongue lag und Hanno grade in Gerocks „Palmblättern“ das Gedicht von der Hexe zu Endor las, wurde wie alljährlich und doch auch diesmal ganz überraſchenderweiſe ein „alter Mann“ gemeldet, welcher „nach dem Kleinen frage“. Er wurde hereingebeten, dieſer alte Mann, und kam ſchlürfenden Schrittes, in einem langen Pelze, deſſen rauhe Seiten nach außen gekehrt, und der mit Flittergold und Schneeflocken beſetzt war, ebenſolcher Mütze, ſchwarzen Zügen im Geſicht und einem ungeheuren weißen Barte, der wie die übernatürlich dicken Augenbrauen mit glitzernder Lametta durchſetzt war. Er erklärte, wie jedes Jahr, mit eherner Stimme, daß dieſer Sack — auf ſeiner linken Schulter — für gute Kinder, welche beten könnten, Äpfel und goldene Nüſſe enthalte, daß aber andererſeits dieſe Rute — auf ſeiner rechten Schulter — für die böſen

Kinder bestimmt sei ... Es war Knecht Ruprecht. Das heißt, natürlich nicht so ganz und vollkommen der echte und im Grunde vielleicht bloß Barbier Wenzel in Papas gewendetem Pelz; aber soweit ein Knecht Ruprecht überhaupt möglich, war er dies, und Hanno sagte auch dieses Jahr wieder, aufrichtig erschüttert und nur ein- oder zweimal von einem nervösen und halb unbewußten Aufschluchzen unterbrochen, sein Vaterunser her, worauf er einen Griff in den Sack für die guten Kinder tun durfte, den der alte Mann dann überhaupt wieder mit sich zu nehmen vergaß ...

Es setzten die Ferien ein, und der Augenblick ging ziemlich glücklich vorüber, da Papa das Zeugnis las, das auch in der Weihnachtszeit notwendig ausgestellt werden mußte ... Schon war der große Saal geheimnisvoll verschlossen, schon waren Marzipan und braune Kuchen auf den Tisch gekommen, schon war es Weihnacht draußen in der Stadt. Schnee fiel, es kam Frost, und in der scharfen, klaren Luft erklangen durch die Straßen die geläufigen oder wehmütigen Melodien der italienischen Drehorgelmänner, die mit ihren Sammetjacken und schwarzen Schnurrbärten zum Feste herbeigekommen waren. In den Schaufenstern prangten die Weihnachtsausstellungen. Um den hohen gotischen Brunnen auf dem Marktplatze waren die bunten Belustigungen des Weihnachtsmarktes aufgeschlagen. Und wo man ging, atmete man mit dem Duft der zum Kauf gebotenen Tannenbäume das Aroma des Festes ein.

Dann endlich kam der Abend des dreiundzwanzigsten Dezembers heran und mit ihm die Bescherung im Saale zu Haus, in der Fischergrube, eine Bescherung im engsten Kreise, die nur ein Anfang, eine Eröffnung, ein Vorspiel

war, denn den Heiligen Abend hielt die Konſulin feſt in Beſitz, und zwar für die ganze Familie, ſo daß am Spätnachmittage des Vierundzwanzigſten die geſamte Donnerstagstafelrunde, und dazu noch Jürgen Kröger aus Wismar, ſowie Thereſe Weichbrodt mit Madame Kethelſen, im Landſchaftszimmer zuſammentrat.

In ſchwerer, grau und ſchwarz geſtreifter Seide, mit geröteten Wangen und erhitzten Augen, in einem zarten Duft von Patſchouli, empfing die alte Dame die nach und nach eintretenden Gäſte, und bei den wortloſen Umarmungen klirrten ihre goldenen Armbänder leiſe. Sie war in unausſprechlicher ſtummer und zitternder Erregung an dieſem Abend. „Mein Gott, du fieberſt ja, Mutter!“ ſagte der Senator, als er mit Gerda und Hanno eintraf . . . „Alles kann doch ganz gemütlich vonſtatten gehen.“ Aber ſie flüſterte, indem ſie alle drei küßte: „Zu Jeſu Ehren . . . Und dann mein lieber ſeliger Jean . . .“

In der Tat, das weihevolle Programm, das der verſtorbene Konſul für die Feierlichkeit feſtgeſetzt hatte, mußte aufrecht erhalten werden, und das Gefühl ihrer Verantwortung für den würdigen Verlauf des Abends, der von der Stimmung einer tiefen, ernſten und inbrünſtigen Fröhlichkeit erfüllt ſein mußte, trieb ſie raſtlos hin und her — von der Säulenhalle, wo ſchon die Marien-Chorknaben ſich verſammelten, in den Eßſaal, wo Riekchen Severin letzte Hand an den Baum und die Geſchenktafel legte, hinaus auf den Korridor, wo ſcheu und verlegen einige fremde alte Leutchen umherſtanden, Hausarme, die ebenfalls an der Beſcherung teilnehmen ſollten, und wieder ins Landſchaftszimmer, wo ſie mit einem ſtummen Seitenblick jedes über-

flüssige Wort und Geräusch strafte. Es war so still, daß man die Klänge einer entfernten Drehorgel vernahm, die zart und klar wie die einer Spieluhr aus irgendeiner beschneiten Straße den Weg hierher fanden. Denn obgleich nun an zwanzig Menschen im Zimmer saßen und standen, war die Ruhe größer, als in einer Kirche, und die Stimmung gemahnte, wie der Senator ganz vorsichtig seinem Onkel Justus zuflüsterte, ein wenig an die eines Leichenbegängnisses.

Übrigens war kaum Gefahr vorhanden, diese Stimmung möchte durch einen Laut jugendlichen Übermutes zerrissen werden. Ein Blick hätte genügt, zu bemerken, daß fast alle Glieder der hier versammelten Familie in einem Alter standen, in welchem die Lebensäußerungen längst gesetzte Formen angenommen haben. Senator Thomas Buddenbrook, dessen Bläße den wachen, energischen und sogar humoristischen Ausdruck seines Gesichtes Lügen strafte; Gerda, seine Gattin, welche, unbeweglich in einem Sessel zurückgelehnt und das schöne weiße Gesicht nach oben gewandt, ihre nahe beieinander liegenden, bläulich umschatteten, seltsam schimmernden Augen von den flimmernden Glasprismen des Kronleuchters bannen ließ; seine Schwester, Frau Permaneder; Jürgen Kröger, sein Cousin, der stille, schlicht gekleidete Beamte; seine Cousinen Friederike, Henriette und Pfiffi, von denen die beiden ersteren noch magerer und länger geworden waren, und die letztere noch kleiner und beleibter erschien als früher, denen aber ein stereotyper Gesichtsausdruck durchaus gemeinsam war, ein spitziges und übelwollendes Lächeln, das gegen alle Personen und Dinge mit einer allgemeinen mediſanten Skepsis gerichtet war, als

ſagten ſie beſtändig: „Wirklich? Das möchten wir denn doch fürs erſte noch bezweifeln“ . . .; ſchließlich die arme, aſchgraue Klothilde, deren Gedanken wohl direkt auf das Abendeſſen gerichtet waren: — ſie alle hatten die Vierzig überſchritten, während die Hausherrin mit ihrem Bruder Juſtus und ſeiner Frau gleich der kleinen Thereſe Weichbrodt ſchon ziemlich weit über die Sechzig hinaus war, und die alte Konſulin Buddenbrook, geborene Stüwing, ſowie die gänzlich taube Madame Kethelſen, ſich ſchon in den Siebzigern befanden.

In der Blüte ihrer Jugend ſtand eigentlich nur Erika Weinſchenk; aber wenn ihre hellblauen Augen — die Augen Herrn Grünlichs — zu ihrem Manne, dem Direktor, hinüberglitten, deſſen geſchorener, an den Schläfen ergrauter Kopf mit dem ſchmalen, in die Mundwinkel hineingewachſenen Schnurrbart ſich dort neben dem Sofa von der idylliſchen Tapetenlandſchaft abhob, ſo konnte man bemerken, daß ihr voller Buſen ſich in lautloſem aber ſchwerem Atemzuge hob . . . Ängſtliche und wirre Gedanken an Uſancen, Buchführung, Zeugen, Staatsanwalt, Verteidiger und Richter mochten ſie bedrängen, ja, es war wohl keiner im Zimmer, dem dieſe unweihnachtlichen Gedanken nicht im Sinne gelegen hätten. Der angeklagte Zuſtand von Frau Permaneders Schwiegerſohn, das Bewußtſein der geſamten Familie von der Gegenwart eines Mitgliedes, das eines Verbrechens gegen die Geſetze, die bürgerliche Ordnung und die geſchäftliche Ehrenhaftigkeit geziehen und vielleicht der Schande und dem Gefängnis verfallen war, gab der Verſammlung ein vollſtändig fremdes, ungeheuerliches Gepräge. Ein Weihnachtsabend der Familie Buddenbrook mit einem Angeklagten

in ihrer Mitte! Frau Permaneder lehnte sich mit strengerer Majestät in ihren Sessel zurück, das Lächeln der Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße ward um noch eine Nüance spitziger . . .

Und die Kinder? Der ein wenig spärliche Nachwuchs? War auch er für das leis Schauerliche dieses so ganz neuen und ungekannten Umstandes empfänglich? Was die kleine Elisabeth betraf, so war es unmöglich, über ihren Gemütszustand zu urteilen. In einem Kleidchen, an dessen reichlicher Garnitur mit Atlasschleifen man Frau Permaneders Geschmack erkannte, saß das Kind auf dem Arm seiner Bonne, hielt seine Daumen in die winzigen Fäuste geklemmt, sog an seiner Zunge, blickte mit etwas hervortretenden Augen starr vor sich hin und ließ dann und wann einen kurzen, knarrenden Laut vernehmen, worauf das Mädchen es ein wenig schaukeln ließ. Hanno aber saß still auf seinem Schemel zu den Füßen seiner Mutter und blickte gerade wie sie zu einem Prisma des Kronleuchters empor . . .

Christian fehlte! Wo war Christian? Erst jetzt im letzten Augenblick bemerkte man, daß er noch nicht anwesend sei. Die Bewegungen der Konsulin, die eigentümliche Manipulation, mit der sie vom Mundwinkel zur Frisur hinaufzustreichen pflegte, als brächte sie ein hinabgefallenes Haar an seine Stelle zurück, wurden noch fieberhafter . . . Sie instruierte eilig Mamsell Severin, und die Jungfer begab sich an den Chorknaben vorbei durch die Säulenhalle, zwischen den Hausarmen hin über den Korridor und pochte an Herrn Buddenbrooks Tür.

Gleich darauf erschien Christian. Er kam mit seinen mageren, krummen Beinen, die seit dem Gelenkrheumatis-

mus etwas lahmten, ganz gemächlich ins Landſchaftszimmer, indem er ſich mit der Hand die kahle Stirne rieb.

„Donnerwetter, Kinder", ſagte er, „das hätte ich beinahe vergeſſen!"

„Du hätteſt es . . ." wiederholte ſeine Mutter und erſtarrte . . .

„Ja, beinah vergeſſen, daß heut Weihnacht iſt . . . Ich ſaß und las . . . in einem Buch, einem Reiſebuch über Südamerika . . . Du lieber Gott, ich habe ſchon andere Weihnachten gehabt . . ." fügte er hinzu und war ſoeben im Begriff, mit der Erzählung von einem Heiligen Abend anzufangen, den er zu London in einem Tingeltangel fünfter Ordnung verlebt, als plötzlich die im Zimmer herrſchende Kirchenſtille auf ihn zu wirken begann, ſo daß er mit krausgezogener Naſe und auf den Zehenſpitzen zu ſeinem Platze ging.

„Tochter Zion, freue dich!" ſangen die Chorknaben, und ſie, die eben noch da draußen ſo hörbare Allotria getrieben, daß der Senator ſich einen Augenblick an die Tür hatte ſtellen müſſen, um ihnen Reſpekt einzuflößen, — ſie ſangen nun ganz wunderſchön. Dieſe hellen Stimmen, die ſich, getragen von den tieferen Organen, rein, jubelnd und lobpreiſend aufſchwangen, zogen aller Herzen mit ſich empor, ließen das Lächeln der alten Jungfern milder werden und machten, daß die alten Leute in ſich hineinſahen und ihr Leben überdachten, während die, welche mitten im Leben ſtanden, ein Weilchen ihrer Sorgen vergaßen.

Hanno ließ ſein Knie los, das er bislang umſchlungen gehalten hatte. Er ſah ganz blaß aus, ſpielte mit den Franſen ſeines Schemels und ſcheuerte ſeine Zunge an einem

Zahn, mit halbgeöffnetem Munde und einem Gesichtsausdruck, als fröre ihn. Dann und wann empfand er das Bedürfnis, tief aufzuatmen, denn jetzt, da der Gesang, dieser glockenreine a-capella-Gesang die Luft erfüllte, zog sein Herz sich in einem fast schmerzhaften Glück zusammen. Weihnachten ... Durch die Spalten der hohen, weißlackierten, noch fest geschlossenen Flügeltür drang der Tannenduft und erweckte mit seiner süßen Würze die Vorstellung der Wunder dort drinnen im Saale, die man jedes Jahr aufs neue mit pochenden Pulsen als eine unfaßbare, unirdische Pracht erharrte ... Was würde dort drinnen für ihn sein? Das, was er sich gewünscht hatte, natürlich, denn das bekam man ohne Frage, gesetzt, daß es einem nicht als eine Unmöglichkeit zuvor schon ausgeredet worden war. Das Theater würde ihm gleich in die Augen springen und ihm den Weg zu seinem Platze weisen müssen, das ersehnte Puppentheater, das dem Wunschzettel für Großmama stark unterstrichen zu Häupten gestanden hatte, und das seit dem „Fidelio" beinahe sein einziger Gedanke gewesen war.

Ja, als Entschädigung und Belohnung für einen Besuch bei Herrn Brecht hatte Hanno kürzlich zum ersten Male das Theater besucht, das Stadttheater, wo er im ersten Range an der Seite seiner Mutter atemlos den Klängen und Vorgängen des „Fidelio" hatte folgen dürfen. Seitdem träumte er nichts als Opernszenen, und eine Leidenschaft für die Bühne erfüllte ihn, die ihn kaum schlafen ließ. Mit unaussprechlichem Neide betrachtete er auf der Straße die Leute, die, wie ja auch sein Onkel Christian, als Theaterhabitues bekannt waren, Konsul Döhlmann, Makler Gosch ... War das Glück ertragbar, wie sie fast jeden Abend dort

anweſend ſein zu dürfen? Könnte er nur einmal in der Woche vor Beginn der Aufführung einen Blick in den Saal tun, das Stimmen der Inſtrumente hören und ein wenig den geſchloſſenen Vorhang anſehen! Denn er liebte alles im Theater: den Gasgeruch, die Sitze, die Muſiker, den Vorhang ...

Wird ſein Puppentheater groß ſein? Groß und breit? Wie wird der Vorhang ausſehen? Man muß baldmöglichſt ein kleines Loch hineinſchneiden, denn auch im Vorhang des Stadttheaters war ein Guckloch ... Ob Großmama oder Mamſell Severin — denn Großmama konnte nicht alles beſorgen — die nötigen Dekorationen zum „Fidelio" gefunden hatte? Gleich morgen wird er ſich irgendwo einſchließen und ganz allein eine Vorſtellung geben ... Und ſchon ließ er ſeine Figuren im Geiſte ſingen; denn die Muſik hatte ſich ihm mit dem Theater ſofort aufs engſte verbunden ...

„Jauchze laut, Jeruſalem!" ſchloſſen die Chorknaben, und die Stimmen, die fugenartig nebeneinander hergegangen waren, fanden ſich in der letzten Silbe friedlich und freudig zuſammen. Der klare Akkord verhallte, und tiefe Stille legte ſich über Säulenhalle und Landſchaftszimmer. Die Mitglieder der Familie blickten unter dem Drucke der Pauſe vor ſich nieder; nur Direktor Weinſchenks Augen ſchweiften keck und unbefangen umher, und Frau Permaneder ließ ihr trocknes Räuſpern vernehmen, das ununterdrückbar war. Die Konſulin aber ſchritt langſam zum Tiſche und ſetzte ſich inmitten ihrer Angehörigen auf das Sofa, das nun nicht mehr wie in alter Zeit unabhängig und abgeſondert vom Tiſche daſtand. Sie rückte die Lampe zurecht und zog die

große Bibel heran, deren altersbleiche Goldschnittfläche ungeheuerlich breit war. Dann schob sie die Brille auf die Nase, öffnete die beiden ledernen Spangen, mit denen das kolossale Buch geschlossen war, schlug dort auf, wo das Zeichen lag, daß das dicke, rauhe, gelbliche Papier mit dem übergroßen Druck zum Vorschein kam, nahm einen Schluck Zuckerwasser und begann, das Weihnachtskapitel zu lesen.

Sie las die altvertrauten Worte langsam und mit einfacher, zu Herzen gehender Betonung, mit einer Stimme, die sich klar, bewegt und heiter von der andächtigen Stille abhob. „Und den Menschen ein Wohlgefallen!“ sagte sie. Kaum aber schwieg sie, so erklang in der Säulenhalle dreistimmig das „Stille Nacht, heilige Nacht“, in das die Familie im Landschaftszimmer einstimmte. Man ging ein wenig vorsichtig zu Werke dabei, denn die meisten der Anwesenden waren unmusikalisch, und hie und da vernahm man in dem Ensemble einen tiefen und ganz ungehörigen Ton ... Aber das beeinträchtigte nicht die Wirkung dieses Liedes ... Frau Permaneder sang es mit bebenden Lippen, denn am süßesten und schmerzlichsten rührt es an dessen Herz, der ein bewegtes Leben hinter sich hat und im kurzen Frieden der Feierstunde Rückblick hält ... Madame Kethelsen weinte still und bitterlich, obgleich sie von allem fast nichts vernahm.

Und dann erhob sich die Konsulin. Sie ergriff die Hand ihres Enkels Johann und die ihrer Urenkelin Elisabeth und schritt durch das Zimmer. Die alten Herrschaften schlossen sich an, die jüngeren folgten, in der Säulenhalle gesellten sich die Dienstboten und die Hausarmen hinzu, und während alles einmütig „O Tannebaum“ anstimmte und Onkel

Christian vorn die Kinder zum Lachen brachte, indem er beim Marschieren die Beine hob wie ein Hampelmann und albernerweise „O Tantebaum" sang, zog man mit geblendeten Augen und ein Lächeln auf dem Gesicht durch die weitgeöffnete hohe Flügeltür direkt in den Himmel hinein.

Der ganze Saal, erfüllt von dem Dufte angesengter Tannenzweige, leuchtete und glitzerte von unzähligen kleinen Flammen, und das Himmelblau der Tapete mit ihren weißen Götterstatuen ließ den großen Raum noch heller erscheinen. Die Flämmchen der Kerzen, die dort hinten zwischen den dunkelrot verhängten Fenstern den gewaltigen Tannenbaum bedeckten, welcher, geschmückt mit Silberflittern und großen, weißen Lilien, einen schimmernden Engel an seiner Spitze und ein plastisches Krippenarrangement zu seinen Füßen, fast bis zur Decke emporragte, flimmerten in der allgemeinen Lichtflut wie ferne Sterne. Denn auf der weißgedeckten Tafel, die sich lang und breit, mit den Geschenken beladen, von den Fenstern fast bis zur Türe zog, setzte sich eine Reihe kleinerer, mit Konfekt behängter Bäume fort, die ebenfalls von brennenden Wachslichtchen erstrahlten. Und es brannten die Gasarme, die aus den Wänden hervorkamen, und es brannten die dicken Kerzen auf den vergoldeten Kandelabern in allen vier Winkeln. Große Gegenstände, Geschenke, die auf der Tafel nicht Platz hatten, standen nebeneinander auf dem Fußboden. Kleinere Tische, ebenfalls weiß gedeckt, mit Gaben belegt und mit brennenden Bäumchen geschmückt, befanden sich zu den Seiten der beiden Türen: Das waren die Bescherungen der Dienstboten und der Hausarmen.

Singend, geblendet und dem altvertrauten Raume ganz

entfremdet umschritt man einmal den Saal, defilierte an der Krippe vorbei, in der ein wächsernes Jesuskind das Kreuzeszeichen zu machen schien, und blieb dann, nachdem man Blick für die einzelnen Gegenstände bekommen hatte, verstummend an seinem Platze stehen.

Hanno war vollständig verwirrt. Bald nach dem Eintritt hatten seine fieberhaft suchenden Augen das Theater erblickt ... ein Theater, das, wie es dort oben auf dem Tische prangte, von so extremer Größe und Breite erschien, wie er es sich vorzustellen niemals erkühnt hatte. Aber sein Platz hatte gewechselt, er befand sich an einer der vorjährigen entgegengesetzten Stelle, und dies bewirkte, daß Hanno in seiner Verblüffung ernstlich daran zweifelte, ob dies fabelhafte Theater für ihn bestimmt sei. Hinzu kam, daß zu den Füßen der Bühne, auf dem Boden, etwas Großes, Fremdes aufgestellt war, etwas, was nicht auf seinem Wunschzettel gestanden hatte, ein Möbel, ein komodenartiger Gegenstand ... war er für ihn?

„Komm her, Kind, und sieh dir dies an", sagte die Konsulin und öffnete den Deckel. „Ich weiß, du spielst gern Choräle ... Herr Pfühl wird dir die nötigen Anweisungen geben ... Man muß immer treten ... manchmal schwächer und manchmal stärker ... und dann die Hände nicht aufheben, sondern immer nur so peu à peu die Finger wechseln ..."

Es war ein Harmonium, ein kleines, hübsches Harmonium, braun poliert, mit Metallgriffen an beiden Seiten, bunten Tretbälgen und einem zierlichen Drehsessel. Hanno griff einen Akkord ... ein sanfter Orgelklang löste sich los und ließ die Umstehenden von ihren Geschenken aufblicken ...

Hanno umarmte seine Großmutter, die ihn zärtlich an sich preßte und ihn dann verließ, um die Danksagungen der anderen entgegenzunehmen.

Er wandte sich dem Theater zu. Das Harmonium war ein überwältigender Traum, aber er hatte doch fürs erste noch keine Zeit, sich näher damit zu beschäftigen. Es war der Überfluß des Glückes, in dem man, undankbar gegen das Einzelne, alles nur flüchtig berührt, um erst einmal das Ganze übersehen zu lernen ... Oh, ein Souffleurkasten war da, ein muschelförmiger Souffleurkasten, hinter dem breit und majestätisch in Rot und Gold der Vorhang emporrollte. Auf der Bühne war die Dekoration des letzten Fidelio-Aktes aufgestellt. Die armen Gefangenen falteten die Hände. Don Pizarro, mit gewaltig gepufften Ärmeln, verharrte irgendwo in fürchterlicher Attitüde. Und von hinten nahte im Geschwindschritt und ganz in schwarzem Sammet der Minister, um alles zum Besten zu kehren. Es war wie im Stadttheater und beinahe noch schöner. In Hannos Ohren widerhallte der Jubelchor, das Finale, und er setzte sich vor das Harmonium, um ein Stückchen daraus, das er behalten, zum Erklingen zu bringen ... Aber er stand wieder auf, um das Buch zur Hand zu nehmen, das erwünschte Buch der griechischen Mythologie, das ganz rot gebunden war und eine goldene Pallas Athene auf dem Deckel trug. Er aß von seinem Teller mit Konfekt, Marzipan und Braunen Kuchen, musterte die kleineren Dinge, die Schreibutensilien und Schulhefte und vergaß einen Augenblick alles übrige über einem Federhalter, an dem sich irgendwo ein winziges Glaskörnchen befand, das man nur vors Auge zu halten brauchte, um wie durch

Zauberspiel eine weite Schweizerlandschaft vor sich zu sehen . . .

Jetzt gingen Mamsell Severin und das Folgmädchen mit Tee und Biskuits umher, und während Hanno eintauchte, fand er ein wenig Muße, von seinem Platze aufzusehen. Man stand an der Tafel oder ging daran hin- und her, plauderte und lachte, indem man einander die Geschenke zeigte und die des anderen bewunderte. Es gab da Gegenstände aus allen Stoffen: aus Porzellan, aus Nickel, aus Silber, aus Gold, aus Holz, Seide und Tuch. Große, mit Mandeln und Sukkade symmetrisch besetzte Braune Kuchen lagen abwechselnd mit massiven Marzipanbroten, die innen naß waren vor Frische, in langer Reihe auf dem Tische. Diejenigen Geschenke, die Frau Permaneder angefertigt oder dekoriert hatte, ein Arbeitsbeutel, ein Untersatz für Blattpflanzen, ein Fußkissen, waren mit großen Atlasschleifen geziert.

Dann und wann besuchte man den kleinen Johann, legte den Arm um seinen Matrosenkragen und nahm seine Geschenke mit der ironisch übertriebenen Bewunderung in Augenschein, mit der man die Herrlichkeiten der Kinder zu bestaunen pflegt. Nur Onkel Christian wußte nichts von diesem Erwachsenenhochmut, und seine Freude an dem Puppentheater, als er, einen Brillantring am Finger, den er von seiner Mutter beschert bekommen hatte, an Hannos Platz vorüberschlenderte, unterschied sich gar nicht von der seines Neffen.

„Donnerwetter, das ist drollig!“ sagte er, indem er den Vorhang auf und nieder zog und einen Schritt zurücktrat, um das szenische Bild zu betrachten. „Hast du dir das

gewünſcht? — So, das haſt du dir alſo gewünſcht," ſagte er plötzlich, nachdem er eine Weile mit ſonderbarem Ernſt und voll unruhiger Gedanken ſeine Augen hatte wandern laſſen. „Warum? Wie kommſt du auf den Gedanken? Biſt du ſchon mal im Theater geweſen? ... Im Fidelio? Ja, das wird gut gegeben ... Und nun willſt du das nachmachen, wie? nachahmen, ſelbſt Opern aufführen? ... Hat es ſolchen Eindruck auf dich gemacht? ... Hör' mal, Kind, laß dir raten, hänge deine Gedanken nur nicht zu ſehr an ſolche Sachen ... Theater ... und ſowas ... Das taugt nichts, glaube deinem Onkel. Ich habe mich auch immer viel zu ſehr für dieſe Dinge intereſſiert, und darum iſt auch nicht viel aus mir geworden. Ich habe große Fehler begangen, mußt du wiſſen ..."

Er hielt das ſeinem Neffen ernſt und eindringlich vor, während Hanno neugierig zu ihm aufſah. Dann jedoch, nach einer Pauſe, während welcher in Betrachtung des Theaters ſein knochiges und verfallenes Geſicht ſich aufhellte, ließ er plötzlich eine Figur ſich auf der Bühne vorwärts bewegen und ſang mit hohl krächzender und tremolierender Stimme: „Ha, welch gräßliches Verbrechen!" worauf er den Seſſel des Harmoniums vor das Theater ſchob, ſich ſetzte und eine Oper aufzuführen begann, indem er, ſingend und geſtikulierend, abwechſelnd die Bewegungen des Kapellmeiſters und der agierenden Perſonen vollführte. Hinter ſeinem Rücken verſammelten ſich mehrere Familienglieder, lachten, ſchüttelten den Kopf und amüſierten ſich. Hanno ſah ihm mit aufrichtigem Vergnügen zu. Nach einer Weile aber, ganz überraſchend, brach Chriſtian ab. Er verſtummte, ein unruhiger Ernſt überflog ſein Geſicht,

er ſtrich mit der Hand über ſeinen Schädel und an ſeiner linken Seite hinab und wandte ſich dann mit krauſer Naſe und ſorgenvoller Miene zum Publikum.

„Ja, ſeht ihr, nun iſt es wieder aus,“ ſagte er; „nun kommt wieder die Strafe. Es rächt ſich immer gleich, wenn ich mir mal einen Spaß erlaube. Es iſt kein Schmerz, wißt ihr, es iſt eine Qual . . . eine unbeſtimmte Qual, weil hier alle Nerven zu kurz ſind. Sie ſind ganz einfach alle zu kurz . . .“

Aber die Verwandten nahmen dieſe Klagen ebenſo wenig ernſt wie ſeine Späße und antworteten kaum. Sie zerſtreuten ſich gleichgültig, und ſo ſaß denn Chriſtian noch eine Zeit lang ſtumm vor dem Theater, betrachtete es mit ſchnellem und gedankenvollem Blinzeln und erhob ſich dann.

„Na, Kind, amüſiere dich damit“, ſagte er, indem er über Hannos Haar ſtrich. „Aber nicht zu viel . . . und vergiß deine ernſten Arbeiten nicht darüber, hörſt du? Ich habe viele Fehler gemacht . . . Jetzt will ich aber in den Klub . . . Ich gehe ein bißchen in den Klub!“ rief er den Erwachſenen zu. „Da feiern ſie auch Weihnachten heut. Auf Wiederſehn.“ Und mit ſteifen, krummen Beinen ging er durch die Säulenhalle von dannen.

Alle hatten heute früher als ſonſt zu Mittag gegeſſen und ſich daher mit Tee und Biskuits ausgiebig bedient. Aber man war kaum damit fertig, als große Kriſtallſchüſſeln mit einem gelben, körnigen Brei zum Imbiß herumgereicht wurden. Es war Mandel-Creme, ein Gemiſch aus Eiern, geriebenen Mandeln und Roſenwaſſer, das ganz wundervoll ſchmeckte, das aber, nahm man ein Löffelchen zuviel, die furchtbarſten Magenbeſchwerden verurſachte.

Dennoch, und obgleich die Konsulin bat, für das Abendbrot „ein kleines Loch offen zu lassen", tat man sich keinen Zwang an. Was Klothilde betraf, so vollführte sie Wunderdinge. Still und dankbar löffelte sie die Mandel-Creme, als wäre es Buchweizengrütze. Zur Erfrischung gab es auch Weingelee in Gläsern, wozu englischer Plumkake gegessen wurde. Nach und nach zog man sich ins Landschaftszimmer hinüber und gruppierte sich mit den Tellern um den Tisch.

Hanno blieb allein im Saale zurück, denn die kleine Elisabeth Weinschenk war nach Hause gebracht worden, während er dieses Jahr zum ersten Male zum Abendessen in der Mengstraße bleiben durfte, die Dienstmädchen und die Hausarmen hatten sich mit ihren Geschenken zurückgezogen, und Ida Jungmann plauderte in der Säulenhalle mit Riekchen Severin, obgleich sie, als Erzieherin, der Jungfer gegenüber gewöhnlich eine strenge gesellschaftliche Distanz innehielt. Die Lichte des großen Baumes waren herabgebrannt und ausgelöscht, so daß die Krippe nun im Dunkel lag; aber einzelne Kerzen an den kleinen Bäumen auf der Tafel brannten noch, und hie und da geriet ein Zweig in den Bereich eines Flämmchens, sengte knisternd an und verstärkte den Duft, der im Saale herrschte. Jeder Lufthauch, der die Bäume berührte, ließ die Stücke Flittergoldes, die daran befestigt waren, mit einem zart metallischen Geräusch erschauern. Es war nun wieder still genug, die leisen Drehorgelklänge zu vernehmen, die von einer fernen Straße durch den kalten Abend daherkamen.

Hanno genoß die weihnachtlichen Düfte und Laute mit Hingebung. Er las, den Kopf in die Hand gestützt, in seinem Mythologiebuch, aß mechanisch und weil es zur

Sache gehörte, Konfekt, Marzipan, Mandel-Creme und Plumkake, und die ängstliche Beklommenheit, die ein überfüllter Magen verursacht, vermischte sich mit der süßen Erregung des Abends zu einer wehmütigen Glückseligkeit. Er las von den Kämpfen, die Zeus zu bestehen hatte, um zur Herrschaft zu gelangen, und horchte dann und wann einen Augenblick ins Wohnzimmer hinüber, wo man Tante Klothildens Zukunft eingehend besprach.

Klothilde war weitaus die Glücklichste von allen an diesem Abend und nahm die Gratulationen und Neckereien, die ihr von allen Seiten zuteil wurden, mit einem Lächeln entgegen, das ihr aschgraues Gesicht verklärte; ihre Stimme brach sich beim Sprechen vor freudiger Bewegung. — Sie war in das „Johanniskloster" aufgenommen worden. Der Senator hatte ihr die Aufnahme unter der Hand im Verwaltungsrat erwirkt, obgleich gewisse Herren heimlich über Nepotismus gemurrt hatten. Man unterhielt sich über diese dankenswerte Institution, die den adeligen Damenklöstern in Mecklenburg, Dobberthien und Ribnitz, entsprach und die würdige Altersversorgung mittelloser Mädchen aus verdienter und alteingesessener Familie bezweckte. Der armen Klothilde war nun zu einer kleinen aber sicheren Rente verholfen, die sich mit den Jahren steigern würde, und für ihr Alter, wenn sie in die höchste Klasse aufgerückt sein würde, sogar zu einer friedlichen und reinlichen Wohnung im Kloster selbst . . .

Der kleine Johann verweilte ein wenig bei den Erwachsenen, aber er kehrte bald in den Saal zurück, der nun, da er weniger licht erstrahlte und mit seiner Herrlichkeit keine so verblüffte Scheu mehr hervorrief wie anfangs, einen

Reiz von neuer Art ausübte. Es war ein ganz seltsames Vergnügen, wie auf einer halbdunklen Bühne nach Schluß der Vorstellung darin umherzustreifen und ein wenig hinter die Kulissen zu sehen: die Lilien des großen Tannenbaumes mit ihren goldnen Staubfäden aus der Nähe zu betrachten, die Tier- und Menschenfiguren des Krippenaufbaus in die Hand zu nehmen, die Kerze ausfindig zu machen, die den transparenten Stern über Bethlehems Stall hatte leuchten lassen, und das lang herabhängende Tafeltuch zu lüften, um der Menge von Kartons und Packpapieren gewahr zu werden, die unter dem Tisch aufgestapelt waren.

Auch gestaltete sich die Unterhaltung im Landschaftszimmer immer weniger anziehend. Mit unentrinnbarer Notwendigkeit war allmählich die eine, unheimliche Angelegenheit Gegenstand des Gespräches geworden, über die man bislang dem festlichen Abend zu Ehren geschwiegen, die aber fast keinen Augenblick aufgehört hatte, alle Gemüter zu beschäftigen: Direktor Weinschenks Prozeß. Hugo Weinschenk selbst hielt Vortrag darüber, mit einer gewissen wilden Munterkeit in Miene und Bewegungen. Er berichtete über Einzelheiten der nun durch das Fest unterbrochenen Zeugenvernehmung, tadelte lebhaft die allzu bemerkbare Voreingenommenheit des Präsidenten Doktor Philander und kritisierte mit souveränem Spott den höhnischen Ton, den der Staatsanwalt Doktor Hagenström gegen ihn und die Entlastungszeugen anzuwenden für passend erachte. Übrigens habe Breslauer verschiedene belastende Aussagen sehr witzig entkräftet und ihn aufs bestimmteste versichert, daß an eine Verurteilung vorläufig gar nicht zu denken sei. — Der Senator warf hie und da aus Höflichkeit eine Frage

ein, und Frau Permaneder, die mit emporgezogenen Schultern auf dem Sofa saß, murmelte manchmal einen furchtbaren Fluch gegen Moritz Hagenström. Die übrigen aber schwiegen. Sie schwiegen so tief, daß auch der Direktor allmählich verstummte; und während drüben im Saale dem kleinen Hanno die Zeit schnell wie im Himmelreiche verging, lagerte im Landschaftszimmer eine schwere, beklommene, ängstliche Stille, die noch fortherrschte, als um halb 9 Uhr Christian aus dem Klub, von der Weihnachtsfeier der Junggesellen und Suitiers zurückkehrte.

Ein erkalteter Zigarrenstummel stak zwischen seinen Lippen, und seine hageren Wangen waren gerötet. Er kam durch den Saal und sagte, als er ins Landschaftszimmer trat: „Kinder, der Saal ist doch wunderhübsch! Weinschenk, wir hätten heute eigentlich Breslauer mitbringen sollen; sowas hat er sicher noch gar nicht gesehen."

Ein stiller, strafender Seitenblick traf ihn aus den Augen der Konsulin. Er erwiderte ihn mit unbefangener und verständnislos fragender Miene. — Um neun Uhr ging man zu Tische.

Wie alljährlich an diesem Abend war in der Säulenhalle gedeckt worden. Die Konsulin sprach mit herzlichem Ausdruck das hergebrachte Tischgebet:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast
Und segne, was du uns beschéret hast."

woran sie, wie an diesem Abend ebenfalls üblich, eine kleine, mahnende Ansprache schloß, die hauptsächlich aufforderte, aller derer zu gedenken, die es an diesem heiligen Abend nicht so gut hätten, wie die Familie Buddenbrook ... Und als dies erledigt war, setzte man sich mit gutem Gewissen

zu einer nachhaltigen Mahlzeit nieder, die alsbald mit Karpfen in aufgelöster Butter und mit altem Rheinwein ihren Anfang nahm.

Der Senator schob ein paar Schuppen des Fisches in sein Portemonnaie, damit während des ganzen Jahres das Geld nicht darin ausgehe; Christian aber bemerkte trübe, das helfe ja doch nichts, und Konsul Kröger entschlug sich solcher Vorsichtsmaßregeln, da er ja keine Kursschwankungen mehr zu fürchten habe und mit seinen anderthalb Schillingen längst im Hafen sei. Der alte Herr saß möglichst weit entfernt von seiner Frau, mit der er seit Jahr und Tag beinahe kein Wort mehr sprach, weil sie nicht aufhörte, dem enterbten Jakob, der in London, Paris oder Amerika — nur sie wußte das bestimmt — sein entwurzeltes Abenteurerleben führte, heimlich Geld zufließen zu lassen. Er runzelte finster die Stirn, als beim zweiten Gange sich das Gespräch den abwesenden Familienmitgliedern zuwandte und als er sah, wie die schwache Mutter sich die Augen trocknete. Man erwähnte die in Frankfurt und die in Hamburg, man gedachte auch ohne Übelwollen des Pastors Tiburtius in Riga, und der Senator stieß in aller Stille mit seiner Schwester Tony auf die Gesundheit der Herren Grünlich und Permaneder an, die in gewissem Sinne doch auch dazu gehörten ...

Der Puter, gefüllt mit einem Brei von Maronen, Rosinen und Äpfeln fand das allgemeine Lob. Vergleiche mit denen früherer Jahre wurden angestellt, und es ergab sich, daß dieser seit langer Zeit der größte war. Es gab gebratene Kartoffeln, zweierlei Gemüse und zweierlei Kompott dazu, und die kreisenden Schüsseln enthielten Portionen, als ob es sich bei jeder einzelnen von ihnen nicht um eine Bei-

gabe und Zutat, sondern um das Hauptgericht handelte, an dem alle sich sättigen sollten. Es wurde alter Rotwein von der Firma Möllendorpf getrunken.

Der kleine Johann saß zwischen seinen Eltern und verstaute mit Mühe ein weißes Stück Brustfleisch nebst Farce in seinem Magen. Er konnte nicht mehr soviel essen wie Tante Thilda, sondern fühlte sich müde und nicht sehr wohl; er war nur stolz darauf, daß er mit den Erwachsenen tafeln durfte, daß auch auf seiner kunstvoll gefalteten Serviette eins von diesen köstlichen, mit Mohn bestreuten Milchbrötchen gelegen hatte, daß auch vor ihm drei Weingläser standen, während er sonst aus dem kleinen goldenen Becher, dem Patengeschenk Onkel Krögers, zu trinken pflegte ... Aber als dann, während Onkel Justus einen ölgelben, griechischen Wein in die kleinsten Gläser zu schenken begann, die Eisbaisers erschienen — rote, weiße und braune — wurde auch sein Appetit wieder rege. Er verzehrte, obgleich es ihm fast unerträglich weh an den Zähnen tat, ein rotes, dann die Hälfte eines weißen, mußte schließlich doch auch von den braunen, mit Schokoladeeis gefüllten, ein Stück probieren, knusperte Waffeln dazu, nippte an dem süßen Wein und hörte auf Onkel Christian, der ins Reden gekommen war.

Er erzählte von der Weihnachtsfeier im Klub, die sehr fidel gewesen sei. „Du lieber Gott!“ sagte er in jenem Tone, in dem er von Johnny Thunderstorm zu sprechen pflegte. „Die Kerls tranken Schwedischen Punsch wie Wasser!“

„Pfui“, bemerkte die Konsulin kurz und schlug die Augen nieder.

Aber er beachtete das nicht. Seine Augen begannen zu wandern, und Gedanken und Erinnerungen waren so lebendig

in ihm, daß ſie wie Schatten über ſein hageres Geſicht huſchten.

„Weiß jemand von euch", fragte er, „wie es iſt, wenn man zu viel Schwediſchen Punſch getrunken hat? Ich meine nicht die Betrunkenheit, ſondern das, was am nächſten Tage kommt, die Folgen ... ſie ſind ſonderbar und widerlich ... ja, ſonderbar und widerlich zu gleicher Zeit."

„Grund genug, ſie genau zu beſchreiben," ſagte der Senator.

„Assez, Chriſtian, dies intereſſiert uns durchaus nicht," ſagte die Konſulin.

Aber er überhörte es. Es war ſeine Eigentümlichkeit, daß in ſolchen Augenblicken keine Einrede zu ihm drang. Er ſchwieg eine Weile, und dann plötzlich ſchien das, was ihn bewegte, zur Mitteilung reif zu ſein.

„Du gehſt umher und fühlſt dich übel," ſagte er und wandte ſich mit krauſer Naſe an ſeinen Bruder. „Kopfſchmerzen und unordentliche Eingeweide ... nun ja, das gibt es auch bei anderen Gelegenheiten. Aber du fühlſt dich ſchmutzig —" und Chriſtian rieb mit gänzlich verzerrtem Geſicht ſeine Hände — „du fühlſt dich ſchmutzig und ungewaſchen am ganzen Körper. Du wäſchſt deine Hände, aber es nützt nichts, ſie fühlen ſich feucht und unſauber an, und deine Nägel haben etwas Fettiges ... Du badeſt dich, aber es hilft nichts, dein ganzer Körper ſcheint dir klebrig und unrein. Dein ganzer Körper ärgert dich, reizt dich, du biſt dir ſelbſt zum Ekel ... Kennſt du es, Thomas, kennſt du es?"

„Ja, ja!" ſagte der Senator mit abwehrender Handbewegung. Aber mit der ſeltſamen Taktloſigkeit, die mit

den Jahren immer mehr an Christian hervortrat und ihn nicht daran denken ließ, daß diese Auseinandersetzung von der ganzen Tafelrunde peinlich empfunden wurde, daß sie in dieser Umgebung und an diesem Abend nicht am Platze war, fuhr er fort, den üblen Zustand nach übermäßigem Genuß von Schwedischem Punsch zu schildern, bis er glaubte, ihn erschöpfend charakterisiert zu haben und allmählich verstummte.

Bevor man zu Butter und Käse überging, ergriff die Konsulin noch einmal das Wort zu einer kleinen Ansprache an die Ihrigen. Wenn auch nicht alles, sagte sie, im Laufe der Jahre sich so gestaltet habe, wie man es kurzsichtig und unweise erwünscht habe, so bleibe doch immer noch übergenug des sichtbarlichen Segens übrig, um die Herzen mit Dank zu erfüllen. Gerade der Wechsel von Glück und strenger Heimsuchung zeige, daß Gott seine Hand niemals von der Familie gezogen, sondern daß er ihre Geschicke nach tiefen und weisen Absichten gelenkt habe und lenke, die ungeduldig ergründen zu wollen man sich nicht erkühnen dürfe. Und nun wolle man, mit hoffenden Herzen, einträchtig anstoßen auf das Wohl der Familie, auf ihre Zukunft, jene Zukunft, die da sein werde, wenn die Alten und Älteren unter den Anwesenden längst in kühler Erde ruhen würden ... auf die Kinder, denen das heutige Fest ja recht eigentlich gehöre ...

Und da Direktor Weinschenks Töchterchen nicht mehr anwesend war, mußte der kleine Johann, während die Großen auch untereinander sich zutranken, allein einen Umzug um die Tafel halten, um mit allen, von der Großmutter bis zu Mamsell Severin hinab, anzustoßen. Als er zu seinem Vater kam, hob der Senator, indem er sein Glas dem des

Kindes näherte, ſanft Hannos Kinn empor, um ihm in die Augen zu ſehen ... Er fand nicht ſeinen Blick; denn Hannos lange, goldbraune Wimpern hatten ſich tief, tief, bis auf die zart bläuliche Umſchattung ſeiner Augen geſenkt.

Thereſe Weichbrodt aber ergriff ſeinen Kopf mit beiden Händen, küßte ihn mit leiſe knallendem Geräuſch auf jede Wange und ſagte mit einer Betonung, ſo herzlich, daß Gott ihr nicht widerſtehen konnte: „Sei glücklich, du gutes Kend!“

— Eine Stunde ſpäter lag Hanno in ſeinem Bett, das jetzt in dem Vorzimmer ſtand, welches man vom Korridor der zweiten Etage aus betrat, und an das zur Linken das Ankleidekabinett des Senators ſtieß. Er lag auf dem Rücken, aus Rückſicht auf ſeinen Magen, der ſich mit all dem, was er im Laufe des Abends hatte in Empfang nehmen müſſen, noch keineswegs ausgeſöhnt hatte, und ſah mit erregten Augen der guten Ida entgegen, die, ſchon in der Nachtjacke, aus ihrem Zimmer kam und mit einem Waſſerglaſe vor ſich in der Luft umrührende Kreisbewegungen beſchrieb. Er trank das kohlenſaure Natron raſch aus, ſchnitt eine Grimaſſe und ließ ſich wieder zurückfallen.

„Ich glaube, nun muß ich mich erſt recht übergeben, Ida.“

„Ach wo, Hannochen. Nur ſtill auf dem Rücken liegen ... Aber ſiehſt du wohl? Wer hat dir mehrmals zugewinkt? Und wer nicht folgen wollt', war das Jungchen ...“

„Ja, ja, vielleicht geht es auch gut ... Wann kommen die Sachen, Ida?“

„Morgen früh, mein Jungchen.“

„Daß ſie hier hereingeſetzt werden! Daß ich ſie gleich habe!“

„Schon gut, Hannochen, aber erst mal ausschlafen.“ Und sie küßte ihn, löschte das Licht und ging.

Er war allein, und während er still liegend sich der segenvollen Wirkung des Natrons überließ, entzündete sich vor seinen geschlossenen Augen der Glanz des Bescherungssaales aufs neue. Er sah sein Theater, sein Harmonium, sein Mythologiebuch und hörte irgendwo in der Ferne das „Jauchze laut, Jerusalem“ der Chorknaben. Alles flimmerte. Ein mattes Fieber summte in seinem Kopfe, und sein Herz, das von dem revoltierenden Magen ein wenig beengt und beängstigt wurde, schlug langsam, stark und unregelmäßig. In einem Zustand von Unwohlsein, Erregtheit, Beklommenheit, Müdigkeit und Glück lag er lange und konnte nicht schlafen.

Morgen kam der dritte Weihnachtsabend an die Reihe, die Bescherung bei Therese Weichbrodt, und er freute sich darauf als auf ein kleines burleskes Spiel. Therese Weichbrodt hatte im vorigen Jahre ihr Pensionat gänzlich aufgegeben, so daß nun Madame Kethelsen das Stockwerk und sie selbst das Erdgeschoß des kleinen Hauses am Mühlenbrink allein bewohnte. Die Beschwerden nämlich, die ihr mißglückter und gebrechlicher kleiner Körper ihr verursachte, hatten mit den Jahren zugenommen, und in aller Sanftmut und christlichen Bereitwilligkeit nahm Sesemi Weichbrodt an, daß ihre Abberufung nahe bevorstehe. Daher hielt sie auch seit mehreren Jahren schon jedes Weihnachtsfest für ihr letztes und suchte der Feier, die sie in ihren kleinen, fürchterlich überheizten Stuben veranstaltete, so viel Glanz zu verleihen, wie in ihren schwachen Kräften stand Da sie nicht viel zu kaufen vermochte, so verschenkte sie

jedes Jahr einen neuen Teil ihrer beſcheidenen Habſeligkeiten und baute unter dem Baume auf, was ſie nur entbehren konnte: Nippſachen, Briefbeſchwerer, Nadelkiſſen, Glasvaſen und Bruchſtücke ihrer Bibliothek, alte Bücher in drolligen Formaten und Einbänden, das „Geheime Tagebuch von einem Beobachter Seiner Selbſt", Hebels Alemanniſche Gedichte, Krummachers Parabeln ... Hanno beſaß ſchon von ihr eine Ausgabe der „Pensées de Blaise Pascal", die ſo winzig war, daß man nicht ohne Vergrößerungsglas darin leſen konnte.

„Biſchof" gab es in unüberwindlichen Mengen und die mit Ingwer bereiteten Braunen Kuchen Seſemis waren ungeheuer ſchmackhaft. Niemals aber, dank der bebenden Hingabe, mit der Fräulein Weichbrodt jedesmal ihr letztes Weihnachtsfeſt beging, — niemals verfloß dieſer Abend, ohne daß eine Überraſchung, ein Malheur, irgendeine kleine Kataſtrophe ſich ereignet hätte, die die Gäſte zum Lachen brachte und die ſtumme Leidenſchaftlichkeit der Wirtin noch erhöhte. Eine Kanne mit Biſchof ſtürzte und überſchwemmte alles mit der roten, ſüßen, würzigen Flüſſigkeit ... Oder es fiel der geputzte Baum von ſeinen hölzernen Füßen, genau in dem Augenblick, wenn man feierlich das Beſcherungszimmer betrat ... Im Einſchlafen ſah Hanno den Unglücksfall des vorigen Jahres vor Augen: Es war unmittelbar vor der Beſcherung. Thereſe Weichbrodt hatte mit ſoviel Nachdruck, daß alle Vokale ihre Plätze gewechſelt hatten, das Weihnachtskapitel verleſen und trat nun von ihren Gäſten zurück zur Tür, um von hier aus eine kleine Anſprache zu halten. Sie ſtand auf der Schwelle, bucklig, winzig, die alten Hände vor ihrer Kinderbruſt zuſammen-

gelegt; die grünseidnen Bänder ihrer Haube fielen auf ihre zerbrechlichen Schultern, und zu ihren Häupten, über der Tür, ließ ein mit Tannenzweigen umkränztes Transparent die Worte leuchten. „Ehre sei Gott in der Höhe!" Und Sesemi sprach von Gottes Güte, sie erwähnte, daß dies ihr letztes Weihnachtsfest sei und schloß damit, daß sie alle mit des Apostels Worten zur Fröhlichkeit aufforderte, wobei sie von oben bis unten erzitterte, so sehr nahm ihr ganzer kleiner Körper Anteil an dieser Mahnung. „Freuet euch!" sagte sie, indem sie den Kopf auf die Seite legte und ihn heftig schüttelte. „Und abermal sage ich: Freuet euch!" In diesem Augenblick aber ging über ihr mit einem puffenden, fauchenden und knisternden Geräusch das ganze Transparent in Flammen auf, so daß Mademoiselle Weichbrodt mit einem kleinen Schreckenslaut und einem Sprunge von ungeahnter und pittoresker Behendigkeit sich dem Funkenregen entziehen mußte, der auf sie herniederging . . .

Hanno erinnerte sich dieses Sprunges, den das alte Mädchen vollführt hatte, und während mehrerer Minuten lachte er ganz ergriffen, irritiert und nervös belustigt, leise und unterdrückt in sein Kissen hinein.

Neuntes Kapitel

Frau Permaneder ging die Breitestraße entlang, sie ging in großer Eile. Etwas Aufgelöstes lag in ihrer Haltung, und nur flüchtig war mit Schultern und Haupt die majestätische Würde angedeutet, die sonst auf der Straße ihre Gestalt umgab. Bedrängt, gehetzt und in höchster Eile, hatte sie gleichsam nur ein wenig davon zusammen-

gerafft, wie ein geschlagener König den Rest seiner Truppen an sich zieht, um sich mit ihm in die Arme der Flucht zu werfen . . .

Ach, sie sah nicht gut aus! Ihre Oberlippe, diese etwas hervorstehende und gewölbte Oberlippe, die ehemals dazu beigetragen hatte, ihr Gesicht so hübsch zu machen, bebte jetzt, ihre Augen waren angstvoll vergrößert und blickten mit einem exaltierten Zwinkern, gleichsam vorwärts hastend, geradeaus . . . ihre Frisur kam sichtlich zerzaust unter dem Kapotthut hervor, und ihr Antlitz zeigte jene mattgelbliche Färbung, die es annahm, wenn der Zustand ihres Magens sich verschlechterte.

Ja, es stand schlecht um ihren Magen in dieser Zeit; an den Donnerstagen konnte die gesamte Familie die Verschlimmerung beobachten. Wie man die Klippe zu vermeiden suchte — das Gespräch strandete an dem Prozeß Hugo Weinschenks, Frau Permaneder selbst führte es unwiderstehlich darauf zu; und dann begann sie zu fragen, Gott und alle Welt furchtbar erregt um Antwort anzugehen, wie es möglich sei, daß Staatsanwalt Moritz Hagenström nachts ruhig schlafen könne! Sie begriff es nicht, sie würde es niemals fassen . . . und dabei wuchs ihre Aufregung bei jedem Worte. „Ich danke, ich esse nichts," sagte sie und schob alles von sich, indem sie die Schultern erhob, den Kopf zurücklegte und sich einsam auf die Höhe ihrer Entrüstung zurückzog, um nichts als Bier zu sich zu nehmen, kaltes, bayerisches Bier, das sie seit der Zeit ihrer Münchener Ehe zu trinken gewöhnt war, in ihren leeren Magen hinabzugießen, dessen Nerven in Aufruhr waren, und der sich bitter rächte. Denn gegen Ende der Mahl-

zeit mußte sie sich erheben, in den Garten oder den Hof hinuntergehen und dort, gestützt auf Ida Jungmann oder Rieckchen Severin, die fürchterlichsten Übelkeiten erdulden. Ihr Magen entledigte sich seines Inhaltes und fuhr dann fort, sich qualvoll zusammenzuziehen, um in diesem Krampfzustande minutenlang zu verharren; unfähig, noch etwas von sich zu geben, würgte und litt sie so lange Zeit ...

Es war etwa 3 Uhr nachmittags, ein windiger, regnerischer Januartag. Als Frau Permaneder zur Ecke der Fischergrube gelangt war, bog sie ein und eilte die abschüssige Straße hinunter und in das Haus ihres Bruders. Nach hastigem Klopfen trat sie vom Flur aus in das Kontor, ließ ihren Blick über die Pulte hin zu dem Fensterplatz des Senators fliegen und machte eine so bittende Kopfbewegung, daß Thomas Buddenbrook unverzüglich die Feder beiseite legte und ihr entgegenging.

„Nun?" fragte er, indem er eine Braue emporzog ...

„Einen Augenblick, Thomas ... etwas dringendes ... es duldet keinen Aufschub ..."

Er öffnete ihr die gepolsterte Tür zu seinem Privatbureau, zog sie hinter sich zu, als sie beide eingetreten waren, und sah seine Schwester fragend an.

„Tom", sagte sie mit wankender Stimme und rang die Hände in ihrer Pelzmuff, „du mußt es hergeben ... vorläufig auslegen ... du mußt sie, bitte, stellen, die Kaution ... Wir haben sie nicht ... Woher sollten wir jetzt fünfundzwanzigtausend Kurantmark nehmen? ... Du wirst sie voll und ganz zurückbekommen ... ach, wohl nur zu bald ... du verstehst ... es ist eingetreten, daß ... kurz, der Prozeß ist auf dem Punkte, daß Hagenström sofortige

Verhaftung oder eine Kaution von fünfundzwanzigtausend Kurantmark beantragt hat. Und Weinschenk gibt dir sein Ehrenwort, an Ort und Stelle zu bleiben . . ."

„Ist es wirklich so weit gekommen," sagte der Senator kopfschüttelnd.

„Ja, dahin haben sie es gebracht, die Schurken, die Elenden . . .!" Und mit einem Aufschluchzen ohnmächtigen Zornes sank Frau Permaneder in den mit Wachstuch überzogenen Sessel, der neben ihr stand. „Und sie werden es noch weiterbringen, Tom, sie werden es bis ans Ende führen . . ."

„Tony", sagte er und setzte sich schräg vor den Mahagonischreibtisch, schlug ein Bein über das andere und stützte den Kopf in die Hand . . . „Sprich aufrichtig, glaubst du noch an seine Unschuld?"

Sie schluchzte ein paarmal und antwortete dann leise und verzweifelt: „Ach, nein, Tom . . . Wie könnte ich das wohl? Gerade ich, die soviel Böses erleben mußte? Ich habe es von Anfang an nicht recht gekonnt, obgleich ich mich so ehrlich bemüht habe. Das Leben, weißt du, macht es einem so furchtbar schwer, an die Unschuld irgendeines Menschen zu glauben . . . Ach nein, mich haben schon seit langem Zweifel an seinem guten Gewissen gequält, und Erika selbst . . . sie ist irre an ihm geworden . . . sie hat es mir mit Weinen gestanden . . . irre an ihm geworden durch sein Betragen zu Hause. Wir haben natürlich geschwiegen . . . Seine Außenseite wurde immer rauher . . . und dabei verlangte er immer strenger, daß Erika heiter sein und seine Sorgen zerstreuen sollte und zerschlug Geschirr, wenn sie ernst war. Du weißt nicht, wie es war,

wenn er sich spät abends noch stundenlang mit seinen Akten einschloß ... und wenn man klopfte, so hörte man, wie er aufsprang und rief: ‚Wer ist da! Was ist da!‘ ...“

Sie schwiegen.

Aber möge er doch schuldig sein! Möge er sich doch vergangen haben!“ begann Frau Permaneder aufs neue, und hierbei schwoll ihre Stimme an. „Er hat nicht für seine Tasche gearbeitet, sondern für die der Gesellschaft; und dann ... Herr du mein Gott, es gibt doch Rücksichten zu beobachten in diesem Leben, Tom! Er hat nun einmal in unsere Familie hineingeheiratet ... er gehört nun einmal zu uns ... Man kann einen von uns doch nicht ins Gefängnis sperren, grundgütiger Himmel! ...“

Er zuckte die Achseln.

„Du zuckst die Achseln, Tom ... Du bist also willens, es zu dulden, es hinzunehmen, daß dieses Geschmeiß sich erfrecht, der Sache die Krone aufzusetzen? Man muß doch irgend etwas tun! Er darf doch nicht verurteilt werden! ... Du bist doch des Bürgermeisters rechte Hand ... mein Gott, kann der Senat ihn denn nicht sofort begnadigen? ... Ich will dir sagen ... eben, bevor ich zu dir kam, war ich im Begriffe, zu Cremer zu gehen und ihn auf alle Weise anzuflehen, er möge intervenieren, möge in die Sache eingreifen ... Er ist Polizeichef ...“

„Oh, Kind, was für Torheiten.“

„Torheiten, Tom? — Und Erika? Und das Kind?“ sagte sie und hob ihm flehend die Muff entgegen, in der ihre beiden Hände steckten. Dann schwieg sie einen Augenblick und ließ die Arme sinken; ihr Mund verbreiterte sich, ihr Kinn, das sich kraus zusammenzog, geriet in zitternde

Bewegung, und während unter ihren gesenkten Lidern zwei große Tränen hervorquollen, fügte sie ganz leise hinzu: „Und ich . . .?"

„Oh, Tony, Courage!" sagte der Senator, und gerührt und ergriffen von ihrer Hilflosigkeit rückte er ihr nahe, um ihr tröstend das Haar zurückzustreichen. „Noch ist nicht aller Tage Abend. Noch ist er ja nicht verurteilt. Es kann ja alles gut gehen. Jetzt stelle ich erst einmal die Kaution, ich sage natürlich nicht nein dazu. Und dann ist Breslauer ja ein schlauer Mensch . . ."

Sie schüttelte weinend den Kopf.

„Nein, Tom, es wird nicht gut gehen, ich glaube nicht daran. Sie werden ihn verurteilen und einstecken, und dann kommt eine schwere Zeit für Erika und das Kind und mich. Ihre Mitgift ist nicht mehr da, sie steckt in der Ausstattung, in den Möbeln und den Bildern . . . und beim Verkaufe bekommt man kaum ein Viertel heraus . . . Und das Gehalt haben wir immer verbraucht . . . Weinschenk hat nichts zurückgelegt. Wir werden wieder zu Mutter ziehen, wenn sie es erlaubt, bis er wieder auf freiem Fuße ist . . . und dann wird es beinahe noch schlimmer, denn wohin dann mit ihm und uns? . . . Wir können einfach auf den Steinen sitzen," sagte sie schluchzend.

„Auf den Steinen?"

„Nun ja, das ist eine Redewendung . . . eine bildliche . . . Ach nein, es wird nicht gut gehen. Auf mich ist zu vieles herabgekommen . . . ich weiß nicht, womit ich es verdient habe . . . aber ich kann nicht mehr hoffen. Nun wird es Erika ergehen, wie es mir mit Grünlich und Permaneder ergangen ist . . . Aber jetzt kannst du es sehen, jetzt kannst du es aus

nächster Nähe beurteilen, wie es ist, wie es kommt, wie es über einen hereinbricht! Kann man nun etwas dafür? Tom, ich bitte dich, kann man nun etwas dafür!" wiederholte sie und nickte ihm trostlos fragend, mit großen, tränenvollen Augen zu. „Alles ist fehlgeschlagen und hat sich zum Unglück gewandt, was ich unternommen habe . . . Und ich habe so gute Absichten gehabt, Gott weiß es! . . . Ich habe immer so innig gewünscht, es zu etwas zu bringen im Leben und ein bißchen Ehre einzulegen . . . Nun bricht auch dies zusammen. So muß es enden . . . Das Letzte . . ."

Und an seinen Arm gelehnt, den er besänftigend um sie gelegt hatte, weinte sie über ihr verfehltes Leben, in dem nun die letzten Hoffnungen erloschen waren.

•

Eine Woche später ward Direktor Hugo Weinschenk zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und einem halben verurteilt und sofort in Haft genommen.

Der Andrang zu der Sitzung, welche die Plaidoyers gebracht hatte, war sehr groß gewesen, und Rechtsanwalt Doktor Breslauer aus Berlin hatte geredet, wie man niemals einen Menschen hatte reden hören. Der Makler Sigismund Gosch ging wochenlang zischend vor Begeisterung über diese Ironie, dieses Pathos, diese Rührung umher, und Christian Buddenbrook, der ebenfalls zugegen gewesen war, stellte sich im Klub hinter einen Tisch, legte ein Paket Zeitungen als Akten vor sich hin und lieferte eine vollendete Kopie des Verteidigers. Übrigens erklärte er zu Hause, die Jurisprudenz sei der schönste Beruf, ja, das wäre ein Beruf für ihn gewesen . . . Selbst Staatsanwalt Doktor Hagen-

ſtröm, der ja ein Schöngeiſt war, tat private Äußerungen, die dahin gingen, daß Breslauers Rede ihm einen wirklichen Genuß bereitet habe. Aber das Talent des berühmten Advokaten hatte nicht gehindert, daß die Juriſten der Stadt ihm auf die Schulter geklopft und ihm in aller Bonhommie mitgeteilt hatten, ſie ließen ſich nichts weiß machen . . .

Dann, nachdem die Verkäufe, die nach des Direktors Verſchwinden notwendig wurden, beendet waren, begann man in der Stadt Hugo Weinſchenk zu vergeſſen. Aber die Damen Buddenbrook aus der Breitenſtraße bekannten nun Donnerstags an der Familientafel: ſofort, beim erſten Anblicke dieſes Mannes hätten ſie es ihm an den Augen angeſehen, daß mit ihm nicht alles in Ordnung ſei, daß ſein Charakter voller Makel ſein müſſe, und daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen werde. Rückſichten, die nicht lieber außer acht gelaſſen zu haben ſie jetzt bedauerten, hätten ſie veranlaßt, über dieſe traurige Erkenntnis Stillſchweigen zu beobachten.

Neunter Teil

Erstes Kapitel

Hinter den beiden Herren, dem alten Doktor Grabow und dem jungen Doktor Langhals, einem Angehörigen der Familie Langhals, der etwa seit einem Jahre in der Stadt praktizierte, trat Senator Buddenbrook aus dem Schlafzimmer der Konsulin in das Frühstückszimmer und schloß die Tür.

„Darf ich Sie bitten, meine Herren ... auf einen Augenblick," sagte er und führte sie die Treppe hinauf, über den Korridor und durch die Säulenhalle ins Landschaftszimmer, wo des feuchten und kalten Herbstwetters wegen schon geheizt war. „Meine Spannung wird Ihnen begreiflich sein ... nehmen Sie Platz! Beruhigen Sie mich, wenn es irgend möglich ist!"

„Potztausend, mein lieber Senator!" antwortete Doktor Grabow, der sich, das Kinn in der Halsbinde, bequem zurückgelehnt hatte und die Hutkrempe mit beiden Händen gegen seinen Magen gestemmt hielt, während Doktor Langhals, ein untersetzter, brünetter Herr mit spitzgeschnittenem Bart, aufrecht stehendem Haar, schönen Augen und einem eitlen Gesichtsausdruck, seinen Zylinder neben sich auf den Teppich gestellt hatte und seine außerordentlich kleinen, schwarzbehaarten Hände betrachtete ... „Für irgendwelche ernstliche Beunruhigung ist natürlich fürs erste platter-

dings keine Urſache vorhanden; ich bitte Sie ... eine Patientin von der verhältnismäßigen Widerſtandskraft unſerer verehrten Frau Konſulin ... Meiner Treu, als gedienter Ratgeber kenne ich dieſe Widerſtandskraft. Für Ihre Jahre wirklich erſtaunlich ... was ich Ihnen ſage ..."

„Ja, eben, in ihren Jahren ..." ſagte der Senator unruhig und drehte an der langen Spitze ſeines Schnurrbartes.

„Ich ſage natürlich nicht, daß Ihre liebe Frau Mutter wird morgen wieder ſpazieren gehen können," fuhr Doktor Grabow ſanftmütig fort. „Dieſen Eindruck wird die Patientin nicht auf Sie gemacht haben, lieber Senator. Es iſt ja nicht zu leugnen, daß der Katarrh ſeit vierundzwanzig Stunden eine ärgerliche Wendung genommen hat. Der Schüttelfroſt geſtern abend gefiel mir nicht recht, und heute gibt es da nun wahrhaftig ein bißchen Seitenſtechen und Kurzluftigkeit. Etwas Fieber iſt auch vorhanden — o, unbedeutend, aber es iſt Fieber. Kurz, lieber Senator, man muß ſich wohl mit der vertrakten Tatſache abfinden, daß die Lunge ein bißchen affiziert iſt ..."

„Lungenentzündung alſo?" fragte der Senator und blickte von einem Arzte zum andern ...

„Ja, — Pneumonia," ſagte Doktor Langhals mit ernſter und korrekter Verbeugung.

„Allerdings, eine kleine, rechtsſeitige Lungenentzündung," antwortete der Hausarzt, „die wir ſehr ſorgfältig zu lokaliſieren trachten müſſen ..."

„Danach iſt immerhin Grund zu ernſter Beſorgnis vorhanden?" Der Senator ſaß ganz ſtill und ſah dem Sprechenden unverwandt ins Geſicht.

„Besorgnis? O . . . wir müssen, wie gesagt, darum besorgt sein, die Erkrankung einzuschränken, den Husten zu mildern, dem Fieber zu Leibe zu gehen . . . nun, das Chinin wird seine Schuldigkeit tun . . . Und dann noch eins, lieber Senator . . . Keine Schreckhaftigkeit den einzelnen Symptomen gegenüber, nicht wahr? Sollte sich die Atemnot ein wenig verstärken, sollte in der Nacht vielleicht etwas Delirium stattfinden, oder morgen ein bißchen Auswurf sich einstellen . . . wissen Sie, so ein rotbräunlicher Auswurf, wenn auch Blut dabei ist . . . Das ist alles durchaus logisch, durchaus zur Sache gehörig, durchaus normal. Bereiten Sie, bitte, auch unsere liebe, verehrte Madame Permaneder darauf vor, die ja die Pflege mit soviel Hingebung leitet . . . A propos, wie geht es ihr? Ich habe ganz und gar zu fragen vergessen, wie es in den letzten Tagen mit ihrem Magen gewesen ist . . .“

„Wie gewöhnlich. Ich weiß nichts Neues. Die Sorge um ihr Befinden tritt ja jetzt naturgemäß etwas zurück . . .“

„Versteht sich. Übrigens . . . mir kommt dabei ein Gedanke. Ihre Frau Schwester hat Ruhe nötig, besonders in der Nacht, und Mamsell Severin allein dürfte doch wohl nicht ausreichen . . . wie wäre es mit einer Pflegerin, lieber Senator? Wir haben da unsere guten katholischen Grauen Schwestern, für die Sie immer so wohlwollend eintreten . . . Die Schwester Oberin wird sich freuen, Ihnen dienen zu können.“

„Sie halten das also für nötig?“

„Ich bringe es in Vorschlag. Es ist so angenehm . . . Die Schwestern sind unschätzbar. Sie wirken mit ihrer Erfahrenheit und Besonnenheit so beruhigend auf die Kranken . . .

gerade bei dieſen Krankheiten, die, wie geſagt, mit einer Reihe von etwas unheimlichen Symptomen verbunden ſind ... Alſo, um es zu wiederholen: ruhig Blut, nicht wahr, mein lieber Senator? Übrigens werden wir ja ſehen ... wir werden ja ſehen ... Wir ſprechen ja heute abend noch einmal vor ..."

„Zuverſichtlich," ſagte Doktor Langhals, nahm ſeinen Zylinder und erhob ſich gleichzeitig mit ſeinem älteren Kollegen. Aber der Senator blieb noch ſitzen, er war noch nicht fertig, hatte noch eine Frage im Sinne, wollte noch eine Probe machen ...

„Meine Herren," ſagte er, „ein Wort noch ... Mein Bruder Chriſtian iſt nervös, kurz, verträgt nicht viel ... Raten Sie mir, ihm von der Erkrankung Mitteilung zu machen? Ihm vielleicht ... die Rückkehr nahezulegen —?"

„Ihr Bruder Chriſtian iſt nicht in der Stadt?"

„Nein, in Hamburg. Vorübergehend. In Geſchäften, ſoviel ich weiß ..."

Doktor Grabow warf ſeinem Kollegen einen Blick zu; dann ſchüttelte er dem Senator lachend die Hand und ſagte: „Alſo laſſen wir ihn ruhig bei ſeinen Geſchäften! Warum ihn unnütz erſchrecken? Sollte irgendeine Wendung in dem Befinden eintreten, die ſeine Anweſenheit wünſchenswert macht, ſagen wir: um die Patientin zu beruhigen, ihre Stimmung zu heben ... nun, ſo wird ja immer noch Zeit ſein ... immer noch Zeit ..."

Während die Herren über Säulenhalle und Korridor zurückgingen und auf dem Treppenabſatz ein Weilchen ſtehenblieben, ſprachen ſie über andere Dinge, über Politik, über die Erſchütterungen und Umwälzungen des kaum beendeten Krieges ...

„Nun, jetzt kommen gute Zeiten, wie, Herr Senator? Geld im Lande . . . Und frische Stimmung weit und breit . . .“

Und der Senator stimmte dem halb und halb bei. Er bestätigte, daß der Ausbruch des Krieges den Verkehr in Getreide von Rußland zu großem Aufschwung gebracht habe und erwähnte der großen Dimensionen, die damals der Haferimport, zum Zwecke der Armeelieferung angenommen habe. Aber der Profit habe sich sehr ungleich verteilt . . .

Die Ärzte gingen, und Senator Buddenbrook wandte sich, um noch einmal in das Krankenzimmer zurückzukehren. Er überlegte, was Grabow gesagt hatte . . . Es hatte soviel Hinterhältiges darin gelegen . . . Man hatte gefühlt, wie er sich vor einer entschiedenen Äußerung hütete. Das einzige klare Wort war „Lungenentzündung“ gewesen, und dieses Wort wurde nicht tröstlicher dadurch, daß Doktor Langhals es in die Sprache der Wissenschaft übersetzt hatte. Lungenentzündung in den Jahren der Konsulin . . . Schon daß es zwei Ärzte waren, die kamen und gingen, gab der Sache einen beunruhigenden Aspekt. Grabow hatte das ganz leichthin und fast unmerklich arrangiert. Er gedenke, sich über kurz oder lang zur Ruhe zu setzen, hatte er gesagt, und da der junge Langhals berufen sei, seine Praxis zu übernehmen, so mache er — Grabow — sich ein Vergnügen daraus, ihn hie und da schon jetzt heranzuziehen und einzuführen . . .

Als der Senator in das halbdunkle Schlafzimmer trat, war seine Miene munter und seine Haltung energisch. Er war so gewöhnt daran, Sorge und Müdigkeit unter einem

Ausdruck von überlegener Sicherheit zu verbergen, daß beim Öffnen der Tür diese Maske beinahe von selbst infolge eines ganz kurzen Willensaktes über sein Gesicht geglitten war.

Frau Permaneder saß an dem Himmelbett, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren, und hielt die Hand ihrer Mutter, die, von Kissen gestützt, den Kopf dem Eintretenden zuwandte und ihm mit ihren hellblauen Augen forschend ins Gesicht sah. Es war ein Blick voll beherrschter Ruhe und von angespannter, unausweichlicher Eindringlichkeit, der, da er ein wenig von der Seite kam, beinahe etwas Lauerndes hatte. Abgesehen von der Blässe der Haut, die auf den Wangen ein paar Flecke von fieberiger Röte hervortreten ließ, zeigte dies Gesicht durchaus keine Mattigkeit und Schwäche. Die alte Dame war sehr aufmerksam bei der Sache, aufmerksamer noch als ihre Umgebung, denn am Ende war sie die zunächst Beteiligte. Sie mißtraute dieser Krankheit und war ganz und gar nicht gewillt, sich aufs Ohr zu legen und den Dingen nachgiebig ihren Lauf zu lassen . . .

„Was haben sie gesagt, Thomas?" fragte sie mit so bestimmter und lebhafter Stimme, daß sich sofort ein heftiger Husten einstellte, den sie mit geschlossenen Lippen zurückzuhalten suchte, der aber hervorbrach und sie zwang, die Hand gegen ihre rechte Seite zu pressen.

„Sie haben gesagt", antwortete der Senator, als der Anfall vorüber war, und streichelte ihre Hand . . . „Sie haben gesagt, daß unsere gute Mutter in ein paar Tagen wieder auf den Füßen sein wird. Daß du das noch nicht kannst, weißt du, das liegt daran, daß dieser dumme Husten

natürlich die Lunge ein bißchen angegriffen hat . . . es ist nicht gerade Lungenentzündung", sagte er, da er sah, daß ihr Blick noch eindringlicher wurde . . . „obgleich ja auch das noch nicht das Ende aller Dinge wäre, ach, da gibt es Schlimmeres! Kurz, die Lunge ist etwas gereizt, sagen die beiden, und damit mögen sie wohl recht haben . . . Wo ist denn die Severin?"

„Zur Apotheke", sagte Frau Permaneder.

„Seht ihr, die ist schon wieder in der Apotheke, und du, Tony, siehst aus, als wolltest du jeden Augenblick einschlafen. Nein, das geht nicht länger. Wenn es auch nur für ein paar Tage ist . . . wir müssen eine Pflegerin hier haben, meint ihr nicht auch? Wartet, ich lasse jetzt gleich bei meiner Grauen-Schwester-Oberin anfragen, ob eine disponibel ist . . ."

„Thomas", sagte die Konsulin jetzt mit behutsamer Stimme, um den Hustenreiz nicht wieder zu entfesseln, „glaube mir, du erregst Anstoß mit deiner beständigen Protektion der Katholischen gegenüber den Schwarzen Protestantischen. Du hast den einen direkte Vorteile verschafft und tust nichts für die anderen. Ich versichere dich, Pastor Pringsheim hat sich neulich mit deutlichen Worten bei mir darüber beklagt . . ."

„Ja, das nützt ihm gar nichts. Ich bin überzeugt, daß die Grauen Schwestern treuer, hingebender, aufopferungsfähiger sind als die Schwarzen. Diese Protestantinnen, das ist nicht das Wahre. Das will sich alles bei erster Gelegenheit verheiraten . . . Kurzum, sie sind irdisch, egoistisch, ordinär . . . Die Grauen sind degagierter, ja, ganz sicher, sie stehen dem Himmel näher. Und gerade, weil sie mir Dank schulden, sind sie vorzuziehen. Was ist Schwester

Leandra uns nicht geweſen, als Hanno Zahnkrämpfe hatte! Ich will nur hoffen, daß ſie frei iſt . . ."

Und Schweſter Leandra kam. Sie legte ſtill ihre kleine Handtaſche, ihren Umhang und die graue Haube ab, die ſie über der weißen trug, und ging, während der Roſenkranz, der an ihrem Gürtel hing, leiſe klapperte, mit ſanften und freundlichen Worten und Bewegungen an ihre Arbeit. Sie pflegte die verwöhnte und nicht immer geduldige Kranke Tag und Nacht und zog ſich dann ſtumm und faſt beſchämt über die menſchliche Schwäche, der ſie unterlag, zurück, um ſich von einer anderen Schweſter ablöſen zu laſſen, zu Hauſe ein wenig zu ſchlafen und dann zurückzukehren.

Denn die Konſulin verlangte beſtändigen Dienſt an ihrem Bette. Je mehr ſich ihr Zuſtand verſchlimmerte, deſtomehr wandte ſich ihr ganzes Denken, ihr ganzes Intereſſe ihrer Krankheit zu, die ſie mit Furcht und einem offenkundigen, naiven Haß beobachtete. Sie, die ehemalige Weltdame, mit ihrer ſtillen, natürlichen und dauerhaften Liebe zum Wohlleben und zum Leben überhaupt, hatte ihre letzten Jahre mit Frömmigkeit und Wohltätigkeit erfüllt . . . warum? Vielleicht nicht nur aus Pietät gegen ihren verſtorbenen Gatten, ſondern auch aus dem unbewußten Triebe, den Himmel mit ihrer ſtarken Vitalität zu verſöhnen und ihn zu veranlaſſen, ihr dereinſt trotz ihrer zähen Anhänglichkeit an das Leben einen ſanften Tod zu vergönnen? Aber ſie konnte nicht ſanft ſterben. Manches ſchmerzlichen Erlebniſſes ungeachtet war ihre Geſtalt vollſtändig ungebeugt und ihr Auge klar geblieben. Sie liebte es, gute Mahlzeiten zu halten, ſich vornehm und reich zu kleiden, das Unerfreuliche, was um ſie her beſtand oder geſchah, zu über-

ſehen, zu vertuſchen und wohlgefällig an dem hohen Anſehen teilzunehmen, das ihr älteſter Sohn ſich weit und breit verſchafft hatte. Dieſe Krankheit, dieſe Lungenentzündung war in ihren aufrechten Körper eingebrochen, ohne daß irgendwelche ſeeliſche Vorarbeit ihr das Zerſtörungswerk erleichtert hätte ... jene Minierarbeit des Leidens, die uns langſam und unter Schmerzen dem Leben ſelbſt oder doch den Bedingungen entfremdet, unter denen wir es empfangen haben, und in uns die ſüße Sehnſucht nach einem Ende, nach anderen Bedingungen oder nach dem Frieden erweckt ... Nein, die alte Konſulin fühlte wohl, daß ſie trotz der chriſtlichen Lebensführung ihrer letzten Jahre nicht eigentlich bereit war, zu ſterben, und der unbeſtimmte Gedanke, daß, ſollte dies ihre letzte Krankheit ſein, dieſe Krankheit ganz ſelbſtändig, in letzter Stunde und in gräßlicher Eile, mit Körperqualen ihren Widerſtand zerbrechen und die Selbſtaufgabe herbeiführen müſſe, erfüllte ſie mit Angſt.

Sie betete viel; aber faſt mehr noch überwachte ſie, ſo oft ſie bei Beſinnung war, ihren Zuſtand, fühlte ſelbſt ihren Puls, maß ihr Fieber, bekämpfte ihren Huſten ... Der Puls aber ging ſchlecht, das Fieber ſtieg deſto höher, nachdem es ein wenig gefallen war und warf ſie aus Schüttelfröſten in hitzige Delirien, der Huſten, der mit inneren Schmerzen verbunden war und blutigen Auswurf zutage förderte, nahm zu, und Atemnot ängſtigte ſie. Das alles aber kam daher, daß jetzt nicht mehr nur ein Lappen der rechten Lunge, ſondern die ganze rechte Lunge in Mitleidenſchaft gezogen war, ja, daß, wenn nicht alles täuſchte, auch ſchon an der linken Seite Spuren des Vorganges bemerkbar waren, den Doktor Langhals, indem er ſeine Finger-

nägel beſah, „Hepatiſation“ nannte, und über den Doktor Grabow ſich lieber gar nicht weiter ausließ ... Das Fieber zehrte unabläſſig. Der Magen begann zu verſagen. Unaufhaltſam, mit zäher Langſamkeit, ſchritt der Kräfteverfall vorwärts.

Sie verfolgte ihn, nahm, wenn ſie irgend dazu imſtande war, eifrig die konzentrierte Nahrung, die man ihr bot, hielt ſorglicher noch als ihre Pflegerinnen die Stunden des Medizinierens inne und war von all dem ſo in Anſpruch genommen, daß ſie beinahe nur noch mit den Ärzten ſprach und wenigſtens nur im Geſpräche mit ihnen aufrichtiges Intereſſe an den Tag legte. Beſuche, die anfänglich vorgelaſſen wurden, Freundinnen, Mitglieder des „Jeruſalemsabend“, alte Damen aus der Geſellſchaft und Paſtorsgattinnen, empfing ſie apathiſch oder mit zerſtreuter Herzlichkeit und entließ ſie raſch. Ihre Angehörigen empfanden peinlich die Gleichgültigkeit, mit der die alte Dame ihnen begegnete; ſie nahm ſich wie eine Art Geringſchätzung aus, die beſagte: „Ihr könnt mir ja doch nicht helfen.“ Selbſt dem kleinen Hanno, der in einer erträglichen Stunde eingelaſſen wurde, ſtrich ſie nur flüchtig über die Wange und wandte ſich dann ab. Es war, als wollte ſie ſagen: „Kinder, ihr ſeid alle liebe Leute, aber ich — ich muß vielleicht ſterben!“ Die beiden Ärzte dagegen empfing ſie mit lebhafter und intereſſierter Wärme, um eingehend mit ihnen zu konferieren ...

Eines Tages erſchienen die alten Damen Gerhardt, die Nachkommen Paul Gerhardts. Sie kamen mit ihren Mantillen, ihren tellerartigen Hüten und ihren Proviantaſchen von Armenbeſuchen, und man konnte ihnen nicht verwehren,

ihre kranke Freundin zu sehen. Man ließ sie allein mit ihr, und Gott allein weiß, was sie zu ihr sprachen, während sie an ihrem Bette saßen. Als sie aber gingen, waren ihre Augen und Gesichtszüge noch klarer, noch milder und selig verschlossener als vorher, und drinnen lag die Konsulin mit ebensolchen Augen und ebensolchem Gesichtsausdruck, lag ganz still, ganz friedlich, friedlicher als jemals, ihr Atem ging selten und sanft, und sie fiel ersichtlich von Schwäche zu Schwäche. Frau Permaneder, die den Damen Gerhardt ein starkes Wort nachmurmelte, schickte sofort zu den Ärzten, und kaum erschienen die beiden Herren im Rahmen der Tür, als eine vollständige, eine verblüffende Veränderung mit der Konsulin vor sich ging. Sie erwachte, sie geriet in Bewegung, sie richtete sich beinahe auf. Der Anblick dieser Männer, dieser beiden notdürftig unterrichteten Mediziner gab sie mit einem Schlage der Erde wieder. Sie streckte ihnen die Hände entgegen, beide Hände und fing an: „Seien sie mir willkommen, meine Herren! Die Sachen stehen nun so, daß heute im Lauf des Tages . . .“

Aber es war längst der Tag gekommen, da die doppelseitige Lungenentzündung nicht mehr wegzuleugnen gewesen war.

„Ja, mein lieber Herr Senator“, hatte Doktor Grabow gesagt und Thomas Buddenbrooks Hände genommen . . . „Wir haben es nicht verhindern können, es ist nun doppelseitig, und das ist immer bedenklich, wie Sie so gut wissen wie ich, ich mache Ihnen kein X für ein U . . . Es ist, ob der Patient nun zwanzig oder siebenzig Jahre alt ist, in jedem Falle eine Sache, die man ernst nehmen muß, und wenn Sie mich daher heute noch einmal fragten, ob Sie

Ihrem Herrn Bruder Chriſtian ſchreiben, ihm vielleicht ein kleines Telegramm ſchicken ſollten, ſo würde ich nicht abraten, ich würde mich beſinnen, Sie davon abzuhalten ... Wie geht es ihm übrigens? Ein ſpaßhafter Mann; ich habe ihn immer herzlich gern gehabt ... Um Gottes Willen, ziehen Sie keine übertriebenen Folgerungen aus meinen Worten, lieber Senator! Nicht als ob nun eine unmittelbare Gefahr vorläge ... ach was, ich bin töricht, das Wort in den Mund zu nehmen! Aber unter dieſen Verhältniſſen, wiſſen Sie, muß man immer aus der Ferne mit unvorherſehbaren Zufälligkeiten rechnen ... Mit Ihrer verehrten Frau Mutter als Patientin ſind wir ja ganz außerordentlich zufrieden. Sie hilft uns wacker, ſie läßt uns nicht im Stich ... nein, ohne Kompliment, als Patientin iſt ſie unübertrefflich! Und darum hoffen, mein lieber Herr Senator, hoffen! Laſſen Sie uns immer das beſte hoffen!"

Aber es kommt ein Augenblick, von dem an die Hoffnung der Angehörigen etwas Künſtliches und Unaufrichtiges iſt. Schon hat ſich eine Veränderung mit dem Kranken vollzogen, und etwas der Perſon Fremdes, die er im Leben darſtellte, iſt in ſeinem Benehmen. Gewiſſe, ſeltſame Worte kommen aus ſeinem Munde, auf die wir nicht zu antworten verſtehen, und die ihm gleichſam den Rückweg abſchneiden und ihn dem Tode verpflichten. Und wäre er uns der Liebſte, wir können nach all dem nicht mehr wollen, daß er aufſtehe und wandle. Würde er es dennoch tun, ſo würde er Grauen um ſich verbreiten wie einer, der dem Sarge entſtiegen ...

Gräßliche Merkmale der beginnenden Auflöſung zeigten ſich, während die Organe, von einem zähen Willen in Gang

gehalten, noch arbeiteten. Da, seit die Konsulin sich mit einem Katarrh hatte zu Bette legen müssen, Wochen vergangen waren, so hatten sich durch das Liegen an ihrem Körper mehrere Wunden gebildet, die sich nicht mehr schlossen und in einen fürchterlichen Zustand übergingen. Sie schlief nicht mehr; erstens, weil Schmerz, Husten und Atemnot sie daran hinderten, dann aber, weil sie selbst sich gegen den Schlaf auflehnte und sich an das Wachsein klammerte. Nur für Minuten ging ihr Bewußtsein im Fieber unter; aber auch bei bewußten Sinnen sprach sie laut mit Personen, die längst gestorben waren. Eines Nachmittags in der Dämmerung sagte sie plötzlich mit lauter, etwas ängstlicher aber inbrünstiger Stimme: „Ja, mein lieber Jean, ich komme!“ Und die Unmittelbarkeit dieser Antwort war so täuschend, daß man nachträglich die Stimme des verstorbenen Konsuls zu hören glaubte, der sie gerufen hatte.

Christian traf ein; er kam von Hamburg, woselbst er, wie er sagte, Geschäfte gehabt hatte, und verweilte übrigens nur kurze Zeit im Krankenzimmer; dann verließ er es, indem er sich über die Stirn strich, die Augen wandern ließ und sagte: „Das ist ja furchtbar ... Das ist ja furchtbar ... Ich kann es nun nicht mehr.“

Auch Pastor Pringsheim erschien, streifte Schwester Leandra mit einem kalten Blick und betete mit modulierender Stimme am Bette der Konsulin.

Und dann kam die kurze Besserung, das Aufflackern, ein Nachlassen des Fiebers, eine täuschende Rückkehr der Kräfte, ein Stillewerden der Schmerzen, ein paar klare und hoffnungsvolle Äußerungen, die den Umstehenden Tränen der Freude in die Augen treiben ...

„Kinder, wir behalten ſie, ihr ſollt ſehen, wir behalten ſie trotz alledem!“ ſagte Thomas Buddenbrook. „Wir haben ſie Weihnachten bei uns und erlauben nicht, daß ſie ſich dabei aufregt wie ſonſt . . .“

Aber ſchon in der nächſtfolgenden Nacht, kurze Zeit nachdem Gerda und ihr Gatte zu Bette gegangen waren, wurden ſie von ſeiten Frau Permaneders in die Mengſtraße berufen, da die Kranke mit dem Tode kämpfe. Der Wind fuhr in den kalten Regen, der herniederging, und trieb ihn praſſelnd gegen die Fenſterſcheiben.

Als der Senator und ſeine Frau das Zimmer betraten, das von den Kerzen zweier Armleuchter erhellt war, die auf dem Tiſche brannten, waren die beiden Ärzte ſchon zugegen. Auch Chriſtian war aus ſeinem Zimmer heruntergeholt worden und ſaß irgendwo, indem er dem Himmelbette den Rücken zuwandte und die Stirn, tief gebückt, in beide Hände ſtützte. Man erwartete den Bruder der Kranken, Konſul Juſtus Kröger, nach dem ebenfalls geſchickt worden war. Frau Permaneder und Erika Weinſchenk hielten ſich leiſe ſchluchzend am Fußende des Bettes. Schweſter Leandra und Mamſell Severin hatten nichts mehr zu tun und blickten betrübt in das Geſicht der Sterbenden.

Die Konſulin lag, von mehreren Kiſſen geſtützt, auf dem Rücken, und ihre beiden Hände, dieſe ſchönen, mattblau geäderten Hände, die nun ſo mager, ſo ganz abgezehrt waren, ſtreichelten haſtig und unaufhörlich, mit zitternder Eilfertigkeit die Steppdecke. Ihr Kopf, mit einer weißen Nachthaube bedeckt, wandte ſich ohne Unterlaß, mit entſetzenerregender Taktmäßigkeit von einer Seite zur anderen. Ihr Mund, deſſen Lippen einwärts gezogen zu ſein ſchienen,

öffnete und schloß sich schnappend bei jedem qualvollen Atmungsversuch, und ihre eingesunkenen Augen irrten hilfesuchend umher, um hie und da mit einem erschütternden Ausdruck von Neid auf einer der anwesenden Personen haften zu bleiben, die angekleidet waren und atmen konnten, denen das Leben gehörte und die nichts weiter zu tun vermochten, als das Liebesopfer zu bringen, das darin bestand, den Blick auf dieses Bild gerichtet zu halten. Und die Nacht rückte vor, ohne daß eine Veränderung eingetreten wäre.

„Wie lange kann es noch dauern?" fragte Thomas Buddenbrook leise und zog den alten Doktor Grabow in den Hintergrund des Zimmers, während Doktor Langhals gerade irgendeine Injektion an der Kranken vornahm. Auch Frau Permaneder, das Taschentuch am Munde, trat herzu.

„Ganz unbestimmt, lieber Herr Senator," antwortete Doktor Grabow. „Ihre Frau Mutter kann in fünf Minuten erlöst sein, und sie kann noch stundenlang leben . . . ich kann Ihnen nichts sagen. Es handelt sich um das, was man Stickfluß nennt . . . ein Ödem . . ."

„Ich weiß es", sagte Frau Permaneder und nickte in ihr Taschentuch, während die Tränen über ihre Wangen rannen. „Es kommt bei Lungenentzündungen oft vor . . . Es hat sich dann so eine wässerige Flüssigkeit in den Lungenbläschen angesammelt, und wenn es schlimm wird, so kann man nicht mehr atmen . . . Ja, ich weiß es . . ."

Die Hände vor sich gefaltet, blickte der Senator zum Himmelbette hinüber.

„Wie furchtbar sie leiden muß!" flüsterte er.

„Nein!" sagte Doktor Grabow ebenso leise, aber mit ungeheurer Autorität und legte sein langes, mildes Gesicht

in entſchiedene Falten ... „Das täuſcht, glauben Sie mir, liebſter Freund, das täuſcht! Das Bewußtſein iſt ſehr getrübt ... Es ſind allergrößten Teiles Reflexbewegungen, was Sie da ſehen ... Glauben Sie mir ...“

Und Thomas antwortete: „Gott gebe es!“ — Aber jedes Kind hätte es an den Augen der Konſulin ſehen können, daß ſie ganz und gar bei Bewußtſein war und alles empfand ...

Man nahm ſeine Plätze wieder ein ... Auch Konſul Kröger war eingetroffen und ſaß, über die Krücke ſeines Stockes gebeugt, mit geröteten Augen am Bette.

Die Bewegungen der Kranken hatten zugenommen. Eine ſchreckliche Unruhe, eine unſägliche Angſt und Not, ein unentrinnbares Verlaſſenheits- und Hilfloſigkeitsgefühl ohne Grenzen mußte dieſen, dem Tode ausgelieferten Körper vom Scheitel bis zur Sohle erfüllen. Ihre Augen, dieſe armen, flehenden, wehklagenden und ſuchenden Augen ſchloſſen ſich bei den röchelnden Drehungen des Kopfes manchmal mit brechendem Ausdruck oder erweiterten ſich ſo ſehr, daß die kleinen Adern des Augapfels blutrot hervortraten. Und keine Ohnmacht kam!

Kurz nach drei Uhr ſah man, wie Chriſtian aufſtand. „Ich kann es nun nicht mehr“, ſagte er und ging, indem er ſich auf die Möbelſtücke ſtützte, die an ſeinem Wege ſtanden, lahmend zur Tür hinaus. — Übrigens waren Erika Weinſchenk ſowohl wie Mamſell Severin, eingelullt wahrſcheinlich von den einförmigen Schmerzenslauten, auf ihren Stühlen eingeſchlafen und blühten roſig im Schlummer.

Um vier Uhr ward es ſchlimmer und ſchlimmer. Man ſtützte die Kranke und trocknete ihr den Schweiß von der

Stirn. Die Atmung drohte gänzlich zu versagen, und die Ängste nahmen zu. „Etwas zu schlafen . . .!“ brachte sie hervor. „Ein Mittel . . .!“ Aber man war weit entfernt davon, ihr etwas zu schlafen zu geben.

Plötzlich begann sie wieder zu antworten, auf etwas, was die anderen nicht hörten, wie sie es schon einmal getan hatte. „Ja, Jean, nicht lange mehr!“ . . . Und gleich darauf: „Ja, liebe Klara, ich komme! . . .“

Und dann begann der Kampf aufs neue . . . War es noch ein Kampf mit dem Tode? Nein, sie rang jetzt mit dem Leben um den Tod. „Ich will gerne . . .“ keuchte sie . . . „ich kann nicht . . . Was zu schlafen! . . . Meine Herren, aus Barmherzigkeit! was zu schlafen . . .!“

Dieses „aus Barmherzigkeit“ machte, daß Frau Permaneder laut aufweinte und Thomas leise stöhnte, indem er einen Augenblick seinen Kopf mit den Händen erfaßte. Aber die Ärzte kannten ihre Pflicht. Es galt unter allen Umständen, dieses Leben den Angehörigen so lange wie nur irgend möglich zu erhalten, während ein Betäubungsmittel sofort ein widerstandsloses Aufgeben des Geistes bewirkt haben würde. Ärzte waren nicht auf der Welt, den Tod herbeizuführen, sondern das Leben um jeden Preis zu konservieren. Dafür sprachen außerdem gewisse religiöse und moralische Gründe, von denen sie auf der Universität sehr wohl gehört hatten, wenn sie ihnen im Augenblick auch nicht gegenwärtig waren . . . Sie stärkten im Gegenteil mit verschiedenen Mitteln das Herz und brachten durch Brechreiz mehrere Male eine momentane Erleichterung hervor.

Um fünf Uhr konnte der Kampf nicht mehr furchtbarer werden. Die Konsulin, im Krampfe aufgerichtet und mit

weit geöffneten Augen, ſtieß mit den Armen um ſich, als griffe ſie nach einem Haltepunkt oder nach Händen, die ſich ihr entgegenſtreckten und antwortete nun unaufhörlich in die Luft hinein nach allen Seiten auf Rufe, die nur ſie vernahm, und die immer zahlreicher und dringlicher zu werden ſchienen. Es war, als ob nicht nur ihr verſtorbener Gatte und ihre Tochter, ſondern auch ihre Eltern, Schwiegereltern und mehrere andere, ihr im Tode vorangegangene Anverwandte irgendwo anweſend waren, und ſie nannte Vornamen, von denen niemand im Zimmer ſofort hätte ſagen können, welche Verſtorbenen damit gemeint ſeien. „Ja!“ rief ſie und wandte ſich nach verſchiedenen Richtungen ... „Jetzt komme ich ... Sofort ... Dieſen Augenblick noch ... So ... Ich kann nicht ... Ein Mittel, meine Herren ...“

Um halb ſechs Uhr trat ein Augenblick der Ruhe ein. Und dann, ganz plötzlich, ging über ihre gealterten und vom Leiden zerriſſenen Züge ein Zucken, eine jähe, entſetzte Freude, eine tiefe, ſchauernde, furchtſame Zärtlichkeit, blitzſchnell breitete ſie die Arme aus, und mit einer ſo ſtoßartigen und unvermittelten Schnelligkeit, daß man fühlte: zwiſchen dem, was ſie gehört, und ihrer Anwort lag nicht ein Augenblick — rief ſie laut mit dem Ausdruck des unbedingteſten Gehorſams und einer grenzenloſen angſt- und liebevollen Gefügigkeit und Hingebung: „Hier bin ich!“ ... und verſchied.

Alle waren zuſammengeſchrocken. Was war das geweſen? Wer hatte gerufen, daß ſie ſofort gefolgt war?

Jemand zog den Fenſtervorhang zurück und löſchte die Kerzen, während Doktor Grabow mit mildem Geſicht der Toten die Augen ſchloß.

Alle fröstelten in dem fahlen Herbstmorgen, der nun das Zimmer erfüllte. Schwester Leandra verkleidete den Toilettenspiegel mit einem Tuche.

Zweites Kapitel

Durch die offene Tür sah man im Sterbezimmer Frau Permaneder im Gebete liegen. Sie befand sich allein und kniete, ihre Trauergewänder um sich her auf dem Boden ausgebreitet, in der Nähe des Bettes, an einem Stuhle, indem sie die fest gefalteten Hände auf dem Sitze ruhen ließ und gebeugten Hauptes murmelte ... Sie hörte sehr wohl, daß ihr Bruder und ihre Schwägerin das Frühstückszimmer betraten, in dessen Mitte sie unwillkürlich stehen blieben, um das Ende der Andacht zu erwarten; aber sie beeilte sich deswegen nicht sonderlich, ließ zum Schlusse ihr trockenes Räuspern ertönen, nahm mit langsamer Feierlichkeit ihr Kleid zusammen, erhob sich und ging ihren Verwandten ohne eine Spur von Verwirrung in vollkommen würdiger Haltung entgegen.

„Thomas," sagte sie nicht ohne Härte, „was die Severin betrifft, so scheint es mir, daß die selige Mutter eine Natter an ihrem Busen genährt hat."

„Wieso?"

„Ich bin voll Ärger über sie. Man könnte die Fassung verlieren und sich vergessen ... Hat dies Weib ein Recht, einem den Schmerz dieser Tage in so ordinärer Weise zu vergällen?"

„Aber was ist es denn?"

„Erstens einmal ist sie von einer empörenden Habsucht.

Sie geht an den Schrank, nimmt Mutters ſeidene Kleider heraus, packt ſie über den Arm und will ſich zurückziehen. ‚Rieckchen,‘ ſage ich, ‚wohin damit?‘ — ‚Das hat Frau Konſul mir verſprochen!‘ — ‚Liebe Severin!‘ ſage ich und gebe ihr in aller Zurückhaltung das Voreilige ihrer Handlungsweiſe zu bedenken. Meinſt du, daß es etwas nützt? Sie nimmt nicht nur die ſeidenen Kleider, ſie nimmt auch noch ein Paket Wäſche und geht. Ich kann mich doch nicht mit ihr prügeln, nicht wahr? . . . Und nicht ſie allein . . . auch die Mädchen . . . Waſchkörbe voll Kleider und Leinenzeug werden aus dem Hauſe geſchafft . . . Das Perſonal teilt ſich unter meinen Augen in die Sachen, denn die Severin hat die Schlüſſel zu den Schränken. ‚Fräulein Severin!‘ ſage ich, ‚ich wünſche die Schlüſſel‘. Was antwortet ſie mir? Sie erklärt mir mit deutlichen und gewöhnlichen Worten, ich hätte ihr nichts zu ſagen, ſie ſtände nicht bei mir in Dienſt, ich hätte ſie nicht engagiert, ſie werde die Schlüſſel behalten, bis ſie gehe!“

„Haſt du die Schlüſſel zum Silberzeug? — Gut. Laß dem übrigen ſeinen Lauf. Dergleichen iſt unvermeidlich, wenn ein Haushalt aufgelöſt wird, in dem zuletzt ſowieſo ſchon ein bißchen lax regiert wurde. Ich will jetzt keinen Lärm machen. Das Weißzeug iſt alt und defekt . . . Übrigens werden wir ja ſehen, was noch da iſt. Haſt du die Verzeichniſſe? Auf dem Tiſche? Gut. Wir werden ja gleich ſehen.“

Und ſie traten in das Schlafzimmer, um ein Weilchen ſtill nebeneinander an dem Bette ſtehenzubleiben, nachdem Frau Antonie das weiße Tuch vom Geſicht der Toten genommen hatte. Die Konſulin war ſchon in dem ſeidenen

Gewand, in welchem sie heute Nachmittag im Saale droben aufgebahrt werden sollte; es war achtundzwanzig Stunden nach ihrem letzten Atemzuge. Mund und Wangen waren, da die künstlichen Zähne fehlten, greisenhaft eingefallen, und das Kinn schob sich schroff und eckig aufwärts. Alle drei bemühten sich schmerzlich, während sie auf diese unerbittlich tief und fest geschlossenen Augenlider blickten, in diesem Antlitz das ihrer Mutter wiederzuerkennen. Aber unter der Haube, die die alte Dame Sonntags getragen, saß wie im Leben das rötlich braune, glattgescheitelte Toupet, über das die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße sich so oft lustig gemacht hatten ... Blumen lagen verstreut auf der Steppdecke.

„Es sind schon die prachtvollsten Kränze gekommen", sagte Frau Permaneder leise. „Von allen Familien ... ach, einfach von aller Welt! Ich habe alles auf den Korridor hinaufschaffen lassen; ihr müßt es euch später ansehen, Gerda und Tom. Es ist traurig schön. Atlasschleifen von dieser Größe ..."

„Wie weit ist es mit dem Saal?" fragte der Senator.

„Bald fertig, Tom. Fast bereit. Tapezierer Jacobs hat sich alle Mühe gegeben. Auch der ..." und sie schluckte einen Augenblick ... „auch der Sarg ist vorhin gekommen. Aber ihr müßt nun ablegen, ihr Lieben", fuhr sie fort und zog behutsam das weiße Tuch an seinen Platz zurück. „Hier ist es kalt, aber im Frühstückszimmer ist ein bißchen geheizt ... Laß dir helfen, Gerda; mit einem so prachtvollen Umhang muß man vorsichtig umgehen ... Darf ich dir einen Kuß geben? Du weißt, ich liebe dich, wenn du mich auch immer verabscheut hast ... Nein, ich verderbe dir

nicht die Frisur, wenn ich dir den Hut abnehme ... Dein schönes Haar! Solches Haar hat Mutter auch in ihrer Jugend gehabt. Sie war ja niemals so herrlich wie du, aber es hat doch eine Zeit gegeben, und ich war schon auf der Welt, wo sie eine wirklich schöne Erscheinung gewesen ist. Und nun ... Ist es nicht wahr, was euer Grobleben immer sagt: Wir müssen alle zu Moder werden —? Ein so einfacher Mann er ist ... Ja, Tom, das sind die hauptsächlichsten Verzeichnisse."

Sie waren ins Nebenzimmer zurückgekehrt und setzten sich an den runden Tisch, während der Senator die Papiere zur Hand nahm, auf welchen die Gegenstände verzeichnet standen, die unter die nächsten Erben verteilt werden sollten ... Frau Permaneder ließ das Gesicht ihres Bruders nicht aus den Augen, sie beobachtete es mit erregtem und gespanntem Ausdruck. Es gab etwas, eine schwere unabwendbare Frage, auf die ihr ganzes Denken ängstlich gerichtet war, und die in der nächsten Stunde zur Sprache kommen mußte ...

„Ich denke," fing der Senator an, „wir halten den üblichen Grundsatz fest, daß Geschenke zurückgehen, so daß also ..."

Seine Frau unterbrach ihn.

„Verzeih, Thomas, mir scheint ... Christian ... wo ist er denn?"

„Ja, mein Gott, Christian!" rief Frau Permaneder. „Wir vergessen ihn ja!"

„Richtig", sagte der Senator und ließ die Papiere sinken. „Wird er denn nicht gerufen?"

Und Frau Permaneder ging zum Glockenzug. Aber in

demſelben Augenblick öffnete ſchon Chriſtian ſelbſt die Tür und trat ein. Er kam ziemlich raſch ins Zimmer, ſchloß die Tür nicht ganz geräuſchlos und blieb mit zuſammengezogenen Brauen ſtehen, indem er ſeine kleinen, runden, tiefliegenden Augen ohne jemanden anzublicken von einer Seite zur anderen wandern ließ und ſeinen Mund unter dem buſchigen, rötlichen Schnurrbart in unruhiger Bewegung öffnete und ſchloß . . . Er ſchien ſich in einer Art trotziger und gereizter Stimmung zu befinden.

„Ich höre, daß ihr da ſeid", ſagte er kurz. „Wenn über die Sachen geſprochen werden ſoll, ſo muß ich doch benachrichtigt werden."

„Wir waren im Begriffe", antwortete der Senator gleichgültig. „Nimm nur Platz."

Dabei aber blieben ſeine Augen auf den weißen Knöpfen haften, mit denen Chriſtians Hemd geſchloſſen war. Er ſelbſt war in tadelloſer Trauerkleidung, und auf ſeinem Hemdeinſatz, welcher, am Kragen von der breiten, ſchwarzen Schleife abgeſchloſſen, blendend weiß aus der Umrahmung des ſchwarzen Tuchrockes hervortrat, ſaßen ſtatt der goldenen, die er zu tragen pflegte, ſchwarze Knöpfe. Chriſtian bemerkte den Blick, denn während er einen Stuhl herbeizog und ſich ſetzte, berührte er mit der Hand ſeine Bruſt und ſagte: „Ich weiß, daß ich weiße Knöpfe trage. Ich bin noch nicht dazu gekommen, mir ſchwarze zu kaufen, oder vielmehr, ich habe es unterlaſſen. Ich habe mir in den letzten Jahren oft fünf Schillinge für Zahnpulver leihen und mit einem Streichholz zu Bette gehen müſſen . . . ich weiß nicht, ob ich ſo ausſchließlich ſchuld daran bin. Übrigens ſind ſchwarze Knöpfe in der Welt ja nicht die Hauptſache.

Ich liebe die Äußerlichkeiten nicht. Ich habe nie Wert darauf gelegt."

Gerda betrachtete ihn, während er sprach und lachte nun leise. Der Senator bemerkte: „Die letzte Behauptung kannst du wohl auf die Dauer nicht vertreten, mein Lieber."

„So? Vielleicht weißt du es besser, Thomas. Ich sage nur dies, daß ich auf solche Sachen kein Gewicht lege. Ich habe zu viel von der Welt gesehen, habe unter zu verschiedenen Menschen mit zu verschiedenen Sitten gelebt, als daß ich . . . Übrigens bin ich ein erwachsener Mensch," sagte er plötzlich laut, „ich bin dreiundvierzig Jahre alt, ich bin mein eigener Herr und darf jedem verwehren, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."

„Mir scheint, du hast etwas auf dem Herzen, mein Freund", sagte der Senator erstaunt. „Was die Knöpfe betrifft, so habe ich ja, wenn mich nicht alles täuscht, noch kein Wort darüber verloren. Regle deine Trauertoilette ganz nach Geschmack; nur glaube nicht, daß du mit deiner billigen Vorurteilslosigkeit Eindruck auf mich machst . . ."

„Ich will gar keinen Eindruck auf dich machen . . ."

„Tom . . . Christian . . ." sagte Frau Permaneder. „Wir wollen doch keinen gereizten Ton anschlagen . . . heute . . . und hier, wo nebenan . . . Fahr' fort, Thomas. Geschenke gehen also zurück? Das ist nicht mehr als billig."

Und Thomas fuhr fort. Er fing mit den größeren Gegenständen an und schrieb sich diejenigen zu, die er für sein Haus gebrauchen konnte: die Kandelaber des Eßsaales, die große geschnitzte Truhe, die auf der Diele stand. Frau Permaneder war mit außerordentlichem Eifer bei der Sache

und hatte, sobald der künftige Besitzer irgendeines Dinges nur ein wenig zweifelhaft war, eine unvergleichliche Art zu sagen: „Nun, ich bin bereit, es zu übernehmen“ . . . mit einer Miene, als verpflichte sie sich mit ihrer Opferwilligkeit die ganze Welt zu Danke. Sie erhielt für sich, ihre Tochter und ihre Enkelin weitaus den größten Teil des Ameublements.

Christian hatte einige Möbelstücke, eine Empire-Stutzuhr und sogar das Harmonium bekommen, und er zeigte sich zufrieden damit. Als aber die Verteilung sich dem Silber- und Weißzeug, sowie dem verschiedenen Speiseservice zuwandte, begann er zu dem Erstaunen aller einen Eifer merken zu lassen, der sich fast wie Habsucht ausnahm.

„Und ich? Und ich?“ fragte er . . . „Ich bitte doch, mich nicht ganz und gar zu vergessen . . .“

Wer vergißt dich denn? Ich habe dir ja . . . sieh doch her, ich habe dir ja schon ein ganzes Teeservice mit silbernem Tablett zugeschrieben. Für das Sonntagsservice mit der Vergoldung haben doch wohl nur wir Verwendung, und . . .“

„Das alltägliche mit Zwiebelmuster bin ich bereit zu übernehmen,“ sagte Frau Permaneder.

„Und ich?!“ rief Christian mit jener Entrüstung, die ihn zuweilen befallen konnte, seine Wangen noch hagerer erscheinen ließ und ihm so seltsam zu Gesichte stand . . . „Ich möchte doch an dem Eßgeschirr beteiligt werden! Wie viele Löffeln und Gabeln bekomme ich denn? Ich sehe, ich bekomme beinahe nichts! . . .“

„Aber Bester, was willst du denn mit den Sachen anfangen! Du wirst ja gar keine Verwendung dafür haben!

Ich begreife nicht . . . Es ist doch besser, solche Dinge bleiben im Familiengebrauch . . .“

„Und wenn es auch nur als Andenken an Mutter wäre“, sagte Christian trotzig.

„Lieber Freund“, erwiderte der Senator ziemlich ungeduldig . . . „ich bin nicht aufgelegt, zu scherzen . . . aber deinen Worten nach zu urteilen, scheint es, als wolltest du dir als Andenken an Mutter eine Suppenterrine auf die Kommode stellen? Ich bitte, doch nicht anzunehmen, daß wir dich übervorteilen wollen. Was du an Effekten weniger erhältst, wird dir natürlich demnächst in anderer Form ersetzt werden. Es ist mit dem Weißzeug ebenso . . .“

„Ich wünsche kein Geld, ich wünsche Wäsche und Eßgeschirr.“

„Aber wozu denn, um alles in der Welt?“

Jetzt aber gab Christian eine Antwort, die bewirkte, daß Gerda Buddenbrook sich ihm eilig zuwandte und ihn mit einem rätselhaften Ausdruck in ihren Augen musterte, der Senator sehr rasch das Pincenez von der Nase nahm und ihm starr ins Gesicht blickte, und Frau Permaneder sogar die Hände faltete. Er sagte nämlich: „Na, mit einem Worte, ich denke, mich über kurz oder lang zu verheiraten.“

Er tat diesen Ausspruch ziemlich leise und schnell, mit einer kurzen Handbewegung, als würfe er seinem Bruder über den Tisch hin etwas zu, worauf er sich zurücklehnte und mit einer mürrischen, gleichsam beleidigten und merkwürdig zerstreuten Miene seine Augen haltlos umherschweifen ließ. Eine längere Pause trat ein. Endlich sagte der Senator: „Man muß gestehen, Christian, diese Pläne

kommen etwas spät ... gesetzt natürlich, daß es reelle und ausführbare Pläne sind, nicht von der Art derer, die du aus Unüberlegtheit früher schon einmal der seligen Mutter vorgelegt hast ..."

„Meine Absichten sind dieselben geblieben," sagte Christian, immer ohne jemanden anzusehen und immer mit dem gleichen Gesichtsausdruck.

„Das ist doch wohl unmöglich. Du hättest Mutters Tod abgewartet, um ..."

„Ich habe diese Rücksicht genommen, ja. Du scheinst der Ansicht zuzuneigen, Thomas, daß du allein alles Takt- und Feingefühl der Welt in Pacht hast ..."

„Ich weiß nicht, was dich zu dieser Redensart berechtigt. Übrigens muß ich den Umfang deiner Rücksichtnahme bewundern. Am Tage nach Mutters Tode machst du Miene, den Ungehorsam gegen sie zu proklamieren" ...

„Weil das Gespräch darauf kam. Und dann ist die Hauptsache die, daß Mutter sich über meinen Schritt nicht mehr alterieren kann. Das kann sie heute so wenig wie in einem Jahre ... Herr Gott, Thomas, Mutter hatte doch nicht unbedingt Recht, sondern nur von ihrem Standpunkt aus, auf den ich Rücksicht genommen habe, solange sie lebte. Sie war eine alte Frau, eine Frau aus einer anderen Zeit, mit einer anderen Anschauungsweise ..."

„Nun, so bemerke ich dir, daß diese Anschauungsweise in dem Punkte, der hier in Frage kommt, durchaus auch die meine ist."

„Darum kann ich mich nicht kümmern."

„Du wirst dich darum kümmern, mein Freund."

Christian sah ihn an.

„Nein —!“ rief er. „Ich kann es nicht! Wenn ich dir ſage, das ich es nicht kann?! ... Ich muß wiſſen, was ich zu tun habe. Ich bin ein erwachſener Menſch ...“

„Ach, das mit dem ‚erwachſenen Menſchen‘ iſt etwas ſehr Äußerliches bei dir! Du weißt durchaus nicht, was du zu tun haſt ...“

„Doch! ... Ich handle erſtens als Ehrenmann ... Du bedenkſt ja nicht, wie die Sache liegt, Thomas! Hier ſitzen Tony und Gerda ... wir können nicht ausführlich darüber reden. Aber ich habe dir doch geſagt, daß ich Verpflichtungen habe! Das letzte Kind, die kleine Giſela ...“

„Ich weiß von keiner kleinen Giſela und will von keiner wiſſen! Ich bin überzeugt, daß man dich belügt. Jedenfalls aber haſt du einer Perſon gegenüber, wie der, die du im Sinne haſt, keine andere Verpflichtung als die geſetzliche, die du wie bisher weiter erfüllen magſt ...“

„Perſon, Thomas? Perſon? Du täuſchſt dich über ſie! Aline ...“

„Schweig!“ rief Senator Buddenbrook mit Donnerſtimme. Die beiden Brüder ſtarrten einander jetzt über den Tiſch hinweg ins Geſicht, Thomas blaß und zitternd vor Zorn, Chriſtian, indem er ſeine kleinen, runden, tiefliegenden Augen, deren Lider ſich plötzlich entzündet hatten, gewaltſam aufriß und auch ſeinen Mund in Entrüſtung geöffnet hielt, ſo daß ſeine hageren Wangen ganz ausgehöhlt erſchienen. Ein Stückchen unter den Augen zeigten ſich ein paar rote Flecken ... Gerda blickte mit ziemlich ſpöttiſcher Miene von einem zum anderen, und Tony rang die Hände und ſagte flehend: „Aber Tom ... Aber Chriſtian ... Und Mutter liegt nebenan!“

„Du bist so sehr jeden Schamgefühles bar", fuhr der Senator fort, „daß du es über dich gewinnst . . . nein, daß es dich gar keine Überwindung kostet, an dieser Stelle und unter diesen Umständen diesen Namen zu nennen! Dein Mangel an Takt ist abnorm, er ist krankhaft . . ."

„Ich begreife nicht, warum ich Alines Namen nicht nennen soll!" Christian war so außerordentlich erregt, daß Gerda ihn mit wachsender Aufmerksamkeit betrachtete. „Ich nenne ihn gerade, wie du hörst, Thomas, ich gedenke, sie zu heiraten, — denn ich sehne mich nach einem Heim, nach Ruhe und Frieden, — und ich verbitte mir, hörst du, das ist das Wort, das ich gebrauche, ich verbitte mir jede Einmischung von deiner Seite! Ich bin frei, ich bin mein eigener Herr . . ."

„Ein Narr bist du! Der Tag der Testamentseröffnung wird dich lehren, wie weit du dein eigener Herr bist! Es ist dafür gesorgt, verstehst du mich, daß du nicht Mutters Erbe verlotterst, wie du bereits dreißigtausend Kurantmark im voraus verlottert hast. Ich werde den Rest deines Vermögens verwalten, und du wirst nie mehr als ein Monatsgeld in die Hände bekommen, das schwöre ich dir . . ."

„Nun, du selbst wirst wohl am besten wissen, wer Mutter zu dieser Maßregel veranlaßt hat. Aber wundern muß ich mich doch, daß Mutter mit dem Amte nicht jemanden betraut hat, der mir näher steht und mir brüderlicher zugetan ist als du . . ." Christian war nun ganz und gar außer sich; er fing an, Dinge zu sagen, wie er sie noch niemals hatte laut werden lassen. Er hatte sich über den Tisch gebeugt, pochte unaufhörlich mit der Spitze des

gekrümmten Zeigefingers auf die Platte und ſtarrte mit geſträubtem Schnurrbart und geröteten Augen zu ſeinem Bruder empor, der ſeinerſeits aufrecht, bleich und mit halb geſenkten Lidern auf ihn hinabblickte.

„Dein Herz iſt ſo voll von Kälte und Übelwollen und Mißachtung gegen mich", fuhr Chriſtian fort, und ſeine Stimme war zugleich hohl und krächzend ... „Solange ich denken kann, haſt du eine ſolche Kälte auf mich ausſtrömen laſſen, daß mich in deiner Gegenwart beſtändig gefroren hat ... ja, das mag ein ſonderbarer Ausdruck ſein, aber wenn ich es doch ſo empfinde? ... Du weiſeſt mich ab ... Du weiſeſt mich ab, wenn du mich nur anſiehſt, und auch das tuſt du beinahe nie. Und was gibt dir das Recht dazu? Du biſt doch auch ein Menſch und haſt deine Schwächen! Du biſt unſeren Eltern immer der beſſere Sohn geweſen, aber wenn du ihnen wirklich ſo viel näher ſtehſt als ich, ſo ſollteſt du dir doch auch ein wenig von ihrer chriſtlichen Denkungsart aneignen, und wenn dir ſchon alle geſchwiſterliche Liebe fremd iſt, ſo ſollte man doch eine Spur von chriſtlicher Liebe von dir erwarten dürfen. Aber du biſt ſo lieblos, daß du mich nicht einmal beſucht ... nicht ein einziges Mal im Krankenhauſe beſucht haſt, als ich in Hamburg mit Gelenkrheumatismus daniederlag ..."

„Ich habe Ernſteres zu bedenken als deine Krankheiten. Übrigens iſt meine eigene Geſundheit ..."

„Nein, Thomas, deine Geſundheit iſt prächtig! Du ſäßeſt hier nicht als der, der du biſt, wenn ſie nicht im Verhältnis zu meiner ganz ausgezeichnet wäre ..."

„Ich bin vielleicht kränker als du."

„Du wärest . . . Nein, das ist stark! Tony! Gerda! Er sagt, er sei kränker als ich! Was! Hast du vielleicht in Hamburg mit Gelenkrheumatismus auf dem Tode gelegen?! Hast du nach jeder kleinsten Unregelmäßigkeit eine Qual in deinem Körper auszuhalten, die ganz unbeschreiblich ist?! Sind vielleicht an deiner linken Seite alle Nerven zu kurz?! Autoritäten haben mich versichert, daß es bei mir der Fall ist! Passieren dir vielleicht solche Dinge, daß, wenn du in der Dämmerung in dein Zimmer kommst, du auf deinem Sofa einen Mann sitzen siehst, der dir zunickt und dabei überhaupt gar nicht vorhanden ist?! . . .

„Christian!" stieß Frau Permaneder entsetzt hervor. „Was sprichst du! . . . Mein Gott, worüber streitet ihr euch eigentlich? Ihr tut, als sei es eine Ehre, der Kränkere zu sein! Wenn es darauf ankäme, so hätten leider Gerda und ich auch noch ein Wörtchen mitzureden! . . . Und Mutter liegt nebenan . . .!"

„Und du begreifst nicht, Mensch," rief Thomas Buddenbrook leidenschaftlich, „daß alle diese Widrigkeiten Folgen und Ausgeburten deiner Laster sind, deines Nichtstuns, deiner Selbstbeobachtung?! Arbeite! Höre auf, deine Zustände zu hegen und zu pflegen und darüber zu reden! . . . Wenn du verrückt wirst — und ich sage dir ausdrücklich, daß das nicht unmöglich ist — ich werde nicht imstande sein, eine Träne darüber zu vergießen, denn es wird deine Schuld sein, deine allein . . ."

„Nein, du wirst auch keine Träne vergießen, wenn ich sterbe."

„Du stirbst ja nicht", sagte der Senator verächtlich.

„Ich sterbe nicht? Gut, ich sterbe also nicht! Wir werden ja sehen, wer von uns beiden früher stirbt! . . . Arbeite! Wenn ich aber nicht kann? Wenn ich es nun aber auf die Dauer nicht kann, Herr Gott im Himmel?! Ich kann nicht lange Zeit dasselbe tun, ich werde elend davon! Wenn du es gekonnt hast und kannst, so freue dich doch, aber sitze nicht zu Gericht, denn ein Verdienst ist nicht dabei . . . Gott gibt dem einen Kraft und dem anderen nicht . . . Aber so bist du, Thomas," fuhr er fort, indem er sich mit immer verzerrterem Gesicht über den Tisch beugte und immer heftiger auf die Platte pochte . . . „Du bist selbstgerecht . . . ach, warte nur, das ist es nicht, was ich sagen wollte und was ich gegen dich vorzubringen habe . . . Aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, und das, was ich werde sagen können, ist nur der tausendste . . . ach, es ist nur der millionste Teil von dem, was ich gegen dich auf dem Herzen habe! Du hast dir einen Platz im Leben erobert, eine geehrte Stellung, und da stehst du nun und weisest kalt und mit Bewußtsein alles zurück, was dich einen Augenblick beirren und dein Gleichgewicht stören könnte, denn das Gleichgewicht, das ist dir das Wichtigste. Aber es ist nicht das Wichtigste, Thomas, es ist vor Gott nicht die Hauptsache! Du bist ein Egoist, ja, das bist du! Ich liebe dich noch, wenn du schiltst und auftrittst und einen niederdonnerst. Aber am schlimmsten ist dein Schweigen, am schlimmsten ist es, wenn du auf etwas, was man gesagt hat, plötzlich verstummst und dich zurückziehst und jede Verantwortung ablehnst, vornehm und intakt, und den anderen hilflos seiner Beschämung überläßt . . . Du bist so ohne Mitleid und Liebe und Demut . . . „Ach!" rief er plötzlich, indem er beide Hände hinter

seinen Kopf bewegte und sie dann weit vorwärts stieß, als wehrte er die ganze Welt von sich ab ... „Wie satt ich das alles habe, dies Taktgefühl und Feingefühl und Gleichgewicht, diese Haltung und Würde ... wie sterbenssatt! ...“ Und dieser letzte Ruf war in einem solchen Grade echt, er kam so sehr von Herzen und brach mit einem solchen Nachdruck von Widerwillen und Überdruß hervor, daß er tatsächlich etwas Niederschmetterndes hatte, ja, daß Thomas ein wenig zusammensank und eine Weile wortlos und mit müder Miene vor sich nieder blickte.

„Ich bin geworden wie ich bin,“ sagte er endlich, und seine Stimme klang bewegt, „weil ich nicht werden wollte wie du. Wenn ich dich innerlich gemieden habe, so geschah es, weil ich mich vor dir hüten muß, weil dein Sein und Wesen eine Gefahr für mich ist ... ich spreche die Wahrheit.“

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann in kürzerem und befestigtem Tone fort: „Übrigens haben wir uns weit von unserem Gegenstande entfernt. Du hast mir eine Rede über meinen Charakter gehalten ... eine etwas verworrene Rede, die vielleicht einen Kern von Wahrheit enthielt. Aber es handelt sich jetzt nicht um mich, sondern um dich. Du trägst dich mit Heiratsgedanken, und ich möchte dich möglichst gründlich davon überzeugen, daß die Ausführung in der Weise, wie du sie planst, unmöglich ist. Erstens werden die Zinsen, die ich dir werde auszahlen können, von keiner sehr ermutigenden Höhe sein ...“

„Aline hat manches zurückgelegt.“

Der Senator schluckte hinunter und bezwang sich.

„Hm ... zurückgelegt. Du gedenkst also Mutters Erbe mit den Ersparnissen dieser Dame zu vermischen ...“

„Ja. Ich ſehne mich nach einem Heim und nach jemandem, der Mitleid mit mir hat, wenn ich krank bin. Übrigens paſſen wir ganz gut zuſammen. Wir ſind beide ein bißchen verfahren . . .“

„Du gedenkſt ferner, die vorhandenen Kinder zu adoptieren, beziehungsweiſe zu . . . legitimieren?“

„Jawohl.“

„So daß alſo dein Vermögen nach deinem Tode an jene Leute überginge?“ — Als der Senator dies ſagte, legte Frau Permaneder ihre Hand auf ſeinen Arm und flüſterte beſchwörend: „Thomas! . . . Mutter liegt nebenan! . . .“

„Ja,“ antwortete Chriſtian, „das gehört ſich doch ſo.“

„Nun, du wirſt das alles *nicht* tun!“ rief der Senator und ſprang auf. Auch Chriſtian erhob ſich, trat hinter ſeinen Stuhl, erfaßte ihn mit einer Hand, drückte das Kinn auf die Bruſt und ſah ſeinen Bruder halb ſcheu und halb entrüſtet an.

„Du wirſt es nicht tun . . .“ wiederholte Thomas Buddenbrook beinahe ſinnlos vor Zorn, blaß, bebend und mit zuckenden Bewegungen. „Solange ich über der Erde bin, geſchieht dies nicht . . . ich ſchwöre es dir! . . . Hüte dich . . . nimm dich in acht . . .! Es iſt genug Geld durch Unglück, Torheit und Niedertracht verloren gegangen, als daß du dich unterſtehen dürfteſt, ein Viertel von Mutters Vermögen dieſem Frauenzimmer und ihren Baſtarden in den Schoß zu werfen! . . . Und das, nachdem ſchon ein anderes Viertel von Tiburtius erſchlichen worden! . . . Du haſt der Familie genug der Blame zugefügt, Menſch, als daß es noch nötig wäre, uns mit einer Courtiſane zu verſchwägern und ihren Kindern unſeren Namen zu geben. Ich verbiete es

dir, hörst du? ich verbiete es dir!" rief er mit einer Stimme, daß das Zimmer erdröhnte und Frau Permaneder sich weinend in einen Winkel des Sofas drückte. „Und wage es nicht, gegen dies Verbot zu handeln, das rate ich dir! Ich habe dich bis jetzt bloß verachtet, ich habe über dich hinweggesehen . . . aber forderst du mich heraus, läßt du es zum äußersten kommen, so werden wir sehen, wer den kürzeren zieht! Ich sage dir, hüte dich! Ich kenne keine Rücksicht mehr! Ich lasse dich für kindisch erklären, ich lasse dich einsperren, ich mache dich zunichte! Zunichte! Verstehst du mich?! . . .

„Und ich sage dir . . ." fing Christian an . . . Und nun ging das Ganze in einen Wortstreit über, einen abgerissenen, nichtigen, beklagenswerten Wortstreit ohne ein eigentliches Thema, ohne einen anderen Zweck, als den, zu beleidigen, einander mit Worten bis aufs Blut zu verwunden. Christian kam auf den Charakter seines Bruders zurück und suchte aus alter Vergangenheit einzelne Züge, peinliche Anekdoten hervor, die Thomas' Egoismus belegen sollten, und die Christian nicht hatte vergessen können, sondern mit sich umhergetragen und mit Bitterkeit durchtränkt hatte. Und der Senator antwortete ihm in übertriebenen Worten der Verachtung und der Drohung, die er zehn Minuten später bereute. Gerda hatte das Haupt leicht in die Hand gestützt und beobachtete die beiden mit verschleierten Augen und einem nicht bestimmbaren Gesichtsausdruck. Frau Permaneder wiederholte beständig in Verzweiflung: „Und Mutter liegt nebenan . . . Und Mutter liegt nebenan . . ."

Christian, der sich schon während der letzten Repliken im Zimmer hin und her bewegt hatte, räumte endlich den Kampfplatz.

„Es ist gut! Wir werden ja sehen!“ rief er, und mit verwildertem Schnurrbart und roten Augen, den Rock offen, das Taschentuch in der herabhängenden Hand, hitzig und exaltiert, ging er zur Tür und ließ sie hinter sich ins Schloß fallen.

In der plötzlichen Stille stand der Senator noch einen Augenblick aufrecht und sah dorthin, wo sein Bruder verschwunden war. Dann setzte er sich schweigend, nahm mit kurzen Bewegungen die Papiere wieder zur Hand und erledigte mit trockenen Worten, was noch zu erledigen war, worauf er sich zurücklehnte, die Spitzen seines Bartes durch die Finger gleiten ließ und in Gedanken versank.

Frau Permaneders Herz pochte so voller Angst! Die Frage, die große Frage war nun nicht länger hinauszuschieben; sie mußte zur Sprache kommen, er mußte sie beantworten ... aber ach, war er jetzt in der Stimmung, Pietät und Milde walten zu lassen?

„Und ... Tom —“, fing sie an, indem sie zuerst in ihren Schoß blickte und dann einen zagen Versuch machte, in seiner Miene zu lesen ... „Die Möbel ... Du hast natürlich schon alles in Erwägung gezogen ... Die Sachen, die uns gehören, ich meine Erika, der Kleinen und mir ... sie bleiben hier ... mit uns ... kurz ... das Haus, wie ist es damit?“ fragte sie und rang heimlich die Hände.

Der Senator antwortete nicht sogleich, sondern fuhr eine Weile fort, den Schnurrbart zu drehen und mit trüber Nachdenklichkeit in sich hineinzublicken. Dann atmetete er auf und richtete sich empor.

„Das Haus?“ sagte er ... „Es gehört natürlich uns allen, dir, Christian und mir ... und komischerweise auch dem

Pastor Tiburtius, denn der Anteil gehört zu Klaras Erbe. Ich allein habe nichts darüber zu entscheiden, sondern bedarf eurer Zustimmung. Aber das Gegebene ist selbstverständlich so bald als möglich zu verkaufen", schloß er achselzuckend. Dennoch ging etwas dabei über sein Gesicht, als erschräke er über seine eigenen Worte.

Frau Permaneders Kopf sank tief herab; ihre Hände hörten auf, einander zu pressen, und erschlafften plötzlich in allen Gliedern.

„Unserer Zustimmung!" wiederholte sie nach einer Pause, traurig und sogar mit einiger Bitterkeit. „Lieber Gott, du weißt gut, Tom, daß du tun wirst, was du für richtig hältst, und daß wir anderen dir unsere Zustimmung nicht lange versagen können! . . . Aber wenn wir ein Wort einlegen . . . dich bitten dürfen," fuhr sie beinahe tonlos fort, und ihre Oberlippe begann zu beben . . . „Das Haus! Mutters Haus! Unser Elternhaus! In dem wir so glücklich gewesen sind! Wir sollen es verkaufen . . .!"

Der Senator zuckte wieder die Achseln.

„Du wirst mir glauben, Kind, daß alles, was du mir vorhalten kannst, mich ohnehin so sehr bewegt wie dich . . . Aber Gegengründe sind das nicht, sondern Sentiments. Was zu tun ist, steht fest. Da haben wir dies große Grundstück . . . was sollen wir jetzt damit beginnen? Seit langen Jahren, schon seit Vaters Tode, verfällt das ganze Rückgebäude. Im Billardsaal lebt eine freie Katzenfamilie, und tritt man näher, so läuft man Gefahr, durch den Fußboden zu brechen . . . Ja, hätte ich nicht mein Haus in der Fischergrube! Aber ich habe es, und wohin damit? Soll ich vielleicht lieber das verkaufen? Urteile doch selbst . . . an wen?

Ich würde ungefähr die Hälfte des Geldes verlieren, das ich hineingesteckt. Ach Tony, wir haben Grundstücke genug, wir haben viel zu viel davon! Die Speicher und zwei große Häuser! Der Wert der Grundstücke steht ja kaum noch in einem Verhältnis zu dem beweglichen Kapital! Nein, verkaufen, verkaufen! . . ."

Aber Frau Permaneder hörte nicht. Niedergebeugt und in sich gekehrt saß sie da und blickte mit feuchten Augen ins Leere.

„Unser Haus!" murmelte sie . . . „Ich weiß noch, wie wir es einweihten . . . Wir waren nicht größer als so damals. Die ganze Familie war da. Und Onkel Hoffstede trug ein Gedicht vor . . . Es liegt in der Mappe . . . Ich weiß es auswendig . . . Venus Anadyomene . . . Das Landschaftszimmer! Der Eßsaal! Fremde Leute . . .!"

„Ja, Tony, so werden damals die auch gedacht haben, die das Haus verlassen mußten, als Großvater es kaufte. Sie hatten ihr Geld verloren und mußten davonziehen und sind gestorben und verdorben. Alles hat seine Zeit. Freuen wir uns und danken wir Gott, das es mit uns noch nicht so weit ist, wie es damals mit Ratenkamps war, und daß wir noch unter günstigeren Umständen von hier Abschied nehmen als sie . . ."

Schluchzen, ein langsames, schmerzliches Aufschluchzen unterbrach ihn. Frau Permaneders Hingebung an ihren Kummer war so groß, daß sie nicht einmal daran dachte, die Tränen zu trocknen die über ihre Wangen rannen. Sie saß vornüber gebeugt und zusammengesunken, und ein warmer Tropfen fiel auf ihre matt im Schoße ruhenden Hände hinab, ohne daß sie dessen achtete.

„Tom", sagte sie und gewann ihrer Stimme, die die Tränen zu ersticken drohten, eine leise, rührende Festigkeit ab. „Du weißt nicht, wie mir zumute ist in dieser Stunde, du weißt es nicht. Es ist deiner Schwester nicht gut ergangen im Leben, es hat ihr übel mitgespielt. Alles ist auf mich herabgekommen, was sich nur ausdenken ließ . . . ich weiß nicht, womit ich es verdient habe. Aber ich habe alles hingenommen, ohne zu verzagen, Tom, das mit Grünlich und das mit Permaneder und das mit Weinschenk. Denn immer, wenn Gott mein Leben wieder in Stücke gehen ließ, so war ich doch nicht ganz verloren. Ich wußte einen Ort, einen sicheren Hafen, sozusagen, wo ich zu Hause und geborgen war, wohin ich mich flüchten konnte, vor allem Ungemach des Lebens . . . Auch jetzt noch, als doch alles zu Ende war, und als sie Weinschenk ins Gefängnis fuhren . . . ‚Mutter', sagte ich, ‚dürfen wir zu dir ziehen?' ‚Ja, Kinder, kommt' . . . Als wir klein waren und ‚Kriegen' spielten, Tom, da gab es immer ein ‚Mal', ein abgegrenztes Fleckchen, wohin man laufen konnte, wenn man in Not und Bedrängnis war, und wo man nicht abgeschlagen werden durfte, sondern in Frieden ausruhen konnte. Mutters Haus, dies Haus hier war mein ‚Mal' im Leben, Tom . . . Und nun . . . und nun . . . verkaufen . . ."

Sie lehnte sich zurück, verbarg ihr Gesicht im Schnupftuch und weinte bitterlich.

Er zog eine ihrer Hände herunter und nahm sie in die seinen.

„Ich weiß es ja, liebe Tony, ich weiß es ja alles! Aber wollen wir nun nicht ein wenig vernünftig sein? Die gute Mutter ist dahin . . . wir rufen sie nicht zurück. Was nun?

Es ist unsinnig geworden, dies Haus als totes Kapital zu behalten ... ich muß das wissen, nicht wahr. Sollen wir eine Mietskaserne daraus machen? ... Der Gedanke ist dir schwer, daß fremde Leute hier wohnen sollen; aber da ist es doch besser, du siehst es nicht mit an, sondern nimmst dir und den Deinen ein kleines, hübsches Haus oder eine Etage irgendwo vorm Tore zum Beispiel ... Oder wäre es dir lieber, hier mit einer Anzahl von Mietsparteien zusammen zu hausen? ... Und deine Familie hast du doch immer noch, Gerda und mich und Buddenbrooks in der Breitenstraße und Krögers und auch Mademoiselle Weichbrodt ... ohne von Klothilde zu reden, von der ich nicht weiß, ob ihr der Umgang mit uns genehm ist; seit sie Klosterdame geworden, ist sie ein wenig exklusiv ..."

Sie stieß einen Seufzer aus, der halb ein Lachen war, wandte sich ab und drückte das Taschentuch fester gegen die Augen, schmollend wie ein Kind, das man mit einem Spaß seinem Leide abwendig zu machen sucht. Dann aber enthüllte sie mit Entschlossenheit ihr Gesicht und setzte sich zurecht, indem sie, wie immer, wenn es galt, Charakter und Würde zu zeigen, den Kopf zurücklegte und dennoch versuchte, das Kinn auf die Brust zu drücken.

„Ja, Tom," sagte sie, und ihre verweinten Augen zwinkerten mit ernstem und gefaßtem Ausdruck zum Fenster hinüber, „ich will auch verständig sein ... ich bin es schon. Du mußt verzeihen ... und du auch, Gerda ... daß ich geweint habe. Das kann einem ankommen ... es ist eine Schwäche. Aber es ist nur äußerlich, glaubt mir. Ihr wißt sehr wohl, daß ich im Grunde eine vom Leben gestählte Frau bin ... Ja, Tom, das mit dem toten Kapital leuchtet

mir ein, so viel Verstand habe ich. Ich kann nur wiederholen, daß du tun mußt, was du für richtig hältst. Du mußt für uns denken und handeln, denn Gerda und ich sind Weiber, und Christian ... nun, Gott sei mit ihm! ... Wir können dir nicht Widerpart halten, denn was wir vorbringen können, sind keine Gegengründe, sondern Sentiments, das liegt auf der Hand. An wen wirst du es wohl verkaufen, Tom? Meinst du, daß es bald vonstatten gehen wird?"

„Ja, Kind, wenn ich das wüßte ... Immerhin ... ich habe schon heute morgen ein paar Worte mit Gosch, dem alten Makler Gosch, gewechselt; er schien nicht abgeneigt, die Sache in die Hand zu nehmen ..."

„Das wäre gut, ja, das wäre sehr gut. Sigismund Gosch hat natürlich seine Schwächen ... Das mit seinen Übersetzungen aus dem Spanischen, wovon man erzählt — ich kann nicht wissen, wie der Dichter heißt — ist etwas sonderbar, das mußt du zugeben, Tom. Aber er war schon ein Freund vom Vater und ist ein grundehrlicher Mann. Und dann hat er Herz, dafür ist er bekannt. Er wird begreifen, daß es sich hier nicht um irgendeinen Kauf handelt, um irgendein beliebiges Haus ... Was denkst du, Tom, was wirst du verlangen? Hunderttausend Kurantmark sind doch das wenigste, wie? ..."

„Hunderttausend Kurantmark sind doch das wenigste, Tom!" sagte sie noch, die Tür in der Hand, als ihr Bruder und seine Frau schon die Treppe hinunterstiegen. Dann, allein geblieben, stand sie inmitten des Zimmers still, und die hinabhängenden Hände vor sich gefaltet, derart, daß die Flächen nach unten gewandt waren, blickte sie mit großen,

ratloſen Augen rund um ſich her. Ihr mit einem Häubchen aus ſchwarzen Spitzen geſchmückter Kopf, den ſie unaufhörlich leiſe ſchüttelte, ſank, von Gedanken beſchwert, langſam tiefer und tiefer auf eine Schulter hinab.

Drittes Kapitel

Der kleine Johann war gehalten, ſich von der ſterblichen Hülle ſeiner Großmutter zu verabſchieden; ſein Vater ordnete dies an, und er ließ keinen Laut des Widerſpruches vernehmen, obgleich er ſich fürchtete. Am Tage nach dem ſchweren Todeskampfe der Konſulin hatte der Senator, bei Tiſche und, wie es ſchien, gefliſſentlich in Gegenwart ſeines Sohnes, gegen ſeine Gattin mit ein paar harten Worten das Betragen Onkel Chriſtians verurteilt, der, als es der Kranken am ſchlimmſten ging, davongeſchlichen und zu Bette gegangen war. „Das ſind die Nerven, Thomas", hatte Gerda geantwortet; aber mit einem Blick auf Hanno, der dem Kinde keineswegs entgangen war, hatte er ihr in faſt ſtrengem Tone zurückgegeben, daß hier kein Wort der Entſchuldigung am Platze ſei. Die ſelige Mutter habe ſo ſehr gelitten, daß man ſich hätte ſchämen müſſen, allzu ſchmerzlos dabei zu ſitzen, und ſich nicht feige dem bißchen Leiden entziehen, das der Anblick ihrer Kämpfe in einem hervorgerufen hätte. Hieraus hatte Hanno geſchloſſen, daß er es nicht wagen dürfe, gegen den Beſuch am offenen Sarge etwas einzuwenden.

Wie beim weihnachtlichen Einzuge war ihm der große Raum entfremdet, als er ihn am Tage vorm Begräbniſſe zwiſchen Vater und Mutter von der Säulenhalle aus be-

trat. Geradeaus, weiß leuchtend gegen das dunkle Grün großer Topfgewächse, die, mit hohen, silbernen Armleuchtern abwechselnd, einen Halbkreis bildeten, stand auf schwarzem Postamente die Kopie von Thorwaldsens Segnendem Christus, die draußen auf dem Korridor ihren Platz gehabt hatte. Überall an den Wänden bewegte sich im Luftzuge schwarzer Flor und verhüllte das Himmelblau der Tapete sowohl wie das Lächeln der weißen Götterstatuen, die zugeschaut hatten, wenn man in diesem Saale wohlgemut tafelte. Und umgeben von seinen ganz in Schwarz gekleideten Anverwandten, den breiten Trauerflor um den Ärmel seines Matrosenanzuges, den Sinn umnebelt von den Düften, welche den Mengen von Blumengebinden und Kränzen entströmten, und mit denen sich, ganz leise und nur bei diesem oder jenem Atemzug bemerkbar, ein anderer, fremder und doch auf seltsame Art vertrauter Duft vermengte, stand der kleine Johann zur Seite der Bahre und blickte auf die regungslose Gestalt, die vor ihm zwischen weißem Atlas streng und feierlich ausgestreckt lag . . .

Dies war nicht Großmama. Es war ihre Gesellschaftshaube mit den weißseidenen Bändern und ihr rotbrauner Scheitel darunter. Aber diese spitze Nase, diese nach innen gezogenen Lippen, dieses hervorgeschobene Kinn, diese gelben, durchsichtigen, gefalteten Hände, denen man Kälte und Steifheit ansah, gehörten nicht ihr. Dies war eine fremde, wächserne Puppe, die in dieser Weise aufzubauen und zu feiern, etwas Grauenhaftes hatte. Und er blickte zum Landschaftszimmer hinüber, als müßte dort im nächsten Augenblick die wirkliche Großmama erscheinen . . . Aber sie kam nicht. Sie war tot. Der Tod hatte sie für immer mit dieser wäch-

fernen Figur vertauſcht, die ihre Lider und Lippen ſo unerbittlich, ſo unnahbar feſt geſchloſſen hielt . . .

Er ſtand, auf dem linken Beine ruhend, das rechte Knie ſo gebogen, daß der Fuß leicht auf der Spitze balancierte, und hielt mit einer Hand den Schifferknoten auf ſeiner Bruſt umfaßt, während die andere ſchlaff hinabhing. Sein Kopf mit dem lockig in die Schläfen fallenden hellbraunen Haar war zur Seite geneigt, und unter zuſammengezogenen Brauen blickten ſeine goldbraunen, von bläulichen Schatten umlagerten Augen blinzelnd, mit einem abgeſtoßenen und grübleriſchen Ausdruck in das Antlitz der Leiche. Er atmete langſam und zögernd, denn bei jedem Atemzuge erwartete er den Duft, jenen fremden und doch ſo ſeltſam vertrauten Duft, den die Wolken von Blumengerüchen nicht immer zu übertäuben vermochten. Und wenn er kam, wenn er ihn verſpürte, ſo zogen ſich ſeine Brauen feſter zuſammen, und ſeine Lippen gerieten einen Augenblick in zitternde Bewegung . . . Schließlich ſeufzte er; aber es klang ſo ſehr wie ein tränenloſes Schluchzen, daß Frau Permaneder ſich zu ihm niederbeugte, ihn küßte und ihn fortführte.

Und nachdem der Senator und ſeine Frau, zuſammen mit Frau Permaneder und Erika Weinſchenk, während langer Stunden im Landſchaftszimmer die Kondolationen der Stadt entgegengenommen hatten, ward Eliſabeth Buddenbrook, geborene Kröger, zur Erde beſtattet. Auswärtige Verwandte waren aus Frankfurt und Hamburg dazu eingetroffen und hatten zum letzten Male gaſtliche Aufnahme im Mengſtraßenhauſe gefunden. Und die Menge der Leidtragenden füllte Saal und Landſchaftszimmer, Säulenhalle und Korridor, als bei brennenden Kerzen, in aufrechter Majeſtät zu Häupten

des Sarges, das rasierte Antlitz, dessen Ausdruck zwischen düsterem Fanatismus und milder Verklärung wechselte, über der breiten, gefalteten Halskrause gegen Himmel gewandt und die Hände dicht unterm Kinn gefaltet, Pastor Pringsheim von St. Marien die Trauerrede hielt.

Er lobpries in schwellenden und verhallenden Lauten die Eigenschaften der Dahingeschiedenen, ihre Vornehmheit und Demut, ihre Heiterkeit und Frömmigkeit, ihre Wohltätigkeit und Milde. Er erwähnte des „Jerusalemsabends" und der „Sonntagsschule", er ließ das ganze lange, reiche und glückselige Erdenleben der Verewigten noch einmal im Glanz seiner Dialektik erstrahlen . . . und da das Wort „Ende" ein Beiwort haben muß, so sprach er zuletzt von ihrem sanften Ende.

Frau Permaneder wußte wohl, was sie in dieser Stunde sich selbst und der ganzen Versammlung an Würde und repräsentativer Haltung schuldete. Sie hatte, zusammen mit ihrer Tochter Erika und ihrer Enkelin Elisabeth, die sichtbarsten Ehrenplätze dicht beim Pastor, neben dem Kopfende des mit Kränzen bedeckten Sarges, in Besitz genommen, während Thomas, Gerda, Christian, Klothilde und der kleine Johann, sowie der alte Konsul Kröger, der auf einem Stuhle saß, gleich den Verwandten zweiten Grades es sich gefallen ließen, der Feier an minder ausgezeichneten Plätzen beizuwohnen. Hochaufgerichtet, mit ein wenig emporgezogenen Schultern, das schwarzgeränderte Batisttuch zwischen den zusammengelegten Händen, stand sie da, und ihr Stolz über die erste Rolle, die ihr bei dieser Feierlichkeit zufiel, war so groß, daß er manchmal den Schmerz vollständig zurückdrängte und in Vergessenheit geraten ließ. Ihre Augen,

die sie in dem Bewußtsein, den beobachtenden Blicken der ganzen Stadt ausgesetzt zu sein, meistens gesenkt hielt, konnten es sich hie und da nicht versagen, über die Menge hinzuschweifen, in der sie auch Julchen Möllendorpf, geborene Hagenström, und ihren Gatten gewahrte ... Ja, sie hatten alle kommen müssen, die Möllendorpfs, Kistenmakers, Langhals und Oeverdiecks! Bevor Tony Buddenbrook ihr Elternhaus räumte, hatten sie sich noch einmal hier zusammenscharen müssen, um ihr, trotz Grünlich, trotz Permaneder und trotz Hugo Weinschenk, ihre mittrauernde Ehrerbietung zu erweisen ...!

Und Pastor Pringsheim bohrte mit seiner Trauerrede in der Wunde herum, die der Tod geschlagen hatte, er führte mit Berechnung einem jeden vor Augen, was er verloren, er verstand es, Tränen auch dort hervorzupressen, wo von selbst keine geflossen wären, und dafür waren die Gerührten ihm dankbar. Als er den „Jerusalemsabend" zur Sprache brachte, begannen alle alten Freundinnen der Verstorbenen zu schluchzen, mit Ausnahme von Madame Kethelsen, die nichts vernahm und mit der verschlossenen Miene der Tauben geradeaus blickte, und der Schwestern Gerhardt, der Nachkommen Paul Gerhardts, die Hand in Hand mit klaren Augen in einem Winkel standen; denn sie waren fröhlich über den Tod ihrer Freundin, und beneideten sie nur deshalb nicht, weil Neid und Mißgunst ihren Herzen fremd war.

Was Mademoiselle Weichbrodt betraf, so putzte sie unaufhörlich ihre Nase mit einem kurzen und energischen Akzent. Aber die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße weinten nicht; dies war nicht ihre Gewohnheit. Ihre Mienen, weniger spitz immerhin als gewöhnlich, drückten eine milde

Genugtuung über die unparteiische Gerechtigkeit des Todes aus . . .

Dann, als Pastor Pringsheims letztes Amen verklungen, kamen mit ihren schwarzen Dreispitzen, leise und dennoch so schnell, daß die schwarzen Mäntel hinter ihnen sich bauschten, die vier Träger herein und legten Hand an den Sarg. Es waren vier Lakaiengesichter, die jedermann kannte, Lohndiener, die bei jedem Diner in den ersten Kreisen die schweren Schüsseln reichten und auf den Korridoren Möllendorpschen Rotwein aus den Karaffen tranken. Aber auch bei jedem Begräbnis erster und zweiter Klasse waren sie unentbehrlich, und ihre Gewandtheit bei dieser Arbeit war groß. Sie wußten wohl, daß dieser Augenblick, da der Sarg, aus der Mitte der Verbliebenen heraus, von Fremden ergriffen und für immer davongeschleppt wird, durch Takt und Behendigkeit überwunden werden muß. Mit zwei oder drei hurtigen, geräuschlosen und kräftigen Bewegungen hatten sie die Last von der Bahre auf ihre Schultern gehoben, und kaum, daß jemand Zeit hatte, sich das Schreckliche des Augenblicks klar zu machen, so schwankte der blumenbedeckte Schrein schon ohne Verzögerung und dennoch gemessenen Tempos davon und verschwand durch die Säulenhalle.

Die Damen drängten sich behutsam zum Händedruck um Frau Permaneder und ihre Tochter, wobei sie mit niedergeschlagenen Augen nicht mehr und nicht weniger murmelten, als was bei dieser Gelegenheit gemurmelt werden mußte, während die Herren sich anschickten, zu den Wagen hinunterzusteigen . . .

Und es kam, in langem, schwarzem Zuge, die lange, langsame Fahrt durch die grauen und feuchten Straßen,

durchs Burgtor hinaus, die entblätterte, im kalten Sprühregen ſchauernde Allee entlang bis zum Friedhof, woſelbſt man, während hinter einem halbkahlen Geſträuch ein Trauermarſch erklang, zu Fuß dem Sarge über die aufgeweichten Wege folgte, bis dorthin, wo am Rande des Gehölzes das Buddenbrookſche Erbbegräbnis ſeine von dem großen Sandſteinkreuz gekrönte gotiſche Namensplatte emporragen ließ... Der ſteinerne Deckel des Grabes, mit dem plaſtiſch gearbeiteten Familienwappen geziert, lag neben der ſchwarzen, von feuchtem Grün umrahmten Gruft.

Der Platz war dort unten dem neuen Ankömmling bereitet. Unter der Aufſicht des Senators war dort in den letzten Tagen ein wenig geräumt und Überreſte alter Buddenbrooks waren beiſeite geſchafft worden. Nun ſchwebte, während die Muſik verklang, der Sarg an den Stricken der Träger über der ausgemauerten Tiefe; mit einem leiſen Gepolter glitt er hinab, und Paſtor Pringsheim, welcher Pulswärmer angezogen hatte, begann aufs neue zu ſprechen. Seine geſchulte Stimme klang klar, beweglich und fromm über das offene Grab und die gebeugten oder wehmütig zur Seite gelegten Köpfe der anweſenden Herren hin in die kühle und ſtille Herbſtluft hinein. Schließlich beugte er ſich über die Gruft, redete die Tote mit ihrem vollſtändigen Namen an und ſegnete ſie mit dem Zeichen des Kreuzes. Als er verſtummte und alle Herren mit ihren ſchwarz bekleideten Händen den Zylinder vor das Geſicht hielten, um ſtill zu beten, kam ein wenig Sonne hervor. Es regnete nicht mehr, und in das Geräuſch der Tropfen, die vereinzelt von Bäumen und Sträuchern fielen, klang hie und da ein kurzes, feines und fragendes Vogelzwitſchern hinein.

Und dann machte sich ein jeder daran, den Söhnen und dem Bruder der Toten noch einmal die Hand zu drücken.

Thomas Buddenbrook, den dicken und dunklen Stoff seines Überziehers mit feinen, silbernen Regentropfen betaut, stand zwischen seinem Bruder Christian und seinem Onkel Justus bei diesem Defilee. Er begann in letzter Zeit ein wenig stark zu werden — das einzige Anzeichen des Alterns an seinem sorgfältig gepflegten Äußeren. Seine Wangen, über die der spitz ausgezogene Schnurrbart hinausragte, rundeten sich; aber sie waren weißlich, bleich, ohne Blut und Leben. Seine leicht geröteten Augen blickten jedem Herrn, dessen Hand er während eines Augenblicks in der seinen hielt, mit einer matten Höflichkeit ins Gesicht.

Viertes Kapitel

Acht Tage später saß in Senator Buddenbrooks Privatkontor, auf dem Ledersessel zur Seite des Schreibtisches, ein kleiner, glattrasierter Greis mit tief in Stirn und Schläfen gestrichenem, schlohweißem Haar. In gebückter Haltung stützte er sich mit beiden Händen auf die weiße Krücke seines Stockes, ließ das spitz hervorspringende Kinn auf den Händen ruhen und hielt mit bösartig zusammengepreßten Lippen und abwärts gezogenen Mundwinkeln von unten herauf einen so abscheulichen und durchdringend tückischen Blick auf den Senator gerichtet, daß es unbegreiflich erschien, warum dieser die Gemeinschaft mit einem solchen Menschen nicht lieber mied. Aber Thomas Buddenbrook saß ohne merkliche Unruhe zurückgelehnt und sprach zu dieser hämischen und dämonischen Erscheinung wie zu einem harmlosen Bür-

ger ... Zwiſchen dem Chef der Firma Johann Buddenbrook und dem Makler Sigismund Goſch ward über die Kaufſumme für das alte Haus in der Mengſtraße beratſchlagt.

Das nahm eine lange Zeit in Anſpruch, denn das Angebot von 28000 Talern Kurant, das Herr Goſch gemacht hatte, ſchien dem Senator zu niedrig, während der Makler ſich zur Hölle verſchwur, wenn dieſer Summe auch nur einen Silbergroſchen hinzuzufügen nicht eine Tat des Wahnwitzes wäre. Thomas Buddenbrook ſprach von der zentralen Lage und dem ungewöhnlichen Umfange des Grundſtückes, aber Herr Goſch hielt mit ziſchender, gepreßter und verbiſſener Stimme, verzerrten Lippen und grauenerregenden Geſten einen Vortrag über das erdrückende Riſiko, das er übernähme, eine Explikation, die in ihrer lebensvollen Eindringlichkeit beinahe ein Gedicht zu nennen war ... Ha! Wann, an wen, für wieviel er dieſes Haus wohl wieder würde abſetzen können? Wie oft im Rollen der Jahrhunderte denn eine Nachfrage nach einem ſolchen Grundſtück laut würde? Ob ſein hochverehrter Freund und Gönner ihm etwa verſprechen könne, daß morgen mit dem Zuge von Büchen ein Nabob aus Indien eintreffen werde, um ſich im Buddenbrookſchen Hauſe einzurichten? Er — Sigismund Goſch — werde damit ſitzen bleiben ... damit ſitzen bleiben werde er, und dann ſei er ein geſchlagener, ein endgültig vernichteter Menſch, der nicht mehr die Zeit haben werde, ſich zu erheben, denn ſeine Uhr ſei abgelaufen, ſein Grab ſei geſchaufelt, geſchaufelt ſei es ... Und da dieſe Wendung ihn feſſelte, ſo fügte er noch etwas von ſchlotternden Lemuren und dumpf auf den Sargdeckel fallenden Erdſchollen hinzu.

Dennoch gab der Senator sich nicht zufrieden. Er sprach über die vortreffliche Teilbarkeit des Grundstückes, betonte die Verantwortung, die er seinen Geschwistern gegenüber trage, und beharrte bei dem Preise von 30000 Talern Kurant, um dann aufs neue mit einem Gemisch von Nervosität und Wohlgefallen eine wohlpointierte Entgegnung des Herrn Gosch anzuhören. Das dauerte wohl zwei Stunden lang, in deren Verlaufe Herr Gosch Gelegenheit hatte, alle Register seiner Charakterkunst zu ziehen. Er spielte gleichsam ein doppeltes Spiel, er spielte einen heuchelnden Bösewicht. „Schlagen Sie ein, Herr Senator, mein jugendlicher Gönner ... 84000 Kurantmark ... es ist das Angebot eines alten, ehrlichen Mannes!" sagte er mit süßer Stimme, indem er den Kopf auf die Seite legte, sein von Grimassen verwüstetes Gesicht zu einem Lächeln der treuherzigen Einfalt verzog und seine Hand, eine große, weiße Hand, mit langen und zitternden Fingern, von sich streckte. Aber das war Lüge und Verräterei! Ein Kind hätte diese heuchlerische Maske durchschauen müssen, unter welcher die tiefinnere Schurkenhaftigkeit dieses Menschen gräßlich hervorgrinste ...

Endlich erklärte Thomas Buddenbrook, daß er sich eine Bedenkzeit erbitten und jedenfalls mit seinen Geschwistern Rücksprache nehmen müsse, bevor er die 28000 Taler akzeptiere, was wohl kaum jemals geschehen könne. Er brachte vorderhand das Gespräch auf ein neutrales Gebiet, erkundigte sich nach den geschäftlichen Erfolgen des Herrn Gosch, nach seinem persönlichen Wohlergehen ...

Herrn Gosch ging es schlecht; mit einer schönen und großen Armbewegung wies er die Annahme zurück, er könne zu den Glücklichen gehören. Das beschwerliche Greisenalter

nahte heran, es war da, wie gesagt, seine Grube war geschaufelt. Er konnte abends kaum noch sein Glas Grog zum Munde führen, ohne die Hälfte zu verschütten, so machte der Teufel seinen Arm zittern. Da nützte kein Fluchen ... Der Wille triumphierte nicht mehr ... Immerhin! Er hatte ein Leben hinter sich, ein nicht ganz armes Leben. Mit wachen Augen hatte er in die Welt gesehen. Revolutionen und Kriege waren vorübergebraust, und ihre Wogen waren auch durch sein Herz gegangen ... sozusagen. Ha, verdammt, das waren andere Zeiten gewesen, als er während jener historischen Bürgerschaftssitzung an der Seite von des Senators Vater, neben Konsul Johann Buddenbrook dem Ansturm des wütenden Pöbels getrotzt hatte! Der schrecklichste der Schrecken ... Nein, sein Leben war nicht arm gewesen, auch innerlich nicht so ganz. Verdammt, er hatte Kräfte verspürt, und wie die Kraft, so das Ideal — sagt Feuerbach. Und auch jetzt noch, auch jetzt ... seine Seele war nicht verarmt, sein Herz war jung geblieben, es hatte nie aufgehört, würde nie aufhören, grandioser Erlebnisse fähig zu sein, seine Ideale warm und treu zu umschließen ... Es würde sie mit ins Grab nehmen, gewiß! Aber waren Ideale dazu da, erreicht und verwirklicht zu werden? Keineswegs! Die Sterne, die begehrt man nicht, aber die Hoffnung ... oh, die Hoffnung, nicht die Erfüllung, die Hoffnung war das beste im Leben. L'espérance toute trompeuse qu'elle est, sert au moins à nous mener à la fin de la vie par un chemin agréable. Das hatte Larochefoucauld gesagt, und es war schön, nicht wahr? ... Ja, sein hochverehrter Freund und Gönner brauchte dergleichen nicht zu wissen! Wen die Wogen des realen Lebens hoch

auf ihre Schultern genommen hatten, daß das Glück seine Stirn umspielte, der brauchte solche Dinge nicht im Kopfe zu haben. Aber wer einsam tief unten im Dunkel träumte, der hatte dergleichen nötig! . . .

„Sie sind glücklich", sagte er plötzlich, indem er eine Hand auf des Senators Knie legte und mit schwimmendem Blick zu ihm emporsah. „. . . O doch! Versündigen Sie sich nicht, indem Sie das leugnen! Sie sind glücklich! Sie halten das Glück in den Armen! Sie sind ausgezogen und haben es sich mit starkem Arm erobert . . . mit starker Hand!" verbesserte er sich, weil er die zu schnelle Wiederholung des Wortes „Arm" nicht ertragen konnte. Dann verstummte er, und ohne ein Wort von des Senators abwehrender und resignierter Antwort zu vernehmen, fuhr er fort, ihm mit einer dunklen Träumerei ins Gesicht zu blicken. Plötzlich richtete er sich auf.

„Aber wir plaudern," sagte er, „und doch sind wir in Geschäften zusammengekommen. Die Zeit ist kostbar — verlieren wir sie nicht mit Bedenken! Hören Sie mich an... Weil Sie es sind . . . verstehen Sie mich? Weil . . ." Es sah aus, als wollte Herr Gosch aufs neue in ein schönes Sinnen versinken, aber er raffte sich auf und rief mit einer weiten, schwungvollen und enthusiastischen Geste: „Neunundzwanzigtausend Taler . . . Siebenundachtzigtausend Mark Kurant für das Haus Ihrer Mutter! Top? . . ."

Und Senator Buddenbrook schlug ein.

Frau Permaneder fand, wie zu erwarten stand, den Kaufpreis zum Lachen gering. Würde jemand, in Anbetracht der Erinnerungen, die sich für sie daran knüpften, eine Million für das Haus auf den Tisch gezählt haben,

ſie hätte dies als eine anſtändige Handlungsweiſe empfunden — weiter nichts. Indeſſen gewöhnte ſie ſich raſch an die Zahl, die ihr Bruder ihr genannt hatte, beſonders, da ihr Denken und Trachten von Zukunftsplänen in Anſpruch genommen war.

Sie freute ſich von Herzen über die vielen guten Möbel, die ihr zugefallen waren, und obgleich fürs erſte niemand daran dachte, ſie aus ihrem Elternhauſe zu verjagen, betrieb ſie das Auffinden und Mieten einer neuen Wohnung für ſich und die Ihren mit vielem Eifer. Der Abſchied würde ſchwer ſein ... gewiß, der Gedanke daran trieb ihr die Tränen in die Augen. Aber andererſeits hatte die Ausſicht auf Neuerung und Veränderung doch ihren Reiz ... War es nicht faſt wie eine neue, eine vierte Etablierung? Wieder beſichtigte ſie Wohnräume, wieder nahm ſie Rückſprache mit dem Tapezierer Jacobs, wieder unterhandelte ſie in den Läden über Portieren und Läuferſtoffe ... Ihr Herz pochte, wahrhaftig, das Herz dieſer alten, vom Leben geſtählten Frau ſchlug höher!

So vergingen Wochen, vier, fünf und ſechs Wochen. Der erſte Schnee kam, der Winter war da, die Öfen praſſelten, und Buddenbrooks überlegten traurig, wie diesmal das Weihnachtsfeſt vergehen werde ... Da plötzlich geſchah etwas, etwas Dramatiſches, etwas über alle Maßen Überraſchendes; der Lauf der Dinge nahm eine Wendung, die das allgemeinſte Intereſſe verdiente und auch erhielt; ein Ereignis trat ein ... es ſchlug ein, es machte, daß Frau Permaneder inmitten ihrer Geſchäfte ſtille ſtand und erſtarrte!

„Thomas," ſagte ſie, „bin ich verrückt? Phantaſiert vielleicht Goſch? Es kann nicht möglich ſein! Es iſt zu

absurd, zu undenkbar, zu . . .“ Sie verstummte und hielt ihre Schläfen mit beiden Händen erfaßt. Aber der Senator zuckte die Achseln.

„Liebes Kind, noch ist nichts entschieden; aber der Gedanke, die Möglichkeit ist aufgetaucht, und bei einiger ruhigen Überlegung wirst du finden, daß an der Sache gar nichts Undenkbares ist. Ein bißchen frappierend ist es, gewiß. Ich trat auch einen Schritt zurück, als Gosch es mir sagte. Aber undenkbar? Was steht denn im Wege? . . .“

„Ich überlebe es nicht,“ sagte sie, setzte sich in einen Stuhl und blieb regungslos.

Was ging vor? — Schon hatte sich ein Käufer für das Haus gefunden oder doch eine Person, die Interesse für den Fall an den Tag legte und bereits dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, das feilstehende Besitztum behufs weiterer Unterhandlungen einmal gründlich in Augenschein zu nehmen. Und diese Person war Herr Hermann Hagenström, Großhändler und Königlich Portugiesischer Konsul.

Als das erste Gerücht Frau Permaneder erreicht hatte, war sie gelähmt gewesen, verblüfft, vor den Kopf geschlagen, ungläubig, unfähig, den Gedanken in seiner Tiefe zu erfassen. Nun aber, da die Frage mehr und mehr an Form und Gestalt gewann, da der Besuch Konsul Hagenströms in der Mengstraße ganz einfach schon vor der Türe stand, nun raffte sie sich zusammen, und es kam Leben in sie. Sie protestierte nicht, sie bäumte sich auf. Sie fand Worte, glühende und scharfschneidige Worte, und sie schwang sie wie Brandfackeln und Kriegsbeile.

„Dies geschieht nicht, Thomas! So lange ich lebe, geschieht dies nicht! Wenn man seinen Hund verkauft, so

ſieht man danach, was für einen Herrn er bekommt. Und Mutters Haus! Unſer Haus! Das Landſchaftszimmer! ...“

„Aber ich frage dich ja, was denn eigentlich im Wege ſteht?“

„Was im Wege ſteht? Grundgütiger Gott, was im Wege ſteht! Berge ſollten ihm im Wege ſtehen, dieſem dicken Menſchen, Thomas! Berge! Aber er ſieht ſie nicht! Er kümmert ſich nicht darum! Er hat kein Gefühl dafür! Iſt er denn ein Vieh? ... Seit Urzeiten ſind Hagenſtröms unſere Widerſacher ... Der alte Hinrich hat Großvater und Vater ſchikaniert, und wenn Hermann dir noch nichts Ernſtliches hat antun können, wenn er dir noch keinen Knüppel zwiſchen die Beine geworfen hat, ſo geſchah es, weil ſich ihm noch keine Gelegenheit dazu bot ... Als wir Kinder waren, habe ich ihn auf offener Straße geohrfeigt, wozu ich meine Gründe hatte, und ſeine holdſelige Schweſter Julchen hat mich dafür beinahe zuſchanden gekratzt. Das ſind Kindereien ... gut! Aber ſie haben voll Hohn und Freude zugeſehen, wenn wir Unglück hatten, und meiſtens war ich diejenige, die ihnen dies Vergnügen verſchaffte ... Gott hat es ſo gewollt ... Aber inwiefern der Konſul dir geſchäftlich geſchadet, und mit welcher Unverſchämtheit er dich überflügelt hat, das mußt du ſelbſt am beſten wiſſen, Tom, darüber kann ich dich nicht belehren. Und als zu guter Letzt noch Erika eine gute Heirat machte, da hat es ſie gewurmt, ſo lange, bis ſie es fertig gebracht hatten, den Direktor aus der Welt zu ſchaffen und einzuſperren, durch die Hand ihres Bruders, dieſes Katers, dieſes Satans von Staatsanwalt ... Und nun wollen ſie ſich erfrechen ... ſie entblöden ſich nicht ...“

„Höre, Tony, erstens haben wir in der Sache ja ernstlich gar nicht mehr mitzureden, denn wir haben mit Gosch abgeschlossen, und es ist nun an ihm, das Geschäft zu machen mit wem er will. Ich gebe dir ja zu, daß eine gewisse Ironie des Schicksals darin läge ..."

„Ironie des Schicksals? Ja, Tom, das ist nun deine Art, dich auszudrücken! Ich aber nenne es eine Schmach, einen Faustschlag mitten ins Gesicht, und das wäre es!... Bedenkst du denn nicht, was es bedeutet? So bedenke doch, was es bedeuten würde, Thomas! Es würde bedeuten: Buddenbrooks sind fertig, sie sind endgültig abgetan, sie ziehen ab, und Hagenströms rücken mit Kling und Klang an ihre Stelle ... Nie, Thomas, niemals wirke ich mit bei diesem Schauspiele! Niemals biete ich die Hand zu dieser Niederträchtigkeit! Mag er nur kommen, laß ihn nur sich unterstehen, hierher zu kommen, um das Haus zu besichtigen. Ich empfange ihn nicht, das glaube mir! Ich setze mich mit meiner Tochter und meiner Enkelin in ein Zimmer und drehe den Schlüssel um und verwehre ihm den Eintritt, das tue ich ..."

„Du wirst das machen, wie du es für klug hältst, meine Liebe, und vorher überlegen, ob es nicht ratsam sein wird, den gesellschaftlichen Anstand aufmerksam zu wahren. Vermutlich glaubst du, daß Konsul Hagenström sich durch dein Benehmen tief getroffen fühlen würde? Nein, weit gefehlt, mein Kind. Er würde sich weder erfreuen noch erbosen darüber, sondern er würde erstaunt sein, kühl und gleichgültig erstaunt ... Die Sache ist die, daß du bei ihm dieselben Gefühle gegen dich und uns voraussetzest, die du gegen ihn hegst. Irrtum, Tony! Er haßt dich ja gar nicht.

Warum ſollte er dich haſſen? Er haßt keinen Menſchen. Er ſitzt in Erfolg und Glück und iſt voll Heiterkeit und Wohlwollen, glaube mir das eine. Ich habe dir ſchon mehr als zehnmal verſichert, daß er dich auf der Straße in der liebenswürdigſten Weiſe grüßen würde, wenn du dich überwinden könnteſt, einmal nicht gar zu kriegeriſch und hochmütig in die Luft zu blicken. Er wundert ſich darüber, zwei Minuten lang empfindet er ein ruhevolles und etwas mokantes Erſtaunen, unfähig, einen Mann, dem niemand etwas anhaben kann, aus dem Gleichgewicht zu bringen ... Was wirfſt du ihm vor? Wenn er mich geſchäftlich weit überflügelt hat und mir hie und da mit Erfolg in öffentlichen Angelegenheiten entgegentritt — ſchön und gut, ſo muß er denn wohl ein tüchtigerer Kaufmann und ein beſſerer Politiker ſein als ich ... Durchaus kein Grund, ſo ſonderbar wütend zu lachen, wie du da tuſt! Um aber auf das Haus zurückzukommen, ſo hat ja das alte längſt kaum noch eine tatſächliche Bedeutung für die Familie, ſondern die iſt allmählich ganz auf das meine übergegangen ... ich ſage das, um dich für jeden Fall zu tröſten. Andererſeits iſt es ja klar, wodurch Konſul Hagenſtröm auf Kaufgedanken gebracht worden iſt. Die Leute ſind emporgekommen, ihre Familie wächſt, ſie ſind mit Möllendorpfs verſchwägert und an Geld und Anſehen den Erſten gleich. Aber es fehlt ihnen etwas, etwas Äußerliches, worauf ſie bislang mit Überlegenheit und Vorurteilsloſigkeit verzichtet haben ... Die hiſtoriſche Weihe, ſozuſagen das Legitime ... Sie ſcheinen jetzt Appetit danach bekommen zu haben, und ſie verſchaffen ſich etwas davon, indem ſie ein Haus beziehen wie dieſes hier ... Paß auf, der Konſul wird hier

alles möglichſt konſervieren, er wird nichts umbauen, er wird auch das ‚Dominus providebit‘ über der Haustür ſtehen laſſen, obgleich man billig ſein und ihm zugeſtehen muß, daß nicht der Herr, ſondern er ganz allein der Firma Strunck & Hagenſtröm zu einem ſo erfreulichen Aufſchwung verholfen hat . . .“

„Bravo, Tom! Ach, wie das wohltut, einmal von dir eine Bosheit über ihn zu hören! Das iſt ja eigentlich alles, was ich will! Mein Gott, hätte ich deinen Kopf, wie wollte ich ihm zuſetzen! Aber da ſtehſt du nun . . .“

„Du ſiehſt ja, daß mein Kopf mir tatſächlich wenig nützt.“

„Aber da ſtehſt du nun, ſage ich, und ſprichſt über die Sache mit dieſer unfaßlichen Gelaſſenheit und erklärſt mir Hagenſtröms Handlungsweiſe . . . Ach, rede wie du willſt, du haſt ein Herz im Leibe ſo gut wie ich, und ich glaube einfach nicht, daß es dich innerlich ſo ruhig läßt, wie du tuſt! Du antworteſt mir auf meine Klagen . . . vielleicht willſt du dich ſelbſt nur tröſten . . .“

„Jetzt wirſt du vorlaut, Tony. Wie ich ‚tue‘, das gilt — bitte ich mir aus! Alles übrige geht niemanden etwas an.“

„Sage nur das eine, Tom, ich flehe dich an: Wäre es nicht ein Fiebertraum?“

„Vollkommen.“

„Ein Alpdrücken?“

„Warum nicht.“

„Eine Katzenkomödie zum Heulen?“

„Genug! Genug!“ —

— Und Konſul Hagenſtröm erſchien in der Mengſtraße, er erſchien zuſammen mit Herrn Goſch, der, ſeinen Jeſuiten-

hut in der Hand, gebückt und verräteriſch um ſich blickend, an dem Folgmädchen vorbei, das die Karten überbracht hatte und die Glastür offen hielt, hinter dem Konſul ins Landſchaftszimmer trat . . .

Hermann Hagenſtröm, in einem fußlangen, dicken und ſchweren Pelze, der vorne offen ſtand und einen grüngelben, faſerigen und durablen engliſchen Winteranzug ſehen ließ, war eine großſtädtiſche Figur, ein impoſanter Börſentypus. Er war ſo außerordentlich fett, daß nicht nur ſein Kinn, ſondern ſein ganzes Untergeſicht doppelt war, was der kurzgehaltene, blonde Vollbart nicht verhüllte, ja, daß die geſchorene Haut ſeiner Schädeldecke bei gewiſſen Bewegungen der Stirn und der Augenbrauen dicke Falten warf. Seine Naſe lag platter als jemals auf der Oberlippe und atmete mühſam in den Schnurrbart hinein; dann und wann aber mußte der Mund ihr zu Hilfe kommen, indem er ſich zu einem ergiebigen Atemzuge öffnete. Und das war noch immer mit einem gelinde ſchmatzenden Geräuſch verbunden, hervorgerufen durch ein allmähliches Loslöſen der Zunge vom Oberkiefer und vom Schlunde.

Frau Permaneder verfärbte ſich, als ſie dieſes altbekannte Geräuſch vernahm. Eine Viſion von Zitronenſemmeln mit Trüffelwurſt und von Straßburger Gänſeleberpaſtete ſuchte ſie heim dabei und hätte beinahe für einen Augenblick die ſteinerne Würde ihrer Haltung erſchüttert . . . Das Trauerhäubchen auf dem glattgeſcheitelten Haar, in einem vortrefflich ſitzenden ſchwarzen Kleid, deſſen Rock mit Volants bis oben hinauf beſetzt war, ſaß ſie mit gekreuzten Armen und etwas emporgezogenen Schultern auf dem Sofa und richtete noch beim Eintritt der beiden Herren eine gleichgültige und

ruhevolle Bemerkung an ihren Bruder, den Senator, der es nicht hätte verantworten können, sie in dieser Stunde im Stiche zu lassen ... Sie blieb auch noch sitzen, während der Senator, der den Gästen bis zur Mitte des Zimmers entgegengeschritten war, eine herzliche Begrüßung mit dem Makler Gosch und eine korrekt höfliche mit dem Konsul tauschte, erhob sich dann auch ihrerseits, vollführte eine gemessene Verbeugung vor beiden zugleich und beteiligte sich dann ohne jedweden Übereifer mit Wort und Hand an den Aufforderungen ihres Bruders, gefälligst Platz zu nehmen. Übrigens hielt sie hierbei vor unberührter Gleichgültigkeit ihre Augen beinahe ganz geschlossen.

Während man sich setzte und im Verlaufe der ersten darauf folgenden Minuten sprachen abwechselnd der Konsul und der Makler. Herr Gosch bat mit abstoßend falscher Demut, hinter der allen sichtbar die Tücke lauerte, gütigst die Störung zu entschuldigen, doch hege Herr Konsul Hagenström den Wunsch, einen Rundgang durch die Räumlichkeiten des Hauses zu tun, da er eventuell als Käufer darauf reflektiere ... Und dann wiederholte der Konsul mit einer Stimme, die Frau Permaneder wiederum an belegte Zitronensemmeln gemahnte, dasselbe noch einmal in anderen Worten. Ja, in der Tat, der Gedanke sei ihm gekommen und er sei schnell zum Wunsche geworden, den er sich und den Seinen erfüllen zu können hoffe, gesetzt, daß nicht Herr Gosch ein gar zu gutes Geschäft dabei zu machen beabsichtige, ha, ha! ... nun, er zweifle nicht, daß sich die Angelegenheit zur allseitigen Zufriedenheit werde ordnen lassen.

Sein Gehaben war frei, sorglos, behaglich und weltmännisch, was seinen Eindruck auf Frau Permaneder nicht

verfehlte, beſonders da er aus Courtoiſie ſich mit ſeinen Worten faſt immer an ſie wandte. Er ließ ſich ſogar darauf ein, ſeinen Wunſch in beinahe entſchuldigendem Ton ausführlich zu begründen. „Raum! Mehr Raum!“ ſagte er. „Mein Haus in der Sandſtraße ... Sie glauben es nicht, gnädige Frau, und Sie, Herr Senator ... es wird uns effektiv zu eng, wir können uns manchmal nicht mehr darin rühren. Ich rede nicht einmal von Geſellſchaft ... bewahre. Es iſt effektiv nur die Familie nötig, Huneus', Möllendorpfs, die Angehörigen meines Bruders Moritz ... und wir befinden uns effektiv wie die Heringe. Alſo warum — nicht wahr?“

Er ſprach in dem Tone einer leichten Entrüſtung, mit einem Ausdruck und mit Handbewegungen, welche beſagten: Sie werden das einſehen ... ich brauche mir das nicht gefallen zu laſſen ... ich wäre ja dumm ... da es doch, Gott ſei Dank, am Nötigſten nicht fehlt, der Sache abzuhelfen ...

„Nun habe ich warten wollen,“ fuhr er fort, „ich habe warten wollen, bis Zerline und Bob ein Haus gebrauchen würden, um ihnen erſt dann das meine abzutreten und mich nach etwas Größerem umzutun; aber ... Sie wiſſen,“ unterbrach er ſich, „daß meine Tochter Zerline und Bob, der Älteſte meines Bruders, des Staatsanwaltes, ſeit langen Jahren verlobt ſind ... Die Hochzeit ſoll nun nicht allzu lange mehr hinausgeſchoben werden. Zwei Jahre höchſtens noch ... Sie ſind jung — deſto beſſer! Aber kurz und gut, warum ſoll ich auf ſie warten und mir die günſtige Gelegenheit entgehen laſſen, die ſich mir augenblicklich bietet? Es läge effektiv kein vernünftiger Sinn darin ...“

Zustimmung herrschte im Zimmer, und die Unterhaltung blieb ein wenig bei dieser Familienangelegenheit, dieser bevorstehenden Verehelichung stehen; denn da vorteilhafte Heiraten zwischen Geschwisterkindern in der Stadt nichts Ungewöhnliches waren, so nahm niemand Anstoß daran. Man erkundigte sich nach den Plänen der jungen Herrschaften, Pläne, die sogar schon die Hochzeitsreise betrafen ... Sie gedachten an die Riviera zu gehen, nach Nizza usw. Sie hatten Lust dazu — und warum also nicht, nicht wahr? ... Auch der jüngeren Kinder wurde erwähnt, und der Konsul sprach mit Behagen und Wohlgefallen von ihnen, leichthin und mit Achselzucken. Er selbst besaß fünf Kinder und sein Bruder Moritz deren vier: Söhne und Töchter ... ja, danke sehr, sie waren alle wohlauf. Warum sollten sie übrigens nicht wohlauf sein — nicht wahr? Kurzum, es ging ihnen gut. Und dann kam er wieder auf das Anwachsen der Familie und die Enge in seinem Hause zu sprechen ... „Ja, dies hier ist etwas anderes!" sagte er. „Das habe ich schon auf dem Wege hier herauf sehen können — das Haus ist eine Perle, eine Perle ohne Frage, gesetzt, daß der Vergleich bei diesen Dimensionen haltbar ist, ha! ha! ... Schon die Tapeten hier ... ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, ich bewundere, während ich spreche, beständig die Tapeten. Ein charmantes Zimmer effektiv! Wenn ich denke ... hier haben Sie bislang Ihr Leben verbringen dürfen ..."

„Mit einigen Unterbrechungen — ja", sprach Frau Permaneder mit jener besonderen Kehlkopfstimme, die ihr manchmal zu Gebote stand.

„Unterbrechungen — ja", wiederholte der Konsul mit

zuvorkommendem Lächeln. Dann warf er einen Blick auf Senator Buddenbrook und Herrn Gosch, und da die beiden Herren im Gespräche begriffen waren, rückte er seinen Sessel näher zu Frau Permaneders Sofasitz heran und beugte sich zu ihr, so daß nun das schwere Pusten seiner Nase dicht unter der ihren ertönte. Zu höflich, sich abzuwenden und sich seinem Atem zu entziehen, saß sie steif und möglichst hoch aufgerichtet und blickte mit gesenkten Lidern auf ihn nieder. Aber er bemerkte durchaus nicht das Gezwungene und Unangenehme ihrer Lage.

„Wie ist es, gnädige Frau", sagte er . . . „Mir scheint, wir haben früher schon einmal Geschäfte miteinander gemacht? Damals handelte es sich freilich nur . . . um was noch gleich? Leckereien, Zuckerwerk, wie? . . . Und jetzt um ein ganzes Haus . . ."

„Ich erinnere mich nicht", sagte Frau Permaneder und steifte ihren Hals noch mehr, denn sein Gesicht war ihr unanständig und unerträglich nahe . . .

„Sie erinnern sich nicht?"

„Nein, ich weiß, ehrlich gesagt, nichts von Zuckerwerk. Mir schwebt etwas vor von Zitronenstemmeln mit fetter Wurst belegt . . . einem recht widerlichen Frühstücksbrot . . . Ich weiß nicht, ob es mir oder Ihnen gehörte . . . Wir waren Kinder damals . . . Aber das mit dem Hause heute ist ja ganz und gar Sache des Herrn Gosch . . ."

Sie warf ihrem Bruder einen raschen, dankbaren Blick zu, denn er hatte ihre Not gesehen und kam ihr zu Hilfe, indem er sich die Frage erlaubte, ob es den Herren genehm sei, vorerst einmal den Gang durchs Haus zu unternehmen. Man war bereit dazu, man verabschiedete sich vorläufig

von Frau Permaneder, denn man hoffte, später noch einmal das Vergnügen zu haben ... und dann führte der Senator die beiden Gäste durch den Eßsaal hinaus.

Er führte sie treppauf, treppab und zeigte ihnen die Zimmer der zweiten Etage, sowie diejenigen, die am Korridor des ersten Stockwerks gelegen waren, und die Parterreräumlichkeiten, ja selbst Küche und Keller. Was die Bureaus betraf, so nahm man Abstand davon, einzutreten, da der Rundgang in die Arbeitszeit der Versicherungsbeamtenschaft fiel. Ein paar Bemerkungen über den neuen Direktor wurden gewechselt, den Konsul Hagenström zweimal hintereinander für einen grundehrlichen Mann erklärte, worauf der Senator verstummte.

Sie gingen dann durch den kahlen, in halbgeschmolzenem Schnee liegenden Garten, taten einen Blick in das „Portal" und kehrten auf den vorderen Hof zurück, dorthin, wo die Waschküche lag, um sich von hier aus den schmalen, gepflasterten Gang zwischen den Mauern entlang über den hinteren Hof, wo der Eichbaum stand, nach dem Rückgebäude zu begeben. Hier gab es nichts, als vernachlässigte Altersschwäche. Zwischen den Pflastersteinen des Hofes wucherte Gras und Moos, die Treppen des Hauses waren in vollem Verfall, und die freie Katzenfamilie im Billardsaale konnte man nur flüchtig beunruhigen, indem man die Tür öffnete, ohne einzutreten, denn der Fußboden war hier nicht sicher.

Konsul Hagenström war schweigsam und ersichtlich mit Erwägungen und Plänen beschäftigt. „Nun ja —" sagte er beständig, gleichgültig abwehrend, und deutete damit an, daß, sollte er hier Herr werden, dies alles natürlich nicht so bleiben

könne. Mit der gleichen Miene ſtand er auch ein Weilchen auf dem harten Lehmboden zu ebener Erde und blickte zu den öden Speicherböden empor. „Nun ja —“ wiederholte er, ſetzte das dicke und ſchadhafte Windetau, das hier, mit ſeinem verroſteten Eiſenhaken am Ende, während langer Jahre regungslos inmitten des Raumes gehangen hatte, ein wenig in Pendelbewegung und wandte ſich dann auf dem Abſatze um.

„Ja, nehmen Sie beſten Dank für Ihre Bemühungen, Herr Senator; wir ſind wohl zu Ende“, ſagte er, und dann blieb er beinahe ſtumm, auf dem raſch zurückgelegten Wege zum Vordergebäude, ſowie auch ſpäter, als die beiden Gäſte ſich im Landſchaftszimmer, ohne noch einmal Platz zu nehmen, bei Frau Permaneder empfohlen hatten und Thomas Buddenbrook ſie die Treppe hinunter und über die Diele geleitete. Kaum aber war die Verabſchiedung erledigt, und kaum wandte ſich Konſul Hagenſtröm, auf die Straße hinaustretend, ſeinem Begleiter, dem Makler, zu, als zu bemerken war, daß ein überaus lebhaftes Geſpräch zwiſchen den beiden begann . . .

Der Senator kehrte ins Landſchaftszimmer zurück, woſelbſt Frau Permaneder, ohne ſich anzulehnen und mit ſtrenger Miene, an ihrem Fenſterplatze ſaß, mit zwei großen Holznadeln an einem ſchwarzwollenen Röckchen für ihre Enkelin, die kleine Eliſabeth, ſtrickte und hie und da einen Blick ſeitwärts in den „Spion“ warf. Thomas ging eine Weile, die Hände in den Hoſentaſchen, ſchweigend auf und nieder.

„Ja, ich habe ihn nun dem Makler überlaſſen“, ſagte er dann; „man muß abwarten, was daraus wird. Ich

denke, er wird das Ganze kaufen, hier vorne wohnen und das hintere Terrain anderweitig verwerten“ . . .

Sie sah ihn nicht an, sie veränderte auch nicht die aufrechte Haltung ihres Oberkörpers und hörte nicht auf, zu stricken; im Gegenteile, die Schnelligkeit, mit der die Nadeln sich in ihren Händen umeinander bewegten, nahm merklich zu.

„O gewiß, er wird es kaufen, er wird das Ganze kaufen“, sagte sie, und es war die Kehlkopfstimme, deren sie sich bediente. „Warum sollte er es nicht kaufen, nicht wahr? Es läge effektiv kein vernünftiger Sinn darin.“

Und mit emporgezogenen Brauen blickte sie durch das Pincenez, das sie jetzt bei Handarbeiten gebrauchen mußte, aber durchaus nicht richtig aufzusetzen verstand, steif und fest auf ihre Nadeln, die mit verwirrender Geschwindigkeit und leisem Geklapper umeinanderwirbelten.

*

Weihnachten kam, das erste Weihnachtsfest ohne die Konsulin. Der Abend des vierundzwanzigsten Dezembers wurde im Hause des Senators begangen, ohne die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße und ohne die alten Krögers; denn wie es nun mit den regelmäßigen „Kindertagen“ ein Ende hatte, so war Thomas Buddenbrook auch nicht geneigt, alle Teilnehmer an den Weihnachtsabenden der Konsulin nun seinerseits zu versammeln und zu beschenken. Nur Frau Permaneder mit Erika Weinschenk und der kleinen Elisabeth, Christian, Klothilde, die Klosterdame, und Mademoiselle Weichbrodt waren gebeten, welch letztere ja nicht abließ, am fünfundzwanzigsten in ihren heißen Stübchen

die übliche, mit Unglücksfällen verbundene Beſcherung abzuhalten.

Es fehlte der Chor der „Hausarmen", die in der Mengſtraße Schuhzeug und wollene Sachen in Empfang genommen hatten, und es gab keinen Knabengeſang. Man ſtimmte im Salon ganz einfach das „Stille Nacht, heilige Nacht" an, worauf Thereſe Weichbrodt aufs exakteſte das Weihnachtskapitel verlas, an Stelle der Senatorin, die das nicht ſonderlich liebte; und dann ging man, indem man mit halber Stimme die erſte Strophe des „O Tannenbaum" ſang, durch die Zimmerflucht in den großen Saal hinüber.

Es lag kein beſonderer Grund vor zu freudigen Veranſtaltungen. Die Geſichter waren nicht eben glückſtrahlend und die Unterhaltung nicht eben heiter bewegt. Worüber ſollte man plaudern? Es gab nicht viel Erfreuliches in der Welt. Man gedachte der ſeligen Mutter, ſprach über den Hausverkauf, über die helle Etage, die Frau Permaneder vorm Holſtentore in einem freundlichen Hauſe angeſichts der Anlagen des „Lindenplatzes" gemietet hatte, und über das, was geſchehen werde, wenn Hugo Weinſchenk wieder auf freiem Fuße wäre . . . Inzwiſchen ſpielte der kleine Johann auf dem Flügel einiges, was er mit Herrn Pfühl geübt hatte, und begleitete ſeiner Mutter, etwas fehlerhaft, aber mit ſchönem Klange, eine Sonate von Mozart. Er wurde belobt und geküßt, mußte dann aber von Ida Jungmann zur Ruhe gebracht werden, da er heute abend, noch infolge einer kaum überſtandenen Darmaffektion, ſehr blaß und matt ausſah.

Selbſt Chriſtian, welcher, da er nach jenem Zuſammen-

stoße im Frühstückszimmer von Heiratsgedanken nichts mehr hatte verlautbaren lassen, mit seinem Bruder in dem alten, für ihn nicht sehr ehrenvollen Verhältnis fortlebte, war gänzlich ungesprächig und zu keinem Spaße aufgelegt. Er machte mit wandernden Augen einen kurzen Versuch, bei den Anwesenden ein wenig Verständnis für die „Qual" in seiner linken Seite zu erwecken und ging früh in den Klub, um erst zum Abendessen zurückzukehren, das in der hergebrachten Weise zusammengesetzt war ... Dann hatten Buddenbrooks diesen Weihnachtsabend hinter sich und sie waren beinahe froh darüber.

Zu Beginn des Jahres 72 ward der Hausstand der verstorbenen Konsulin aufgelöst. Die Dienstmädchen zogen davon, und Frau Permaneder lobte Gott, als auch Mamsell Severin, die ihr bislang im Wirtschaftswesen aufs unerträglichste die Autorität streitig gemacht hatte, sich mit den übernommenen Seidenkleidern und Wäschestücken verabschiedete. Dann standen Möbelwagen in der Mengstraße, und die Räumung des alten Hauses begann. Die große geschnitzte Truhe, die vergoldeten Kandelaber und die übrigen Dinge, die dem Senator und seiner Gattin zugefallen waren, wurden nun in die Fischergrube geschafft, Christian bezog mit den seinen eine Garçonwohnung von drei Zimmern in der Nähe des Klubs, und die kleine Familie Permaneder-Weinschenk hielt ihren Einzug in dem hellen und nicht ohne Anspruch auf Vornehmheit eingerichteten Stockwerk am Lindenplatze. Es war eine hübsche kleine Wohnung, und an der Etagentür stand auf einem blanken Kupferschilde in zierlicher Schrift zu lesen: A. Permaneder-Buddenbrook, Witwe.

Kaum aber ſtand das Haus in der Mengſtraße leer, als auch ſchon eine Schar von Arbeitern am Platze erſchien, die das Rückgebäude abzubrechen begannen, daß der alte Mörtelſtaub die Luft verfinſterte ... Das Grundſtück war nun endgültig in den Beſitz Konſul Hagenſtröms übergegangen. Er hatte es gekauft, er ſchien ſeinen Ehrgeiz darein geſetzt zu haben, es zu kaufen, denn ein Angebot, das Herrn Sigismund Goſch von Bremen aus zugegangen war, hatte er unverzüglich überboten, und er begann nun, ſein Eigentum in der ingeniöſen Art zu verwerten, die man ſeit langer Zeit an ihm bewunderte. Schon im Frühjahr bezog er mit ſeiner Familie das Vorderhaus, indem er dort nach Möglichkeit alles beim alten beließ, vorbehaltlich kleiner gelegentlicher Renovierungen und abgeſehen von einigen ſofortigen, der Neuzeit entſprechenden Änderungen; zum Beiſpiel wurden alle Glockenzüge abgeſchafft und das Haus durchaus mit elektriſchen Klingeln verſehen ... Schon aber war das Rückgebäude vom Boden verſchwunden, und an ſeiner Statt ſtieg ein neues empor, ein ſchmucker und luftiger Bau, deſſen Front der Bäckergrube zugekehrt war und der für Magazine und Läden hohe und weite Räume bot.

Frau Permaneder hatte ihrem Bruder Thomas gegenüber wiederholt eidlich beteuert, daß fortan keine Macht der Erde ſie werde bewegen können, ihr Elternhaus auch nur mit einem Blicke wiederzuſehen. Allein es war unmöglich, dies innezuhalten, und hie und da führte ihr Weg ſie notwendig an den raſch aufs vorteilhafteſte vermieteten Läden und Schaufenſtern des Rückgebäudes oder der ehrwürdigen Giebelfaſſade andererſeits vorüber, wo nun unter dem „Dominus providebit“ der Name Konſul Hermann Hagenſtröms zu

leſen war. Dann aber begann Frau Permaneder-Buddenbrook auf offener Straße und angeſichts noch ſo vieler Menſchen einfach laut zu weinen. Sie legte den Kopf zurück, ähnlich einem Vogel, der zu ſingen anhebt, drückte das Schnupftuch gegen die Augen und ſtieß wiederholt einen Wehelaut hervor, deſſen Ausdruck aus Proteſt und Klage gemiſcht war, worauf ſie, ohne ſich um irgendeinen Vorübergehenden noch um die Mahnungen ihrer Tochter zu bekümmern, ſich ihren Tränen überließ.

Es war noch ganz ihr unbedenkliches, erquickendes Kinderweinen, das ihr in allen Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens treu geblieben war.

Zehnter Teil

Erstes Kapitel

Oftmals, wenn die trüben Stunden kamen, fragte sich Thomas Buddenbrook, was er eigentlich noch sei, was ihn eigentlich noch berechtige, sich auch nur ein wenig höher einzuschätzen, als irgendeinen seiner einfach veranlagten, biederen und kleinbürgerlich beschränkten Mitbürger. Die phantasievolle Schwungkraft, der muntere Idealismus seiner Jugend war dahin. Im Spiele zu arbeiten und mit der Arbeit zu spielen, mit einem halb ernst, halb spaßhaft gemeinten Ehrgeiz nach Zielen zu streben, denen man nur einen Gleichniswert zuerkennt — zu solchen heiter skeptischen Kompromissen und geistreichen Halbheiten gehört viel Frische, Humor und guter Mut; aber Thomas Buddenbrook fühlte sich unaussprechlich müde und verdrossen.

Was für ihn zu erreichen gewesen war, hatte er erreicht, und er wußte wohl, daß er den Höhepunkt seines Lebens, wenn überhaupt, wie er bei sich hinzufügte, bei einem so mittelmäßigen und niedrigen Leben von einem Höhepunkte die Rede sein konnte, längst überschritten hatte.

Was das rein Geschäftliche betraf, so galt im allgemeinen sein Vermögen für stark reduziert und die Firma für im Rückgange begriffen. Dennoch war er, sein mütterliches Erbe, den Anteil am Mengstraßenhause und den Grundbesitz eingerechnet, ein Mann von mehr als sechsmalhundert-

tausend Mark Kurant. Das Betriebskapital aber lag brach seit langen Jahren, mit dem pfennigweisen Geschäftemachen, dessen sich der Senator zur Zeit der Pöppenrader Ernteangelegenheit angeklagt hatte, war es seit dem Schlage, den er damals empfangen, nicht besser, sondern schlimmer geworden, und jetzt, in einer Zeit, da alles sich frisch und siegesfroh regte, da seit dem Eintritt der Stadt in den Zollverband kleine Krämergeschäfte imstande waren, sich binnen weniger Jahre zu angesehenen Großhandlungen zu entwickeln, jetzt ruhte die Firma Johann Buddenbrook, ohne irgendeinen Vorteil aus den Errungenschaften der Zeit zu ziehen, und über den Gang der Geschäfte befragt, antwortete der Chef mit matt abwehrender Handbewegung: „Ach, dabei ist nicht viel Freude . . .“ Ein lebhafterer Konkurrent, der ein naher Freund der Hagenströms war, tat die Äußerung, daß Thomas Buddenbrook an der Börse eigentlich nur noch dekorativ wirke, und dieser Scherz, der auf das sorgfältig gepflegte Äußere des Senators anspielte, wurde von den Bürgern als eine unerhörte Leistung gewandter Dialektik bewundert und belacht.

War aber der Senator im Fortwirken für das alte Firmenschild, dem er ehemals mit soviel Enthusiasmus gedient hatte, durch erlittenes Mißgeschick und innere Mattigkeit gelähmt, so waren seinem Emporstreben im städtischen Gemeinwesen äußere Grenzen gezogen, die unüberschreitbar waren. Seit Jahren, schon seit seiner Berufung in den Senat, hatte er auch hier erlangt, was für ihn zu erlangen war. Es gab nur noch Stellungen innezuhalten und Ämter zu bekleiden, aber nichts mehr zu erobern; es gab nur noch Gegenwart und kleinliche Wirklichkeit, aber keine Zukunft

und keine ehrgeizigen Pläne mehr. Zwar hatte er seine Macht in der Stadt umfänglicher zu gestalten gewußt, als ein anderer an seiner Stelle das vermocht hätte, und seinen Feinden wurde es schwer, zu leugnen, daß er „des Bürgermeisters rechte Hand" sei. Bürgermeister aber konnte Thomas Buddenbrook nicht werden, denn er war Kaufmann und nicht Gelehrter, er hatte kein Gymnasium absolviert, war nicht Jurist und überhaupt nicht akademisch ausgebildet. Er aber, der von jeher seine Mußestunden mit historischer und literarischer Lektüre ausgefüllt hatte, der sich seiner gesamten Umgebung an Geist, Verstand und innerer wie äußerer Bildung überlegen fühlte, er verwand nicht den Ärger darüber, daß das Fehlen der ordnungsmäßigen Qualifikationen es ihm unmöglich machte, in dem kleinen Reich, in das er hineingeboren, die erste Stelle einzunehmen. „Wie dumm sind wir gewesen," sagte er zu seinem Freunde und Bewunderer Stephan Kistenmaker — aber mit dem „wir" meinte er nur sich allein —, „daß wir so früh ins Kontor gelaufen sind und nicht lieber die Schule beendigt haben!" Und Stephan Kistenmaker antwortete: „Ja, da hast du wahrhaftig recht! . . . Warum übrigens?"

Der Senator arbeitete jetzt meistens allein an dem großen Mahagoni-Schreibtisch in seinem Privatbureau; erstens, weil dort niemand es sah, wenn er den Kopf in die Hand stützte und mit geschlossenen Augen grübelte, hauptsächlich aber, weil die haarsträubende Pedanterie, mit der sein Sozius, Herr Friedrich Wilhelm Marcus, ihm gegenüber immer aufs neue seine Utensilien ordnete und seinen Schnurrbart strich, ihn von seinem Fensterplatz im Hauptkontor verjagt hatte.

Die bedächtige Umständlichkeit des alten Herrn Marcus war im Laufe der Jahre zur vollständigen Manie und Wunderlichkeit geworden; was sie aber in letzter Zeit für Thomas Buddenbrook zu etwas unerträglich Aufreizendem und Beleidigendem machte, war der Umstand, daß er selbst zu seinem Entsetzen oftmals etwas Ähnliches an sich beobachten mußte. Ja, auch in ihm, der ehemals aller Kleinlichkeit so abhold gewesen war, hatte sich eine Art von Pedanterie entwickelt, wenn auch aus einer anderen Konstitution und einer anderen Gemütsverfassung heraus.

In ihm war es leer, und er sah keinen anregenden Plan und keine fesselnde Arbeit, der er sich mit Freude und Befriedigung hätte hingeben können. Sein Tätigkeitstrieb aber, die Unfähigkeit seines Kopfes, zu ruhen, seine Aktivität, die stets etwas gründlich anderes gewesen war, als die natürliche und durable Arbeitslust seiner Väter: etwas Künstliches nämlich, ein Drang seiner Nerven, ein Betäubungsmittel im Grunde, so gut wie die kleinen, scharfen russischen Zigaretten, die er beständig dazu rauchte ... sie hatte ihn nicht verlassen, er war ihrer weniger Herr als jemals, sie hatte überhand genommen und wurde zur Marter, indem sie sich an eine Menge von Nichtigkeiten verzettelte. Er war gehetzt von fünfhundert nichtswürdigen Bagatellen, die zum großen Teil nur die Instandhaltung seines Hauses und seiner Toilette betrafen, die er aus Überdruß verschob, die sein Kopf nicht beieinander zu halten vermochte, und mit denen er nicht in Ordnung kam, weil er unverhältnismäßig viel Nachdenken und Zeit daran verschwendete.

Das, was man in der Stadt seine „Eitelkeit" nannte, hatte in einer Weise zugenommen, deren er selbst längst

begonnen hatte ſich zu ſchämen, ohne daß er imſtande geweſen wäre, ſich der Gewohnheiten zu entſchlagen, die ſich in dieſer Beziehung entwickelt hatten. Von dem Augenblicke an, da er nach einer nicht unruhig aber in dumpfem und unerquicklichem Schlafe verbrachten Nacht im Schlafrock zu Herrn Wenzel, dem alten Barbier, ins Ankleidezimmer trat — es war 9 Uhr, und er hatte ſich früher viel zeitiger erhoben — verbrauchte er volle anderthalb Stunden bei ſeinem Anzuge, bis er ſich fertig und entſchloſſen fühlte, den Tag zu beginnen, indem er ſich zum Tee ins erſte Stockwerk hinunterbegab. Seine Toilette war ſo umſtändlich und dabei in der Reihenfolge ihrer Einzelheiten, von der kalten Duſche im Badezimmer bis zum Schluß, wenn das letzte Stäubchen vom Rocke entfernt war und die Bartenden zum letzten Male durch die Brennſchere glitten, ſo feſt und unabänderlich geregelt, daß die beſtändig wiederholte Abhaſpelung dieſer zahlloſen kleinen Handgriffe und Arbeiten ihn jeden Augenblick zur Verzweiflung brachte. Dennoch hätte er es nicht vermocht, das Kabinett mit dem Bewußtſein zu verlaſſen, irgend etwas davon unterlaſſen oder nur flüchtig erledigt zu haben, aus Furcht, dieſes Gefühls von Friſche, Ruhe und Intaktheit verluſtig zu gehen, das doch nach einer einzigen Stunde wieder verloren war und notdürftig erneuert werden mußte.

Er ſparte in allen Dingen, ſoweit das, ohne ſich dem Gerede auszuſetzen, tunlich war, — nur nicht in betreff ſeiner Garderobe, die er durchaus bei dem eleganteſten Schneider von Hamburg anfertigen ließ und für deren Erhaltung und Ergänzung er keine Koſten ſcheute. Eine Tür, die in ein anderes Zimmer zu führen ſchien, verſchloß die geräumige

Nische, die in eine Wand des Ankleidekabinetts eingemauert war, und in der an langen Reihen von Haken, über gebogene Holzleisten ausgespannt, die Jacketts, Smokings, Gehröcke, Fräcke für alle Jahreszeiten und in allen Gradabstufungen der gesellschaftlichen Feierlichkeit hingen, während auf mehreren Stühlen die Beinkleider, sorgfältig in die Falten gelegt, aufgestapelt waren. In der Kommode aber, mit dem gewaltigen Spiegelaufsatz, dessen Platte mit Kämmen, Bürsten und Präparaten für die Pflege des Haupthaares und Bartes bedeckt war, lagerte der Vorrat von verschiedenartiger Leibwäsche, die beständig gewechselt, gewaschen, verbraucht und ergänzt wurde . . .

In diesem Kabinett verbrachte er nicht nur am Morgen eine lange Zeit, sondern auch vor jedem Diner, jeder Senatssitzung, jeder öffentlichen Versammlung, kurz, immer, bevor es galt, sich unter Menschen zu zeigen und zu bewegen, ja selbst vor den alltäglichen Mahlzeiten zu Hause, bei denen außer ihm selbst nur seine Frau, der kleine Johann und Ida Jungmann zugegen waren. Und wenn er hinaustrat, so verschaffte die frische Wäsche an seinem Körper, die tadellose und diskrete Eleganz seines Anzuges, sein sorgfältig gewaschenes Gesicht, der Geruch der Brillantine in seinem Schnurrbart und der herb-kühle Geschmack des gebrauchten Mundwassers ihm das Befriedigungs- und Bereitschaftsgefühl, mit dem ein Schauspieler, der seine Maske in allen Einzelheiten vollendet hergestellt hat, sich zur Bühne begibt . . . Wirklich! Thomas Buddenbrooks Dasein war kein anderes mehr als das eines Schauspielers, eines solchen aber, dessen ganzes Leben bis auf die geringste und alltäglichste Kleinigkeit zu einer einzigen Produktion geworden ist,

einer Produktion, die mit Ausnahme einiger weniger und kurzer Stunden des Alleinſeins und der Abſpannung beſtändig alle Kräfte in Anſpruch nimmt und verzehrt ... Der gänzliche Mangel eines aufrichtig feurigen Intereſſes, das ihn in Anſpruch genommen hätte, die Verarmung und Verödung ſeines Inneren — eine Verödung, ſo ſtark, daß ſie ſich faſt unabläſſig als ein unbeſtimmt laſtender Gram fühlbar machte — verbunden mit einer unerbittlichen inneren Verpflichtung und zähen Entſchloſſenheit, um jeden Preis würdig zu repräſentieren, ſeine Hinfälligkeit mit allen Mitteln zu verſtecken und die „Dehors" zu wahren, hatte dies aus ſeinem Daſein gemacht, hatte es künſtlich, bewußt, gezwungen gemacht und bewirkt, daß jedes Wort, jede Bewegung, jede geringſte Aktion unter Menſchen zu einer anſtrengenden und aufreibenden Schauſpielerei geworden war.

Seltſame Einzelheiten traten dabei zutage, eigenartige Bedürfniſſe, die er ſelbſt mit Erſtaunen und Widerwillen an ſich wahrnahm. Im Gegenſatze zu Leuten, die ſelbſt keine Rolle ſpielen, ſondern nur unbeachtet und den Blicken unzugänglich in aller Stille ihre Beobachtungen anſtellen wollen, liebte er es nicht, das Tageslicht im Rücken zu haben, ſich ſelbſt im Schatten zu wiſſen und die Leute in heller Beleuchtung vor ſich zu ſehen; halb geblendet vielmehr das Licht in den Augen zu fühlen und die Leute, ſein Publikum, die, auf die er als liebenswürdiger Geſellſchafter oder als lebhafter Geſchäftsmann und repräſentierender Firmenchef oder als öffentlicher Redner zu wirken hatte, als eine bloße Maſſe im Schatten vor ſich zu ſehen ... nur dies gab ihm das Gefühl der Separation und Sicherheit, jenen blinden Rauſch des Sich-Produzierens, in dem er

seine Erfolge erzielte. Ja, eben dieser rauschartige Zustand der Aktion war es, der ihm allgemach zu dem weitaus erträglichsten geworden war. Wenn er, das Weinglas zur Hand, am Tische stand und mit liebenswürdigem Mienenspiele, gefälligen Gesten und geschickt vorgebrachten Redewendungen, welche einschlugen und beifällige Heiterkeit entfesselten, einen Toast ausbrachte, so konnte er trotz seiner Blässe als der Thomas Buddenbrook von ehedem erscheinen; viel schwerer war es ihm, in untätigem Stillesitzen die Herrschaft über sich selbst zu bewahren. Dann stiegen Müdigkeit und Überdruß in ihm empor, trübten seine Augen und nahmen ihm die Gewalt über seine Gesichtsmuskeln und die Haltung seines Körpers. Nur ein Wunsch erfüllte ihn dann: dieser matten Verzweiflung nachzugeben, sich davonzustehlen und zu Hause seinen Kopf auf ein kühles Kissen zu legen.

•

Frau Permaneder hatte in der Fischergrube zu Abend gegessen und zwar allein; denn ihre Tochter, die gleichfalls gebeten worden war, hatte nachmittags ihrem Gatten im Gefängnis einen Besuch gemacht und fühlte sich, wie stets in diesem Falle, ermüdet und unwohl, weshalb sie zu Hause geblieben war.

Frau Antonie hatte bei Tische über Hugo Weinschenk gesprochen, dessen Gemütszustand äußerst traurig sein sollte, und dann war die Frage erörtert worden, wann man wohl, mit einiger Aussicht auf Erfolg, dem Senate ein Gnadengesuch werde einreichen können. Nun hatten sich die drei Verwandten im Wohnzimmer um den runden Mitteltisch unter der großen Gaslampe niedergelassen. Gerda Budden-

brook und ihre Schwägerin saßen, mit Handarbeiten beschäftigt, einander gegenüber. Die Senatorin hielt ihr schönes weißes Gesicht über eine Seidenstickerei gebeugt, daß ihr schweres Haar, vom Lichte beschienen, dunkel zu erglühen schien, und Frau Permaneder, den Klemmer gänzlich schief und zweckwidrig auf der Nase, befestigte mit sorglichen Fingern eine große, wunderbar rote Atlasschleife an einem winzigen gelben Körbchen. Das wurde ein Geburtstagsgeschenk für irgendeine Bekannte. Der Senator aber saß seitwärts vom Tische in einem breiten Polsterfauteuil mit schräger Rückenlehne und las mit gekreuzten Beinen die Zeitung, während er dann und wann den Rauch seiner russischen Zigarette einzog und ihn als einen hellgrauen Strom durch den Schnurrbart wieder ausatmete . . .

Es war ein warmer Sommer-Sonntagabend. Das hohe Fenster stand offen und ließ die laue, ein wenig feuchte Luft das Zimmer erfüllen. Vom Tische aus konnte man, über den grauen Giebeln der gegenüberliegenden Häuser, zwischen ganz langsam ziehenden Wolken die Sterne sehen. Drüben, in dem kleinen Blumenladen von Iwersen, war noch Licht. Weiter oben in der stillen Straße ward unter allerhand Mißgriffen eine Handharmonika gespielt, wahrscheinlich von einem Knechte des Fuhrmannes Dankwart. Dann und wann wurde es laut dort draußen. Ein Trupp von Matrosen zog vorüber, die singend, rauchend und Arm in Arm aus einer zweifelhaften Hafenwirtschaft kamen und sich in Feierstimmung nach einer noch zweifelhafteren umtaten. Ihre rauhen Stimmen und wiegenden Schritte verhallten in einer Querstraße.

Der Senator legte die Zeitung neben sich auf den Tisch,

schob sein Pincenez in die Westentasche und strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Schwach, sehr schwach, diese ‚Anzeigen'!" sagte er. „Mir fällt jedesmal dabei ein, was Großvater von faden und konsistenzlosen Gerichten sagte: Es schmeckt, als ob man die Zunge zum Fenster hinaushängt ... In drei langweiligen Minuten ist man mit dem Ganzen fertig. Es steht einfach gar nichts darin ..."

„Ja, Gott weiß es, das darfst du getrost wiederholen, Tom!" sagte Frau Permaneder, indem sie ihre Arbeit sinken ließ und an dem Klemmer vorbei auf ihren Bruder sah... „Was soll auch wohl darin stehen? Ich habe es von jeher gesagt, schon als ganz junges, dummes Ding: Diese Städtischen Anzeigen sind ein klägliches Blättchen! Ich lese sie ja auch, gewiß, weil eben meistens nichts anderes zur Hand ist ... Aber daß der Großhändler Konsul so und so seine silberne Hochzeit zu feiern gedenkt, finde ich meinesteils nicht allzu erschütternd. Man sollte andere Blätter lesen, die Königsberger Hartungsche Zeitung oder die Rheinische Zeitung. Da würde man ..."

Sie unterbrach sich. Sie hatte die Zeitung zur Hand genommen, hatte sie noch einmal entfaltet und, während sie sprach, ihre Augen geringschätzig über die Spalten gleiten lassen. Nun aber blieb ihr Blick an einer Stelle haften, einer kurzen Notiz von vier oder fünf Zeilen ... Sie verstummte, sie griff mit einer Hand nach ihrem Augenglas, las, während ihr Mund sich langsam öffnete, die Notiz zu Ende und stieß dann zwei Schreckensrufe aus, wobei sie beide Handflächen gegen die Wangen preßte und die Ellenbogen weit vom Körper entfernt hielt.

„Unmöglich! ... Es ist nicht möglich! ... Nein, Gerda ... Tom ... Das konntest du übersehen! ... Es ist entsetzlich ... Die arme Armgard! So mußte es für sie kommen ...“

Gerda hatte den Kopf von ihrer Arbeit erhoben und Thomas sich erschreckt seiner Schwester zugewandt. Und heftig ergriffen, mit bebender Kehlstimme jedes Wort schicksalsschwer betonend, las Frau Permaneder laut diese Nachricht, die aus Rostock kam und dahinging, daß gestern nacht der Rittergutsbesitzer Ralf von Maiboom im Arbeitszimmer des Herrenhauses von Pöppenrade sich vermittelst eines Revolverschusses entleibt habe. „Pekuniäre Bedrängnis scheint der Beweggrund zur Tat gewesen zu sein. Herr von Maiboom hinterläßt eine Frau mit drei Kindern.“ So schloß sie, und dann ließ sie die Zeitung in den Schoß sinken, lehnte sich zurück und sah Bruder und Schwägerin schweigend und fassungslos mit klagenden Augen an.

Thomas Buddenbrook hatte sich, schon während sie las, wieder von ihr abgekehrt und blickte an ihr vorbei, zwischen den Portieren hindurch, in das Dunkel des Salons hinüber.

„Mit einem Revolver?“ fragte er, nachdem wohl zwei Minuten lang Stille geherrscht hatte. — Und wiederum nach einer Pause sprach er leise, langsam und spöttisch: „Ja, ja, so ein Rittersmann! ...“

Dann versank er aufs neue in Sinnen. Die Schnelligkeit, mit der er die eine Spitze seines Schnurrbartes zwischen den Fingern drehte, stand in sonderbarem Gegensatz zu der verschwommenen, starren und ziellosen Unbeweglichkeit seines Blickes.

Er achtete nicht auf die Klagereden seiner Schwester und auf die Mutmaßungen, die sie in betreff des ferneren Lebens ihrer Freundin Armgard anstellte, noch bemerkte er, daß Gerda, ohne den Kopf ihm zuzuwenden, ihre nahe beieinanderliegenden braunen Augen, in deren Winkeln bläuliche Schatten lagerten, fest und spähend auf ihn gerichtet hielt.

Zweites Kapitel

Niemals vermochte Thomas Buddenbrook mit dem Blicke matten Mißmutes, mit dem er den Rest seines eigenen Lebens erwartete, auch in die Zukunft des kleinen Johann zu sehen. Sein Familiensinn, dieses ererbte und anerzogene, rückwärts sowohl wie vorwärts gewandte, pietätvolle Interesse für die intime Historie seines Hauses hinderte ihn daran, und die liebevolle oder neugierige Erwartung, mit der seine Freundschaft und Bekanntschaft in der Stadt, seine Schwester und selbst die Damen Buddenbrook in der Breitenstraße seinen Sohn betrachteten, beeinflußte seine Gedanken. Er sagte sich mit Genugtuung, daß, wie aufgerieben und hoffnungslos auch immer er selbst für seine Person sich fühlte, er angesichts seines kleinen Erbfolgers stets belebender Zukunftsträume von Tüchtigkeit, praktischer und unbefangener Arbeit, Erfolg, Erwerb, Macht, Reichtum und Ehren fähig war . . . ja, daß an dieser einen Stelle sein erkaltetes und künstliches Leben zu warmem und aufrichtigem Sorgen, Fürchten und Hoffen wurde.

Wie, wenn er selbst noch dereinst auf seine alten Tage, von einem Ruhewinkel aus, den Wiederbeginn der alten

Zeit, der Zeit von Hannos Urgroßvater, erblicken dürfte? War dieſe Hoffnung denn ſo gänzlich unmöglich? Er hatte die Muſik als ſeine Feindin empfunden; aber hatte es denn in Wirklichkeit eine ſo ernſte Bewandtnis damit? Zugegeben, daß die Liebe des Jungen zum freien Spiele ohne Noten von einer nicht ganz gewöhnlichen Veranlagung Zeugnis gab, — im regelrechten Unterrichte bei Herrn Pfühl war er keineswegs außerordentlich weit vorgeſchritten. Die Muſik, das war keine Frage, war der Einfluß ſeiner Mutter, und kein Wunder, daß während der erſten Kinderjahre dieſer Einfluß überwogen hatte. Aber die Zeit begann, da einem Vater Gelegenheit gegeben wird, auch ſeinerſeits auf ſeinen Sohn zu wirken, ihn ein wenig auf ſeine Seite zu ziehen und mit männlichen Gegeneindrücken die bisherigen weiblichen Einflüſſe zu neutraliſieren. Und der Senator war entſchloſſen, keine ſolche Gelegenheit unbenutzt zu laſſen.

Hanno, nun elfjährig, war zu Oſtern ebenſo wie ſein Freund, der kleine Graf Mölln, mit genauer Not und zwei Nachprüfungen, im Rechnen und in der Geographie, nach Quarta verſetzt worden. Es ſtand feſt, daß er die Realklaſſen beſuchen ſollte, denn daß er Kaufmann werden und dereinſt die Firma übernehmen mußte, war ſelbſtverſtändlich, und Fragen ſeines Vaters, ob er Luſt zu ſeinem künftigen Berufe in ſich verſpüre, beantwortete er mit Ja . . . einem einfachen, etwas ſcheuen Ja ohne Zuſatz, das der Senator durch weitere drängende Fragen ein wenig lebhafter und ausführlicher zu machen ſuchte — und zwar meiſtens vergebens.

Hätte Senator Buddenbrook zwei Söhne beſeſſen, ſo hätte er den Jüngeren ohne Frage das Gymnaſium abſol-

vieren und studieren lassen. Aber die Firma verlangte einen Erben, und abgesehen hiervon glaubte er dem Kleinen eine Wohltat zu erweisen, wenn er ihn der unnötigen Mühen mit dem Griechischen überhob. Er war der Meinung, daß das Realpensum leichter zu bewältigen sei, und daß Hanno, mit seiner oft schwerfälligen Auffassung, seiner träumerischen Unaufmerksamkeit und seiner körperlichen Zartheit, die ihn allzu oft nötigte, die Schule zu versäumen, in den Realklassen ohne Überanstrengung schneller und ehrenvoller vorwärts kommen werde. Sollte der kleine Johann Buddenbrook einstmals das leisten, wozu er berufen war und was die Seinen von ihm erhofften, so mußte man vor allem darauf bedacht sein, seine nicht eben kräftige Konstitution durch Rücksichtnahme einerseits und durch rationelle Pflege und Abhärtung andererseits zu festigen und zu heben . . .

Mit seinem braunen Haar, das er jetzt seitwärts gescheitelt und schräg von seiner weißen Stirn zurückgebürstet trug, das aber dennoch danach strebte, sich in weichen Locken tief über die Schläfen zu schmiegen, mit seinen langen, braunen Wimpern und seinen goldbraunen Augen stach Johann Buddenbrook auf dem Schulhof und auf der Straße trotz seines Kopenhagener Matrosenanzuges stets ein wenig fremdartig unter den hellblonden und stahlblauäugigen, skandinavischen Typen seiner Kameraden hervor. Er war in letzter Zeit ziemlich stark gewachsen, aber seine Beine in den schwarzen Strümpfen und seine Arme in den dunkelblauen, bauschigen und gesteppten Ärmeln waren schmal und weich wie die eines Mädchens, und noch immer lagen, wie bei seiner Mutter, die bläulichen Schatten in den Winkeln seiner Augen, — dieser Augen, die, besonders

wenn sie seitwärts gerichtet waren, mit einem so zagen und ablehnenden Ausdruck dareinblickten, während sein Mund sich noch immer auf jene wehmütige Art geschlossen hielt, oder während Hanno nachdenklich die Zungenspitze an einem Zahne scheuerte, dem er mißtraute, mit leichtverzerrten Lippen und einer Miene, als fröre ihn . . .

Wie man von Doktor Langhals erfuhr, der jetzt die Praxis des alten Doktor Grabow gänzlich übernommen hatte und Hausarzt bei Buddenbrooks war, hatte Hannos unzulänglicher Kräftezustand sowie die Blässe seiner Haut ihren triftigen Grund, und dieser bestand darin, daß der Organismus des Kleinen leider die so wichtigen roten Blutkörperchen in nicht genügender Anzahl produzierte. Dieser Unzuträglichkeit zu steuern aber gab es ein Mittel, ein ganz vortreffliches Mittel, das Doktor Langhals in großen Mengen verordnete: Lebertran, guter, gelber, fetter, dickflüssiger Dorschlebertran, der aus einem Porzellanlöffel zweimal täglich zu nehmen war; und auf entschiedenen Befehl des Senators sorgte Ida Jungmann mit liebevoller Strenge dafür, daß dies pünktlich geschah. Anfangs zwar erbrach sich Hanno nach jedem Löffel, und sein Magen schien den guten Dorschlebertran nicht beherbergen zu können; aber er gewöhnte sich daran, und wenn man gleich nach dem Niederschlucken ein Stück Roggenbrot mit angehaltenem Atem im Munde zerkaute, so ward der Ekel ein wenig beruhigt.

Alle übrigen Beschwerden waren ja nur Folgeerscheinungen dieses Mangels an roten Blutkörperchen, „sekundäre Erscheinungen", wie Doktor Langhals sagte, indem er seine Fingernägel besah. Allein auch diesen sekundären Erschei-

nungen mußte unnachsichtig zu Leibe gegangen werden. Um die Zähne zu behandeln, zu füllen und gegebenen Falles zu extrahieren, dazu wohnte Herr Brecht mit seinem Josephus in der Mühlenstraße; und um die Verdauung zu regulieren, gab es Rizinusöl auf der Welt, gutes, dickes, silberblankes Rizinusöl, welches, aus einem Eßlöffel genommen, wie ein schlüpfriger Molch durch die Kehle glitschte, und das man drei Tage lang roch, schmeckte, im Schlunde, spürte wo man ging und stand ... Ach, warum war das alles doch so unüberwindlich widerlich? Ein einziges Mal — Hanno hatte recht krank zu Bette gelegen und sein Herz hatte sich besondere Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen lassen — war Doktor Langhals mit einer gewissen Nervosität zur Verschreibung eines Mittels geschritten, das dem kleinen Johann Freude gemacht und ihm so unvergleichlich wohlgetan hatte: und das waren Arsenikpillen gewesen. Hanno fragte in der Folge oftmals danach, von einem beinahe zärtlichen Bedürfnis nach diesen kleinen, süßen, beglückenden Pillen getrieben. Aber er erhielt sie nicht mehr.

Lebertran und Rizinusöl waren gute Dinge, aber darin war Doktor Langhals vollständig mit dem Senator einig, daß sie allein nicht hinreichten, den kleinen Johann zu einem tüchtigen und wetterfesten Manne zu machen, wenn er selbst nicht das Seine dazu täte. Da waren zum Beispiel, geleitet von dem Turnlehrer Herrn Fritsche, die Turnspiele, die zur Sommerszeit allwöchentlich draußen auf dem „Burgfelde" veranstaltet wurden und der männlichen Jugend der Stadt Gelegenheit gaben, Mut, Kraft, Gewandtheit und Geistesgegenwart zu zeigen und zu pflegen. Aber zum Zorne seines

Vaters legte Hanno nichts als Widerwillen, einen ſtummen, reſervierten, beinahe hochmütigen Widerwillen gegen ſolche geſunden Unterhaltungen an den Tag ... Warum hatte er ſo gar keine Fühlung mit ſeinen Klaſſen- und Altersgenoſſen, mit denen er ſpäter zu leben und zu wirken haben würde? Warum hockte er beſtändig nur mit dieſem kleinen, halb gewaſchenen Kai zuſammen, der ja ein gutes Kind, aber immerhin eine etwas zweifelhafte Exiſtenz und kaum eine Freundſchaft für die Zukunft war? Auf irgendeine Weiſe muß ein Knabe ſich das Vertrauen und den Reſpekt ſeiner Umgebung, die mit ihm aufwächſt und auf deren Schätzung er für ſein ganzes Leben angewieſen iſt, von Anfang an zu gewinnen wiſſen. Da waren die beiden Söhne des Konſuls Hagenſtröm: vierzehn- und zwölfjährig, zwei Prachtkerle, dick, ſtark und übermütig, die in den Gehölzen der Umgegend regelrechte Fauſtduelle veranſtalteten, die beſten Turner der Schule waren, ſchwammen wie Seehunde, Zigarren rauchten und zu jeder Schandtat bereit waren. Sie waren gefürchtet, beliebt und reſpektiert. Ihre Couſins, die beiden Söhne des Staatsanwaltes Doktor Moritz Hagenſtröm andererſeits, von zarterer Konſtitution und ſanfteren Sitten, zeichneten ſich auf geiſtigem Gebiete aus und waren Muſterſchüler, ehrgeizig, devot, ſtill und bienenfleißig, bebend aufmerkſam, und beinahe verzehrt von der Begier, ſtets Primus zu ſein und das Zeugnis Numero Eins zu erhalten. Sie erhielten es und genoſſen die Achtung ihrer dümmeren und fauleren Genoſſen. Was aber mochten, ganz abgeſehen von ſeinen Lehrern, ſeine Mitſchüler von Hanno halten, der ein höchſt mittelmäßiger Schüler war, und obendrein ein Weichling, welcher allem, wozu ein

wenig Mut, Kraft, Gewandtheit und Munterkeit gehörte, scheu aus dem Wege zu gehen suchte? Und wenn Senator Buddenbrook, auf dem Wege zu seinem Ankleidezimmer, an dem „Altan" in der zweiten Etage vorüberging, so hörte er aus dem mittleren der drei dort oben gelegenen Zimmer, das Hannos war, seitdem er zu groß geworden, bei Ida Jungmann zu schlafen, die Töne des Harmoniums oder Kais halblaute und geheimnisvolle Stimme, die eine Geschichte erzählte ...

Was Kai betraf, so mied er die „Turnspiele", weil er die Disziplin und gesetzmäßige Ordnung verabscheute, die dabei beobachtet werden mußte. „Nein, Hanno," sagte er, „ich gehe nicht hin. Du vielleicht? Hol's der Geier ... Alles, was einem Spaß dabei machen würde, das gilt nicht." Solche Redewendungen wie „Hol's der Geier" hatte er von seinem Vater; Hanno aber antwortete: „Wenn Herr Fritsche einen Tag nach etwas anderem röche als nach Schweiß und Bier, so ließe sich über die Sache reden ... Ja, nun laß das nur, Kai, und erzähle weiter. Das mit dem Ringe, den du aus dem Sumpfe holtest, war noch lange nicht fertig ..." „Gut", sagte Kai; „aber wenn ich winke, so mußt du spielen." Und Kai fuhr fort zu erzählen.

Durfte man ihm glauben, so war er vor einiger Zeit bei schwüler Nacht und in fremder, unkenntlicher Gegend einen schlüpfrigen und unermeßlich tiefen Abhang hinabgeglitten, an dessen Fuße er im fahlen und flackernden Schein von Irrlichtern ein schwarzes Sumpfgewässer gefunden hatte, aus dem mit hohl glucksendem Geräusch unaufhörlich silberblanke Blasen aufgestiegen waren. Eine aber davon,

die, nahe dem Ufer, beſtändig wiedergekehrt war, ſo oft ſie zerſprungen, hatte die Form eines Ringes gehabt, und dieſe hatte er nach langen, gefahrvollen Bemühungen mit der Hand zu erhaſchen verſtanden, worauf ſie nicht mehr zerplatzt war, ſondern ſich als glatter und feſter Reif hatte an den Finger ſtecken laſſen. Er aber, der mit Recht dieſem Ringe ungewöhnliche Eigenſchaften zugetraut hatte, war mit ſeiner Hilfe den ſteilen und ſchlüpfrigen Abhang wieder emporgelangt und hatte unweit davon in rötlichem Nebel ein ſchwarzes, totenſtilles und ungeheuerlich bewachtes Schloß gefunden, in das er eingedrungen war, und in dem er, immer mit Hilfe des Ringes, die dankenswerteſten Entzauberungen und Erlöſungen vorgenommen hatte ... In den ſeltſamſten Augenblicken aber griff Hanno auf ſeinem Harmonium ſüße Akkordfolgen ... Auch wurde, ſtanden nicht unüberwindliche ſzeniſche Schwierigkeiten im Wege, dieſe Erzählungen mit Muſikbegleitung auf dem Puppentheater dargeſtellt ... Zu den „Turnſpielen" aber ging Hanno nur auf ausdrücklichen und ſtrengen Befehl ſeines Vaters, und dann begleitete ihn der kleine Kai.

Es war nicht anders mit dem Schlittſchuhlaufen zur Winterszeit und mit dem Baden in der hölzernen Anſtalt des Herrn Asmuſſen, unten am Fluß, im Sommer ... „Baden! Schwimmen!" hatte Doktor Langhals geſagt. „Der Junge muß baden und ſchwimmen!" Und der Senator war vollſtändig damit einverſtanden geweſen. Was aber hauptſächlich Hanno veranlaßte, ſich vom Baden ſowohl wie vom Schlittſchuhlaufen und von den „Turnſpielen", ſobald es nur immer anging, fernzuhalten, war der Umſtand, daß die beiden Söhne des Konſuls Hagenſtröm,

die sich an allen diesen Dingen ehrenvoll beteiligten, es auf ihn abgesehen hatten und, obgleich sie doch in dem Hause seiner Großmutter wohnten, keine Gelegenheit versäumten, ihn mit ihrer Stärke zu demütigen und zu quälen. Sie kniffen und verhöhnten ihn bei den „Turnspielen", sie stießen ihn in den Schneekehricht auf der Eisbahn, sie kamen im Schwimmbassin mit bedrohlichen Lauten durch das Wasser auf ihn zu . . . Hanno versuchte nicht zu entfliehen, was übrigens wenig nützlich gewesen wäre. Er stand da, mit seinen Mädchenarmen, bis zum Bauche in dem ziemlich trüben Wasser, auf dessen Oberfläche hie und da grüne Gebilde von Pflanzen, sogenanntes Gänsefutter, umhertrieben, und sah mit zusammengezogenen Brauen, einem finsteren Senkblick und leicht verzerrten Lippen den beiden entgegen, die, sicher ihrer Beute, mit langen, schäumenden Sprungschritten daherkamen. Sie hatten Muskeln an den Armen, die beiden Hagenströms, und damit umklammerten sie ihn und tauchten ihn, tauchten ihn recht lange, sodaß er ziemlich viel von dem unreinlichen Wasser schluckte und lange nachher, sich hin und her wendend, nach Atem rang . . . Ein einziges Mal ward er ein wenig geächtet. Gerade als ihn nämlich eines Nachmittags die beiden Hagenströms unter der Wasserfläche hielten, stieß der eine von ihnen plötzlich einen Wut- und Schmerzensschrei aus und hob sein eines fleischiges Bein empor, von dem das Blut in großen Tropfen rann. Neben ihm aber kam Kai Graf Mölln zum Vorschein, welcher sich auf irgendeine Weise das Eintrittsgeld verschafft hatte, unversehens unter Wasser herbeigeschwommen war und den jungen Hagenström gebissen — mit allen Zähnen ins Bein gebissen hatte, wie ein kleiner wütender

Hund. Seine blauen Augen blitzten durch das rötlich-blonde Haar, das naß darüber hing... Ach, es erging ihm schlecht für seine Tat, dem kleinen Grafen, und übel zugerichtet stieg er aus dem Bassin. Allein Konsul Hagenströms starker Sohn hinkte doch beträchtlich, als er nach Hause ging ...

Nährende Mittel und körperliche Übungen aller Art, — das war die Grundlage von Senator Buddenbrooks sorgenden Bemühungen um seinen Sohn. Nicht minder aufmerksam aber trachtete er danach, ihn geistig zu beeinflussen und ihn mit lebendigen Eindrücken aus der praktischen Welt zu versehen, für die er bestimmt war.

Er fing an, ihn ein wenig in das Bereich seiner zukünftigen Tätigkeit einzuführen, er nahm ihn mit sich auf Geschäftsgänge, zum Hafen hinunter und ließ ihn dabeistehen, wenn er am Kai mit den Löscharbeitern in einem Gemisch von Dänisch und Plattdeutsch plauderte, in den kleinen, finsteren Speicherkontoren mit den Geschäftsführern konferierte oder draußen den Männern einen Befehl erteilte, die mit hohlen und langgezogenen Rufen die Kornsäcke zu den Böden hinaufwanden ... Für Thomas Buddenbrook selbst war dieses Stück Welt am Hafen, zwischen Schiffen, Schuppen und Speichern, wo es nach Butter, Fischen, Wasser, Teer und geöltem Eisen roch, von klein auf der liebste und interessanteste Aufenthalt gewesen; und da Freude und Teilnahme daran sich bei seinem Sohne von selbst nicht äußerten, so mußte er darauf bedacht sein, sie zu wecken... Wie hießen nun die Dampfer, die mit Kopenhagen verkehrten? Najaden ... Halmstadt ... Friederike Oeverdieck ... „Nun, daß du wenigstens diese weißt, mein Junge, das ist schon *etwas*. Auch die anderen wirst du

dir noch merken ... Ja, von den Leuten, die da die Säcke hinaufwinden, heißen manche wie du, mein Lieber, weil sie nach deinem Großvater getauft sind. Und unter ihren Kindern kommt häufig mein Name vor ... und auch der von Mama ... Man schenkt ihnen dann jährlich eine Kleinigkeit ... So, an diesem Speicher gehen wir vorüber und reden nicht mit den Männern; da haben wir nichts zu sagen; das ist ein Konkurrent ..."

„Willst du mitkommen, Hanno?" sagte er ein andermal ... „Ein neues Schiff, das zu unserer Reederei gehört, läuft heute nachmittag vom Stapel. Ich taufe es ... Hast du Lust?"

Und Hanno gab an, daß er Lust habe. Er ging mit und hörte die Taufrede seines Vaters, sah zu, wie er eine Champagnerflasche am Bug zerschellte und blickte mit fremden Augen dem Schiffe nach, welches die gänzlich mit grüner Seife beschmierte schiefe Ebene hinab und in das hoch aufschäumende Wasser glitt ...

An gewissen Tagen des Jahres, am Palmsonntag, wenn die Konfirmationen stattfanden, oder am Neujahrstage, unternahm Senator Buddenbrook zu Wagen eine Tournee von Visiten in einer Reihe von Häusern, denen er gesellschaftlich verpflichtet war, und da seine Gattin es vorzog, sich bei solchen Gelegenheiten mit Nervosität und Migräne zu entschuldigen, so forderte er Hanno auf, ihn zu begleiten. Und Hanno hatte auch hierzu Lust. Er stieg zu seinem Vater in die Droschke und saß stumm an seiner Seite in den Empfangszimmern, indem er mit stillen Augen sein leichtes, taktsicheres und so verschiedenartiges, so sorgfältig abgetöntes Benehmen gegen die Leute beobachtete. Er sah

zu, wie er dem Oberſtleutnant und Bezirkskommandanten Herrn von Rinnlingen, welcher beim Abſchied betonte, er wiſſe die Ehre dieſes Beſuches ſehr wohl zu ſchätzen, mit liebenswürdiger Erſchrockenheit einen Augenblick den Arm um die Schulter legte; wie er an anderer Stelle eine ähnliche Bemerkung ruhig und ernſt entgegennahm und ſie an einer dritten mit einem ironiſch übertriebenen Gegenkompliment abwehrte ... Alles mit einer formalen Verſiertheit des Wortes und der Gebärde, die er erſichtlich gern der Bewunderung ſeines Sohnes produzierte und von der er ſich unterrichtende Wirkung verſprach.

Aber der kleine Johann ſah mehr, als er ſehen ſollte, und ſeine Augen, dieſe ſchüchternen, goldbraunen, bläulich umſchatteten Augen beobachteten zu gut. Er ſah nicht nur die ſichere Liebenswürdigkeit, die ſein Vater auf alle wirken ließ, er ſah auch — ſah es mit einem ſeltſamen, quälenden Scharfblick — wie furchtbar ſchwer ſie zu machen war, wie ſein Vater nach jeder Viſite wortkarger und bleicher, mit geſchloſſenen Augen, deren Lider ſich gerötet hatten, in der Wagenecke lehnte, und Entſetzen im Herzen erlebte er es, daß auf der Schwelle des nächſten Hauſes eine Maske über ebendieſes Geſicht glitt, immer aufs neue eine plötzliche Elaſtizität in die Bewegungen ebendieſes ermüdeten Körpers kam ... Das Auftreten, Reden, Sichbenehmen, Wirken und Handeln unter Menſchen ſtellte ſich dem kleinen Johann nicht als ein naives, natürliches und halb unbewußtes Vertreten praktiſcher Intereſſen dar, die man mit anderen gemein hat und gegen andere durchſetzen will, ſondern als eine Art von Selbſtzweck, eine bewußte und künſtliche Anſtrengung, bei welcher, anſtatt der aufrichtigen und einfachen

inneren Beteiligung, eine furchtbar schwierige und aufreibende Virtuosität für Haltung und Rückgrat aufkommen mußte. Und bei dem Gedanken, man erwarte, daß auch er dereinst in öffentlichen Versammlungen auftreten und unter dem Druck aller Blicke mit Wort und Gebärde tätig sein sollte, schloß Hanno mit einem Schauder angstvollen Widerstrebens seine Augen . . .

Ach, das war die Wirkung nicht, die Thomas Buddenbrook von dem Einfluß seiner Persönlichkeit auf seinen Sohn erhoffte! Unbefangenheit vielmehr, Rücksichtslosigkeit und einen einfachen Sinn für das praktische Leben in ihm zu erwecken, auf nichts anderes waren all seine Gedanken gerichtet.

„Du scheinst gern gut zu leben, mein Lieber", sagte er, wenn Hanno eine zweite Portion Dessert oder eine halbe Tasse Kaffee nach dem Essen erbat . . . „Da mußt du ein tüchtiger Kaufmann werden und viel Geld verdienen! Willst du das?" Und der kleine Johann antwortete: „Ja."

Dann und wann, wenn die Familie beim Senator zu Tische gebeten war, und Tante Antonie oder Onkel Christian nach alter Gewohnheit sich über die arme Tante Klothilde lustig zu machen und in der ihr eigenen langgedehnten und demütig-freundlichen Sprache mit ihr zu reden begannen, so konnte es geschehen, daß Hanno, unter der Einwirkung des unalltäglich schweren Rotweines, einen Augenblick auch seinerseits in diesen Ton geriet und sich mit irgendeiner Mokerie an Tante Klothilde wandte. Dann lachte Thomas Buddenbrook — ein lautes, herzliches, ermunterndes, fast dankbares Lachen, wie ein Mensch, dem eine hocherfreuliche, heitere Genugtuung zuteil geworden ist, ja, er fing an, seinen

Sohn zu unterstützen und selbst in die Neckerei einzustimmen: und doch hatte er sich eigentlich seit Jahr und Tag dieses Tones gegen die arme Verwandte begeben. Es war so billig, so gänzlich gefahrlos, seine Überlegenheit über die beschränkte, demütige, magere und immer hungrige Klothilde geltend zu machen, daß er es trotz aller Harmlosigkeit, die dabei herrschte, als gemein empfand. Mit Widerstreben empfand er es so, mit jenem verzweifelten Widerstreben, das er alltäglich im praktischen Leben seiner skrupulösen Natur entgegensetzen mußte, wenn er es wieder einmal nicht fassen, nicht darüber hinwegkommen konnte, wie es möglich sei, eine Situation zu erkennen, zu durchschauen und sie dennoch ohne Schamempfindung auszunutzen . . . Aber die Situation ohne Schamgefühl auszunutzen, sagte er sich, das ist Lebenstüchtigkeit!

Ach, wie froh, wie glücklich, wie hoffnungsvoll entzückt er über jedes geringste Anzeichen dieser Lebenstüchtigkeit war, das der kleine Johann an den Tag legte!

Drittes Kapitel

Seit manchem Jahr hatten Buddenbrooks sich der weiteren sommerlichen Reisen entwöhnt, die ehemals üblich gewesen waren, und selbst, als im vorigen Frühling die Senatorin dem Wunsche gefolgt war, ihren alten Vater in Amsterdam zu besuchen und nach so langer Zeit einmal wieder ein paar Duos mit ihm zu geigen, hatte ihr Gatte nur in ziemlich wortkarger Weise seine Einwilligung gegeben. Daß aber Gerda, der kleine Johann und Fräulein Jungmann alljährlich für die Dauer der Sommerferien ins Kurhaus von

Travemünde übersiedelten, war hauptsächlich Hannos Gesundheit wegen die Regel geblieben . . .

Sommerferien an der See! Begriff wohl irgend jemand weit und breit, was für ein Glück das bedeutete? Nach dem schwerflüssigen und sorgenvollen Einerlei unzähliger Schultage vier Wochen lang eine friedliche und kummerlose Abgeschiedenheit, erfüllt von Tanggeruch und dem Rauschen der sanften Brandung . . . Vier Wochen, eine Zeit, die an ihrem Beginne nicht zu übersehen und ermessen war, an deren Ende zu glauben unmöglich und von deren Ende zu sprechen eine lästerliche Roheit war. Niemals verstand es der kleine Johann, wie dieser oder jener Lehrer es über sich gewann, am Schlusse des Unterrichtes Redewendungen laut werden zu lassen wie etwa: „Hier werden wir nach den Ferien fortfahren und zu dem und dem übergehen . . .“ Nach den Ferien! Er schien sich noch darauf zu freuen, dieser unbegreifliche Mann im blanken Kammgarnrock! Nach den Ferien! War das überhaupt ein Gedanke! So wundervoll weit in graue Ferne entrückt war alles, was jenseits dieser vier Wochen lag!

In einem der beiden Schweizerhäuser, welche, durch einen schmalen Mittelbau verbunden, mit der „Konditorei“ und dem Hauptgebäude des Kurhauses eine gerade Linie bildeten: welch ein Erwachen, am ersten Morgen, nachdem tagszuvor das Vorzeigen des Zeugnisses wohl oder übel überstanden und die Fahrt in der bepackten Droschke zurückgelegt war! Ein unbestimmtes Glücksgefühl, das in seinem Körper emporstieg und sein Herz sich zusammenziehen ließ, schreckte ihn auf . . . er öffnete die Augen und umfaßte mit einem gierigen und seligen Blick die altfränkischen Möbel

des reinlichen kleinen Zimmers ... Eine Sekunde ſchlaftrunkener, wonniger Verwirrung — und dann begriff er, daß er in Travemünde war, für vier unermeßliche Wochen in Travemünde! Er regte ſich nicht; er lag ſtill auf dem Rücken in dem ſchmalen gelbhölzernen Bette, deſſen Linnen vor Alter außerordentlich dünn und weich waren, ſchloß hie und da aufs neue ſeine Augen und fühlte, wie ſeine Bruſt in tiefen, langſamen Atemzügen vor Glück und Unruhe erzitterte.

Das Zimmer lag in dem gelblichen Tageslicht, das ſchon durch das geſtreifte Rouleau hereinfiel, während doch ringsum noch alles ſtill war und Ida Jungmann ſowohl wie Mama noch ſchliefen. Nichts war zu vernehmen, als das gleichmäßige und friedliche Geräuſch, mit dem drunten der Hausknecht den Kies des Kurgartens harkte, und das Summen einer Fliege, die zwiſchen Rouleau und Fenſter beharrlich gegen die Scheibe ſtürmte, und deren Schatten man auf der geſtreiften Leinwand in langen Zickzacklinien umherſchießen ſah ... Stille! Das einſame Geräuſch der Harke und monotones Summen! Und dieſer ſanft belebte Friede erfüllte den kleinen Johann alsbald mit der köſtlichen Empfindung jener ruhigen, wohlgepflegten und diſtinguierten Abgeſchiedenheit des Bades, die er ſo über alles liebte. Nein, Gott ſei geprieſen, hierher kam keiner der blanken Kammgarnröcke, die auf Erden Regeldetrie und Grammatik vertraten, hierher nicht, denn es war ziemlich koſtſpielig hier draußen ...

Ein Anfall von Freude machte, daß er aus dem Bette ſprang und auf nackten Füßen zum Fenſter lief. Er zog das Rouleau empor, öffnete den einen Flügel, indem er den

weißlackierten Haken löste, und blickte der Fliege nach, die über die Kieswege und Rosenbeete des Kurgartens hin davonflog. Der Musiktempel, im Halbkreise von Buchsbaum umwachsen, stand noch leer und still den Hotelgebäuden gegenüber. Das „Leuchtenfeld", das seinen Namen nach dem Leuchtturm trug, der irgendwo zur Rechten aufragte, dehnte sich unter dem weißlich bezogenen Himmel aus, bis sein kurzes, von kahlen Erdflecken unterbrochenes Gras in hohe und harte Strandgewächse und dann in Sand überging, dort, wo man die Reihen der kleinen, hölzernen Privatpavillons und der Sitzkörbe unterschied, die auf die See hinausblickten. Sie lag da, die See, in Frieden und Morgenlicht, in flaschengrünen und blauen, glatten und gekrausten Streifen, und ein Dampfer kam zwischen den rotgemalten Tonnen, die ihm das Fahrwasser bezeichneten, von Kopenhagen daher, ohne daß man zu wissen brauchte, ob er „Najaden" oder „Friederike Oeverdieck" hieß. Und Hanno Buddenbrook zog wieder tief und mit stiller Seligkeit den würzigen Atem ein, den die See zu ihm herübersandte, und grüßte sie zärtlich mit den Augen, mit einem stummen, dankbaren und liebevollen Gruße.

Und dann begann der Tag, der erste dieser armseligen achtundzwanzig Tage, die anfangs wie eine ewige Seligkeit erschienen und, waren die ersten vorüber, so verzweifelt schnell zerrannen . . . Es wurde auf dem Balkon oder unter dem großen Kastanienbaum gefrühstückt, der drunten vor dem Kinderspielplatze stand, dort, wo die große Schaukel hing, — und alles, der Geruch, den das eilig gewaschene Tischtuch ausströmte, wenn der Kellner es ausbreitete, die Servietten aus Seidenpapier, das fremdartige Brot, der Um-

ſtand, daß man die Eier nicht wie zu Hauſe mit knöchernen, ſondern mit gewöhnlichen Teelöffeln und aus metallenen Bechern aß, — alles entzückte den kleinen Johann.

Und was folgte, war alles frei und leicht geordnet, ein wunderbar müßiges und pflegſames Wohlleben, das ungeſtört und kummerlos verging: der Vormittag am Strande, während droben die Kurkapelle ihr Morgenprogramm erledigte, dieſes Liegen und Ruhen zu Füßen des Sitzkorbes, dieſes zärtliche und träumeriſche Spielen mit dem weichen Sande, der nicht beſchmutzt, dieſes mühe- und ſchmerzloſe Schweifen und Sichverlieren der Augen über die grüne und blaue Unendlichkeit hin, von welcher, frei und ohne Hindernis, mit ſanftem Sauſen ein ſtarker, friſch, wild und herrlich duftender Hauch daherkam, der die Ohren umhüllte und einen angenehmen Schwindel hervorrief, eine gedämpfte Betäubung, in der das Bewußtſein von Zeit und Raum und allem Begrenzten ſtill ſelig unterging ... Das Baden dann, das hier eine erfreulichere Sache war, als in Herrn Asmuſſens Anſtalt, denn es gab hier kein „Gänſefutter", das hellgrüne, kriſtallklare Waſſer ſchäumte weithin, wenn man es aufrührte, ſtatt eines ſchleimigen Bretterbodens ſchmeichelte der weich gewellte Sandboden den Sohlen, und Konſul Hagenſtröms Söhne waren weit, ſehr weit, in Norwegen oder Tirol. Der Konſul liebte es, im Sommer eine ausgedehntere Erholungsreiſe zu unternehmen — und warum alſo nicht, nicht wahr ... Ein Spaziergang, zur Erwärmung, den Strand entlang, bis zum „Mövenſtein" oder zum „Seetempel", ein Imbiß, am Sitzkorbe eingenommen, — und die Stunde näherte ſich, da man hinauf in die Zimmer ging, um vor der Toilette zur Table d'hote eine kleine

Stunde zu ruhen. Die Table d'hote war luſtig, das Bad ſtand in Flor, viele Leute, Familien, die den Buddenbrooks befreundet waren, ſowohl wie Hamburger und ſogar engliſche und ruſſiſche Herrſchaften füllten den großen Saal des Kurhauſes, an einem feierlichen Tiſchchen kredenzte ein ſchwarz gekleideter Herr die Suppe aus einer ſilberblanken Terrine, es gab vier Gänge, die ſchmackhafter, würziger und jedenfalls auf irgendeine feſtlichere Weiſe zubereitet waren als zu Hauſe, und an vielen Stellen der langen Tafeln ward Champagner getrunken. Oftmals kamen einzelne Herren aus der Stadt, die ſich von ihren Geſchäften nicht während der ganzen Woche feſſeln ließen, die ſich amüſieren und nach dem Eſſen die Roulette ein wenig in Bewegung ſetzen wollten: Konſul Peter Döhlmann, der ſeine Tochter zu Hauſe gelaſſen hatte und mit ſchallender Stimme auf Plattdeutſch ſo ungenierte Geſchichten erzählte, daß die Hamburger Damen vor Lachen huſteten und um einen Augenblick Pauſe baten; Senator Doktor Cremer, der alte Polizeichef; Onkel Chriſtian und ſein Schulfreund, Senator Gieſeke, der ebenfalls ohne Familie war und alles für Chriſtian Buddenbrook bezahlte ... Später, wenn die Erwachſenen zu den Klängen der Muſik unter dem Zeltdache der Konditorei den Kaffee tranken, ſaß Hanno auf einem Stuhle unermüdlich vor den Stufen des Tempels und lauſchte ... Es war geſorgt für den Nachmittag. Es gab eine Schießbude im Kurgarten, und zur Rechten der Schweizerhäuſer ſtanden die Stallgebäude mit Pferden, Eſeln und den Kühen, deren Milch man warm, ſchaumig und duftend zur Veſperſtunde trank. Man konnte einen Spaziergang machen, in das Städtchen, die „Vorderreihe" entlang; man konnte von

dort aus mit einem Boote zum „Prival“ überſetzen, an deſſen Strande es Bernſtein zu finden gab, konnte ſich auf dem Kinderſpielplatze an einer Krocket-Partie beteiligen oder ſich auf einer Bank des bewaldeten Hügels, der hinter den Hotels gelegen war, und auf dem die große Table-d'hote-Glocke hing, von Ida Jungmann vorleſen laſſen . . . Und doch war das Klügſte ſtets, zur See zurückzukehren und noch im Zwielicht, das Geſicht dem offenen Horizonte zugewandt, auf der Spitze des Bollwerks zu ſitzen, den großen Schiffen, die vorüberglitten, mit dem Taſchentuch zuzuwinken und zu horchen, wie die kleinen Wellen mit leiſem Plaudern wider die Steinblöcke klatſchten und die ganze Weite ringsum von dieſem gelinden und großartigen Sauſen erfüllt war, das dem kleinen Johann gütevoll zuſprach und ihn beredete, in ungeheurer Zufriedenheit ſeine Augen zu ſchließen. Dann aber ſagte Ida Jungmann: „Komm, Hannochen; müſſen gehen; Abendbrotzeit; wirſt dir den Tod holen, wenn du hier wirſt ſchlafen wollen . . .“ Welch ein beruhigtes, befriedigtes und in wohltätiger Ordnung arbeitendes Herz er immer mitnahm vom Meere! Und wenn er ſein Abendbrot mit Milch oder ſtark gemalztem Braunbier im Zimmer gegeſſen hatte, während ſeine Mutter ſpäter in der Glasveranda des Kurhauſes in größerer Geſellſchaft ſpeiſte, ſo ſenkte ſich, kaum daß er wieder zwiſchen dem altersdünnen Linnen ſeines Bettes lag, zu den ſanften und vollen Schlägen eben dieſes befriedigten Herzens und den gedämpften Rhythmen des Abendkonzertes ganz ohne Schrecken und Fieber der Schlaf über ihn . . .

Am Sonntag erſchien, gleich einigen anderen Herren, die während der Woche von ihren Geſchäften in der Stadt zu-

rückgehalten wurden, der Senator bei den Seinen und blieb bis zum Montagmorgen. Aber obgleich dann Eis und Champagner an der Table d'hote serviert ward, obgleich Eselritte und Segelpartien in die offene See hinaus veranstaltet wurden, liebte der kleine Johann diese Sonntage nicht sehr. Die Ruhe und Abgeschlossenheit des Bades war gestört. Eine Menge von Leuten aus der Stadt, die gar nicht hierher gehörten, „Eintagsfliegen aus dem guten Mittelstande", wie Ida Jungmann sie mit wohlwollender Geringschätzung nannte, bevölkerte am Nachmittage Kurgarten und Strand, um Kaffee zu trinken, Musik zu hören, zu baden, und Hanno hätte am liebsten im geschlossenen Zimmer den Abfluß dieser festlich geputzten Störenfriede erwartet . . . Nein, er war froh, wenn am Montag alles wieder ins alltägliche Geleise kam, wenn auch die Augen seines Vaters, diese Augen, denen er sechs Tage lang fern gewesen war, und die, er hatte es wohl gefühlt, während des ganzen Sonntages wieder kritisch und forschend auf ihm geruht hatten, nicht mehr da waren . . .

Und vierzehn Tage waren vorbei, und Hanno sagte sich und beteuerte es jedem, der es hören wollte, daß jetzt noch eine Zeit komme, so lang wie die Michaelisferien. Allein das war ein trügerischer Trost, denn war die Höhe der Ferien erreicht, so ging es abwärts und gegen Ende, schnell, so fürchterlich schnell, daß er sich an jede Stunde hätte klammern mögen, um sie nicht vorüber zu lassen, und jeden Seeluftatemzug verlangsamen, um das Glück nicht achtlos zu vergeuden.

Aber die Zeit verging unaufhaltsam im Wechsel von Regen und Sonnenschein, See- und Landwind, stiller, brü-

tender Wärme und lärmenden Gewittern, die nicht über das Waſſer konnten und kein Ende nehmen zu wollen ſchienen. Es gab Tage, an denen der Nordoſtwind die Bucht mit ſchwarzgrüner Flut überfüllte, welche den Strand mit Tang, Muſcheln und Quallen bedeckte und die Pavillons bedrohte. Dann war die trübe, zerwühlte See weit und breit mit Schaum bedeckt. Große, ſtarke Wogen wälzten ſich mit einer unerbittlichen und furchteinflößenden Ruhe heran, neigten ſich majeſtätiſch, indem ſie eine dunkelgrüne, metallblanke Rundung bildeten, und ſtürzten toſend, krachend, ziſchend, donnernd über den Sand ... Es gab andere Tage, an denen der Weſtwind die See zurücktrieb, daß der zierlich gewellte Grund weit hinaus freilag und überall nackte Sandbänke ſichtbar waren, während der Regen in Strömen herniederging, Himmel, Erde und Waſſer ineinander verſchwammen und der Stoßwind in den Regen fuhr und ihn gegen die Fenſterſcheiben trieb, daß nicht Tropfen, ſondern Bäche daran hinunterfloſſen und ſie undurchſichtig machten. Dann hielt Hanno ſich meiſtens im Kurſaale auf, am Pianino, das zwar bei den Reunions von Walzern und Schottiſchen ein wenig zerhämmert war und auf dem ſich nicht ſo wohllautend phantaſieren ließ, wie zu Haus auf dem Flügel, aber mit deſſen gedeckter und gluckſender Klangart doch recht unterhaltende Wirkungen zu erzielen waren ... Und wieder kamen andere Tage, träumeriſche, blaue, ganz windſtille und brütend warme, an denen die blauen Fliegen ſummend in der Sonne über dem „Leuchtenfeld" ſtanden und die See ſtumm und ſpiegelnd, ohne Hauch und Regung lag. Und waren noch drei Tage übrig, ſo ſagte ſich Hanno und machte es jedem klar, daß jetzt noch eine Zeit komme, ſo

lang wie die ganzen Pfingſtferien. Aber ſo unanfechtbar dieſe Rechnung war, glaubte er doch ſelbſt nicht daran, und ſeines Herzens hatte ſich längſt die Erkenntnis bemächtigt, daß der Mann im blanken Kammgarnrock dennoch recht gehabt, daß die vier Wochen dennoch ein Ende nahmen, und daß man nun dennoch da fortfahren, wo man aufgehört, und zu dem und dem übergehen werde . . .

Die bepackte Droſchke hielt vorm Kurhauſe, der Tag war da. Hanno hatte früh morgens der See und dem Strande ſein Adieu geſagt; er ſagte es nun den Kellnern, die ihre Trinkgelder entgegennahmen, dem Muſiktempel, den Roſenbeeten und dieſer ganzen Sommerszeit. Und dann, unter den Verbeugungen des Hotel-Perſonals, ſetzte ſich der Wagen in Bewegung.

Er paſſierte die Allee, die zum Städtchen führte und fuhr die „Vorderreihe" entlang . . . Hanno drückte den Kopf in die Wagenecke und ſah, an Ida Jungmann vorbei, die friſchäugig, weißhaarig und knochig ihm gegenüber auf dem Rückplatze ſaß, zum Fenſter hinaus. Der Morgenhimmel war weißlich bedeckt, und die Trave warf kleine Wellen, die ſchnell vor dem Winde dahereilten. Dann und wann prickelten Regentropfen gegen die Scheiben. Am Ausgange der „Vorderreihe" ſaßen Leute vor ihren Haustüren und flickten Netze; barfüßige Kinder kamen herbeigelaufen und betrachteten neugierig den Wagen. Die blieben hier . . .

Als der Wagen die letzten Häuſer zurückließ, beugte Hanno ſich vor, um noch einmal den Leuchtturm zu ſehen; dann lehnte er ſich zurück und ſchloß die Augen. „Nächſt's Jahr wieder, Hannochen", ſagte Ida Jungmann mit tiefer, tröſtender Stimme; aber dieſer Zuſpruch hatte nur gefehlt,

um ſein Kinn in zitternde Bewegung zu ſetzen und die Tränen unter ſeinen langen Wimpern hervorquellen zu laſſen.

Sein Geſicht und ſeine Hände waren von der Seeluft gebräunt; aber wenn man mit dieſem Badeaufenthalt den Zweck verfolgt hatte, ihn härter, energiſcher, friſcher und widerſtandsfähiger zu machen, ſo war man jämmerlich fehlgegangen; von dieſer hoffnungsloſen Wahrheit war er ganz erfüllt. Sein Herz war durch dieſe vier Wochen voll Meeresandacht und eingehegtem Frieden nur noch viel weicher, verwöhnter, träumeriſcher, empfindlicher geworden und nur noch viel unfähiger, bei dem Ausblick auf Herrn Tiedges Regeldetrie tapfer zu bleiben und bei dem Gedanken an das Auswendiglernen der Geſchichtszahlen und grammatiſchen Regeln, an das verzweifelt leichtſinnige Wegwerfen der Bücher und den tiefen Schlaf, um allem zu entgehen, an die Angſt am Morgen und vor den Stunden, die Kataſtrophen, die feindlichen Hagenſtröms und die Anforderungen, die ſein Vater an ihn ſtellte, nicht vollſtändig zu verzagen.

Dann aber ermunterte die morgendliche Fahrt ihn ein wenig, die, zwiſchen dem Gezwitſcher der Vögel, durch die waſſererfüllten Geleiſe der Landſtraße dahinging. Er dachte an Kai und das Wiederſehen mit ihm, an Herrn Pfühl, die Klavierſtunden, den Flügel und ſein Harmonium. Übrigens war morgen Sonntag, und der erſte Schultag, übermorgen, war noch gefahrlos. Ach, er fühlte noch ein wenig Sand vom Strande in ſeinen Knöpfſtiefeln ... er wollte den alten Grobleben bitten, ihn immer darin zu laſſen ... Mochte es nur alles wieder beginnen, das mit den Kammgarnröcken und das mit Hagenſtröms und das andere. Er hatte, was er hatte. Er wollte ſich der See und des Kurgartens erinnern,

wenn alles wieder auf ihn einstürmte, und ein ganz kurzer Gedanke an das Geräusch, mit dem abends in der Stille die kleinen Wellen, weither, aus der in geheimnisvollem Schlummer liegenden Ferne kommend, gegen das Bollwerk geplanscht hatten, sollte ihn so getrost, so unberührbar gegen alle Widrigkeiten machen . . .

Dann kam die Fähre, es kam die Israelsdorfer Allee, der Jerusalemsberg, das Burgfeld, der Wagen erreichte das Burgtor, neben dem zur Rechten die Mauern des Gefängnisses aufragten, wo Onkel Weinschenk saß, er rollte die Burgstraße entlang und über den Koberg, ließ die Breitestraße zurück und fuhr bremsend die stark abfallende Fischergrube hinunter . . . Da war die rote Fassade mit dem Erker und den weißen Karyatiden, und als sie von der mittagwarmen Straße in die Kühle des steinernes Flures traten, kam der Senator, die Feder in der Hand, aus dem Kontor heraus, um sie zu begrüßen . . .

Und langsam, langsam, mit heimlichen Tränen, lernte der kleine Johann wieder, die See zu missen, sich zu ängstigen und ungeheuerlich zu langweilen, stets der Hagenströms gewärtig zu sein und sich mit Kai, Herrn Pfühl und der Musik zu trösten.

Die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße und Tante Klothilde richteten, sobald sie seiner ansichtig wurden, die Frage an ihn, wie nach den Ferien die Schule schmecke, — mit einem neckischen Blinzeln, das ein überlegenes Verständnis für seine Lage vorgab, und jenem sonderbaren Erwachsenen-Hochmut, der alles, was Kinder angeht, möglichst spaßhaft und oberflächlich behandelt; und Hanno hielt diesen Fragen stand.

Drei oder vier Tage nach der Rückkehr in die Stadt erſchien der Hausarzt Doktor Langhals in der Fiſchergrube, um die Wirkungen des Bades feſtzuſtellen. Nachdem er eine längere Konferenz mit der Senatorin gehabt, ward Hanno vorgeführt, um ſich, halb entkleidet, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen — ſeines status praesens, wie Doktor Langhals ſagte, indem er ſeine Fingernägel beſah. Er unterſuchte Hannos ſpärliche Muskulatur, die Breite ſeiner Bruſt und die Funktion ſeines Herzens, ließ ſich über alle ſeine Lebensäußerungen Bericht erſtatten, nahm ſchließlich vermittelſt einer Nadelſpritze einen Blutstropfen aus Hannos ſchmalem Arm, um zu Hauſe eine Analyſe vorzunehmen, und ſchien im allgemeinen wieder nicht recht befriedigt.

„Wir ſind ziemlich braun geworden," ſagte er, indem er Hanno, der vor ihm ſtand, umarmte, die kleine, ſchwarzbehaarte Hand auf ſeiner Schulter gruppierte und zur Senatorin und Fräulein Jungmann emporſah, „aber ein allzu betrübtes Geſicht machen wir immer noch."

„Er hat Heimweh nach der See", bemerkte Gerda Buddenbrook.

„So, ſo . . . alſo dort biſt du ſo gern!" fragte Doktor Langhals, indem er dem kleinen Johann mit ſeinen eitlen Augen ins Geſicht blickte . . . Hanno verfärbte ſich. Was bedeutete dieſe Frage, auf die Doktor Langhals erſichtlich eine Antwort erwartete? Eine wahnwitzige und phantaſtiſche Hoffnung, möglich gemacht durch die ſchwärmeriſche Überzeugung, daß allen Kammgarnmännern der Welt zum Trotz vor Gott nichts unmöglich ſei, ſtieg in ihm auf.

„Ja . . ." brachte er hervor, ſeine erweiterten Augen ſtarr auf den Doktor gerichtet. Aber Doktor Langhals

hatte gar nichts Beſonderes bei ſeiner Frage im Sinne gehabt.

„Nun, der Effekt der Bäder und der guten Luft wird ſchon noch nachkommen . . . ſchon noch nachkommen!“ ſagte er, indem er dem kleinen Johann auf die Schulter klopfte, ihn von ſich ſchob und mit einem Kopfnicken gegen die Senatorin und Ida Jungmann — dem überlegenen, wohlwollenden und ermunternden Kopfnicken des wiſſenden Arztes, an deſſen Augen und Lippen man hängt, ſich erhob und die Konſultation beendete . . .

Das bereitwilligſte Verſtändnis noch für ſeinen Schmerz um die See, dieſe Wunde, die ſo langſam vernarbte und, von der geringſten Härte des Alltages berührt, wieder zu brennen und zu bluten begann, fand Hanno bei Tante Antonie, die ihn mit erſichtlichem Vergnügen vom Travemünder Leben erzählen hörte und auf ſeine ſehnſüchtigen Lobpreiſungen lebhaften Herzens einging.

„Ja, Hanno,“ ſagte ſie, „was wahr iſt, bleibt ewig wahr, und Travemünde iſt ein ſchöner Aufenthalt! Bis ich den Fuß ins Grab ſetze, weißt du, werde ich mich mit Freuden an die Sommerwochen erinnern, die ich dort als junges, dummes Ding einmal erlebte. Ich wohnte bei Leuten, die ich gern hatte, und die mich auch wohl leiden konnten, wie es ſchien, denn ich war ein hübſcher Springinsfeld damals — jetzt kann ich altes Weib es ja ausſprechen — und faſt immer guter Dinge. Es waren brave Leute, will ich dir ſagen, bieder, gutherzig und gradſinnig und außerdem ſo geſcheit, gelehrt und begeiſtert, wie ich ſpäter im Leben überhaupt keine mehr gefunden habe. Ja, es war ein außerordentlich anregender Verkehr mit ihnen. Ich habe da, was

Anſchauungen und Kenntniſſe betrifft, weißt du, für mein ganzes Leben viel gelernt, und wenn nicht anderes dazwiſchen gekommen wäre, allerhand Ereigniſſe ... kurz, wie es im Leben ſo geht ... ſo hätte ich dummes Ding wohl noch manches profitiert. Willſt du wiſſen, wie dumm ich damals war? Ich wollte die bunten Sterne aus den Quallen herausheben. Ich trug eine ganze Menge Quallen im Taſchentuche nach Hauſe und legte ſie ſäuberlich auf den Balkon in die Sonne, damit ſie verdunſteten ... Dann mußten die Sterne doch übrig bleiben! Ja, gut ... als ich nachſah, war da ein ziemlich großer naſſer Fleck. Es roch nur ein bißchen nach faulem Seetang ..."

Viertes Kapitel

Zu Beginn des Jahres 1873 ward dem Gnadengeſuch Hugo Weinſchenks vom Senate ſtattgegeben und der ehemalige Direktor ein halbes Jahr vor Ablauf der ihm zugemeſſenen Strafzeit auf freien Fuß geſetzt.

Würde Frau Permaneder ehrlich geſprochen haben, ſo hätte ſie zugeben müſſen, daß dieſes Ereignis ſie gar nicht ſehr freudig berührte, und daß ſie es lieber geſehen hätte, wenn alles nun auch bis ans Ende geblieben wäre, wie es einmal war. Sie lebte mit ihrer Tochter und ihrer Enkelin friedlich am Lindenplatze, im Verkehr mit dem Hauſe in der Fiſchergrube und mit ihrer Penſionsfreundin Armgard von Maiboom, geb. von Schilling, die ſeit dem Ableben ihres Gatten in der Stadt wohnte. Sie wußte längſt, daß ſie außerhalb der Mauern ihrer Vaterſtadt eigentlich nirgends am richtigen und würdigen Platze war, und ver-

spürte mit ihren Münchener Erinnerungen, ihrem beständig schwächer und reizbarer werdenden Magen und ihrem wachsenden Ruhebedürfnis durchaus keine Neigung, auf ihre alten Tage noch einmal in eine große Stadt des geeinten Vaterlandes oder gar ins Ausland überzusiedeln.

„Liebes Kind," sagte sie zu ihrer Tochter, „ich muß dich nun etwas fragen, etwas Ernstes! . . . Du liebst deinen Mann doch noch immer von ganzem Herzen? Du liebst ihn doch so, daß du ihm, wohin er sich jetzt auch wenden möge, mit eurem Kinde folgen willst, da seines Bleibens hier ja leider nicht ist?"

Und da Frau Erika Weinschenk, geb. Grünlich, hierauf unter Tränen, die alles mögliche bedeuten konnten, genau so pflichtgemäß antwortete, wie Tony selbst einstmals unter ähnlichen Umständen in ihrer Villa bei Hamburg ihrem Vater geantwortet hatte, so fing man an, mit einer nahen Trennung zu rechnen . . .

Es war ein Tag, beinahe so schauerlich wie der, an dem Direktor Weinschenk in Haft genommen war, als Frau Permaneder ihren Schwiegersohn in einer geschlossenen Droschke vom Gefängnisse abholte. Sie brachte ihn in ihre Wohnung am Lindenplatze, und dort blieb er, nachdem er verwirrt und ratlos Frau und Kind begrüßt, in dem Zimmer, das man ihm eingeräumt, und rauchte von früh bis spät Zigarren, ohne es zu wagen, auf die Straße zu gehen, ja meistens ohne die Mahlzeiten mit den Seinen gemeinsam zu nehmen, ein ergrauter und vollständig kopfscheuer Mensch.

Das Gefängnisleben hatte seiner körperlichen Gesundheit nichts anhaben können, denn Hugo Weinschenk war stets

von durabler Konstitution gewesen; aber es stand doch äußerst traurig um ihn. Es war entsetzlich, zu sehen, wie dieser Mann, der höchstwahrscheinlich nichts anderes begangen hatte, als was die meisten seiner Kollegen ringsum mit gutem Mut alle Tage begingen, und der, wäre er nicht ertappt worden, ohne Zweifel erhobenen Hauptes und unberührt heiteren Gewissens seinen Pfad gewandert wäre, — durch seinen bürgerlichen Fall, durch die Tatsache der gerichtlichen Verurteilung und diese drei Gefängnisjahre nun moralisch so vollkommen gebrochen war. Er hatte vor Gericht aus tiefster Überzeugung beteuert, und von Sachverständigen war es ihm bestätigt worden, daß das kecke Manöver, welches er seiner Gesellschaft und sich selbst zu Ehr' und Vorteil unternommen, in der Geschäftswelt als Usance gelte. Die Juristen aber, Herren, die nach seiner eigenen Meinung von diesen Dingen gar nichts verstanden, die unter ganz anderen Begriffen und in einer ganz anderen Weltanschauung lebten, hatten ihn wegen Betruges verurteilt, und dieser Spruch, dem die staatliche Macht zur Seite stand, hatte seine Selbstschätzung dermaßen zu erschüttern vermocht, daß er niemandem mehr ins Angesicht zu blicken wagte. Sein federnder Gang, die unternehmende Art, mit der er sich in der Taille seines Gehrockes gewiegt, mit den Fäusten balanciert und die Augen gerollt hatte, die ungemeine Frische, mit der er von der Höhe seiner Unwissenheit und Unbildung herab seine Fragen und Erzählungen zum besten gegeben hatte, — alles war dahin! Es war so sehr dahin, daß den Seinen vor so viel Gedrücktheit, Feigheit und dumpfer Würdelosigkeit graute.

Nachdem Herr Hugo Weinschenk acht oder zehn Tage lang sich lediglich mit Rauchen beschäftigt hatte, fing er an, Zeitungen zu lesen und Briefe zu schreiben. Und dies hatte nach dem Verlaufe weiterer acht oder zehn Tage zur Folge, daß er in unbestimmten Wendungen erklärte, in London scheine sich ihm eine neue Position zu bieten, doch wolle er zunächst allein dorthin reisen, um die Sache persönlich zu regeln und erst, wenn alles in Richtigkeit sei, Frau und Kind zu sich zu rufen.

Er fuhr, von Erika begleitet, in geschlossenem Wagen zum Bahnhof und reiste ab, ohne irgendeinen seiner übrigen Verwandten noch einmal gesehen zu haben.

Einige Tage später traf, noch aus Hamburg, ein an seine Gattin gerichtetes Schreiben ein, in welchem er zu wissen tat, er sei entschlossen, sich keinesfalls eher mit Frau und Kind zu vereinigen oder auch nur von sich hören zu lassen, als bis er ihnen eine angemessene Existenz werde bieten können. Und dies war Hugo Weinschenks letztes Lebenszeichen. Niemand vernahm seitdem das geringste von ihm. Obgleich später Frau Permaneder, versiert in solchen Dingen und voll umsichtiger Tatkraft wie sie war, mehrere Aufrufe nach ihrem Schwiegersohn ergehen ließ, um, wie sie mit wichtiger Miene erklärte, der Scheidungsklage wegen böswilligen Verlassens eine volle Begründung zu geben, war und blieb er verschollen, und so kam es, daß Erika Weinschenk mit der kleinen Elisabeth nach wie vor bei ihrer Mutter in der hellen Etage am „Lindenplatze" verblieb.

Fünftes Kapitel

Die Ehe, aus welcher der kleine Johann hervorgegangen war, hatte, als Gesprächsgegenstand genommen, in der Stadt niemals an Reiz verloren. So gewiß wie jedem der beiden Gatten etwas Extravagantes und Rätselhaftes eigen war, so gewiß trug diese Ehe selbst den Charakter des Ungewöhnlichen und Fragwürdigen. Hier ein wenig hinters Licht zu kommen und, abgesehen von den dürftigen, äußeren Tatsachen, dem Verhältnis ein wenig auf den Grund zu gehen, schien eine schwierige, aber lohnende Aufgabe... Und in Wohn- und Schlafstuben, in Klubs und Kasinos, ja selbst an der Börse sprachen die Leute über Gerda und Thomas Buddenbrook desto mehr, je weniger sie von ihnen wußten.

Wie hatten diese beiden sich gefunden, und wie standen sie zueinander? Man erinnerte sich der jähen Entschlossenheit, mit der vor achtzehn Jahren der damals dreißigjährige Thomas Buddenbrook zu Werke gegangen war. „Diese oder keine", das war sein Wort gewesen, und es mußte sich mit Gerda wohl ähnlich verhalten haben, denn sie hatte in Amsterdam bis zu ihrem siebenundzwanzigsten Jahre Körbe ausgeteilt und diesen Bewerber alsbald erhört. Eine Liebesheirat also, dachten die Leute in ihrem Sinne; denn so schwer es ihnen wurde, mußten sie einräumen, daß Gerdas Dreihunderttausend doch wohl nur eine Rolle zweiten Ranges bei der Sache gespielt hatten. Allein von Liebe wiederum, von dem, was man unter Liebe verstand, war zwischen den beiden von Anbeginn höchst wenig zu spüren gewesen. Von Anbeginn vielmehr hatte man nichts

als Höflichkeit in ihrem Umgang konstatiert, eine zwischen Gatten ganz außerordentliche, korrekte und respektvolle Höflichkeit, die aber unverständlicherweise nicht aus innerer Fernheit und Fremdheit, sondern aus einer sehr eigenartigen, stummen und tiefen gegenseitigen Vertrautheit und Kenntnis, einer beständigen gegenseitigen Rücksicht und Nachsicht hervorzugehen schien. Daran hatten die Jahre nicht das geringste geändert. Die Änderung, die sie hervorgebracht hatten, bestand nur darin, daß jetzt der Altersunterschied der beiden, so selten geringfügig er den Jahren nach war, anfing, in auffälliger Weise hervorzutreten . . .

Man sah die beiden an und fand, daß dies ein stark alternder, schon ein bißchen beleibter Mann, mit einer jungen Frau zur Seite, war. Man fand, daß Thomas Buddenbrook verfallen aussah — ja, dies war trotz der nachgerade ein wenig komisch wirkenden Eitelkeit, mit der er sich zurechtstutzte, das einzig richtige Wort für ihn — während Gerda sich in diesen achtzehn Jahren fast gar nicht verändert hatte. Sie erschien gleichsam konserviert in der nervösen Kälte, in der sie lebte und die sie ausströmte. Ihr dunkelrotes Haar hatte genau seine Farbe behalten, ihr schönes, weißes Gesicht genau sein Ebenmaß und die Gestalt ihre schlanke und hohe Vornehmheit. In den Winkeln ihrer etwas zu kleinen und etwas zu nahe beieinander liegenden braunen Augen lagerten immer noch die bläulichen Schatten . . . Man traute diesen Augen nicht. Sie blickten seltsam, und was etwa in ihnen geschrieben stand, vermochten die Leute nicht zu entziffern. Diese Frau, deren Wesen so kühl, so eingezogen, verschlossen, reserviert und ablehnend war und die nur an ihre Musik ein wenig

Lebenswärme zu verausgaben schien, erregte unbestimmte Verdächte. Die Leute holten ihr bißchen verstaubte Menschenkenntnis hervor, um sie gegen Senator Buddenbrooks Gattin anzuwenden. Stille Wasser waren oft tief. Mancher hatte es faustdick hinter den Ohren. Und da sie doch wünschten, sich die ganze Sache ein Stückchen näher zu bringen und überhaupt irgend etwas davon zu wissen und zu verstehen, so führte ihre bescheidene Phantasie sie zu der Annahme, es könne wohl nicht anders sein, als daß die schöne Gerda ihren alternden Mann nun ein wenig betröge.

Sie gaben wohl acht, und es dauerte nicht lange, bis sie einig darüber waren, daß Gerda Buddenbrook in ihrem Verhältnis zu Herrn Leutnant von Throta gelinde gesagt die Grenzen des Sittsamen überschritt.

Renee Maria von Throta, aus den Rheinlanden gebürtig, stand als Sekondeleutnant bei einem der Infanteriebataillone, die in der Stadt garnisonierten. Der rote Kragen nahm sich gut aus zu seinem schwarzen Haar, das seitwärts gescheitelt und rechts in einem hohen, dichten und gelockten Kamm von der weißen Stirn zurückgestrichen war. Aber obwohl er groß und stark von Gestalt erschien, rief seine ganze Erscheinung, seine Bewegungen sowohl wie seine Art zu sprechen und zu schweigen, einen äußerst unmilitärischen Eindruck hervor. Er liebte es, eine Hand zwischen die Knöpfe seines halb offenen Interimsrockes zu schieben oder dazusitzen, indem er die Wange gegen den Handrücken lehnte; seine Verbeugungen entbehrten jeglicher Strammheit, man hörte nicht einmal seine Absätze dabei zusammenschlagen, und er behandelte die Uniform an seinem muskulösen Körper genau so nachlässig und launisch

wie einen Zivilanzug. Selbst sein schmales, schräg zu den Mundwinkeln hinablaufendes Jünglings-Schnurrbärtchen, dem nicht Spitze noch Schwung hätte gegeben werden können, trug dazu bei, diesen unmartialischen Gesamteindruck zu verstärken. Das merkwürdigste an ihm aber waren die Augen: große, außerordentlich glänzende und so schwarze Augen, daß sie wie unergründliche, glühende Tiefen erschienen, Augen, welche schwärmerisch, ernst und schimmernd auf Dingen und Gesichtern ruhten . . .

Ohne Zweifel war er wider Willen oder doch ohne Liebe zur Sache in die Armee eingetreten, denn trotz seiner Körperstärke war er untüchtig im Dienste und unbeliebt bei seinen Kameraden, deren Interessen und Vergnügungen — die Interessen und Vergnügungen junger Offiziere, die vor kurzem von einem siegreichen Feldzuge zurückgekehrt waren — er zu wenig teilte. Er galt für einen unangenehmen und extravaganten Sonderling unter ihnen, der einsame Spaziergänge machte, der weder Pferde noch Jagd, noch Spiel, noch Frauen liebte, und dessen ganzer Sinn der Musik zugewandt war, denn er spielte mehrere Instrumente und war, mit seinen glühenden Augen und seiner unmilitärischen, zugleich saloppen und schauspielerhaften Haltung, in allen Opern und Konzerten zu sehen, während er Klub und Kasino mißachtete.

Wohl oder übel erledigte er die notwendigsten Visiten in den hervorragenden Familien; aber er lehnte beinahe alle Einladungen ab und verkehrte eigentlich nur im Hause Buddenbrook . . . zuviel, wie die Leute meinten, zuviel, wie auch der Senator selber meinte . . .

Niemand ahnte, was in Thomas Buddenbrook vorging,

niemand durfte es ahnen, und gerade dies: alle Welt über ſeinen Gram, ſeinen Haß, ſeine Ohnmacht in Unwiſſenheit zu erhalten, war ſo fürchterlich ſchwer! Die Leute fingen an, ihn ein wenig lächerlich zu finden, aber vielleicht hätten ſie Mitleid verſpürt und ſolche Gefühle unterdrückt, wenn ſie im entfernteſten vermutet hätten, mit welcher angſtvollen Reizbarkeit er vor dem Lächerlichen auf der Hut war, wie er es längſt von weitem hatte nahen ſehen und es vorausempfunden hatte, bevor noch ihnen irgend etwas davon in den Sinn gekommen war. Auch ſeine Eitelkeit, dieſe vielfach beſpöttelte „Eitelkeit", war ja zum guten Teile aus dieſer Sorge hervorgegangen. Er war der erſte geweſen, der das beſtändig hervortretende Mißverhältnis zwiſchen ſeiner eigenen Erſcheinung und Gerdas ſonderbarer Unberührtheit, der die Jahre nichts anhatten, mit Argwohn ins Auge gefaßt hatte, und jetzt, ſeit Herr von Throta in ſein Haus gekommen war, mußte er ſeine Beſorgnis mit dem Reſt ſeiner Kräfte bekämpfen und verſtecken, mußte es, um nicht durch das Kundwerden dieſer Beſorgnis ſchon ſeinen Namen dem allgemeinen Lächeln preiszugeben.

Gerda Buddenbrook und der junge, eigenartige Offizier hatten einander, wie ſich verſteht, auf dem Gebiete der Muſik gefunden. Herr von Throta ſpielte Klavier, Geige, Bratſche, Violoncell und Flöte — alles vortrefflich — und oft ward dem Senator der kommende Beſuch im voraus angekündigt, dadurch, daß Herr von Throtas Burſche, den Cellokaſten auf dem Rücken ſchleppend, an den grünen Fenſtervorſätzen des Privatkontors vorüberging und im Hauſe verſchwand ... Dann ſaß Thomas Buddenbrook an ſeinem Schreibtiſch und wartete, bis er auch ihn ſelbſt, den Freund ſeiner Frau,

in sein Haus eintreten sah, bis über ihm im Salon die Harmonien aufwogten, die unter Singen, Klagen und übermenschlichem Jubeln gleichsam mit krampfhaft ausgestreckten, gefalteten Händen emporrangen und nach allen irren und vagen Ekstasen in Schwäche und Schluchzen hinsanken in Nacht und Schweigen. Mochten sie doch rollen und brausen, weinen und jauchzen, einander aufschäumend umschlingen und sich so übernatürlich gebärden wie sie nur wollten! Das Schlimme, das eigentlich Qualvolle war die Lautlosigkeit, die ihnen folgte, die dann dort oben im Salon so lange, lange herrschte, und die zu tief und unbelebt war, um nicht Grauen zu erregen. Kein Schritt erschütterte die Decke, kein Stuhl ward gerückt; es war eine unlautere, hinterhältige, schweigende, verschweigende Stille ... Dann saß Thomas Buddenbrook und ängstigte sich so sehr, daß er manchmal leise ächzte.

Was fürchtete er? Wieder hatten die Leute Herrn von Throta in das Haus eintreten sehen, und mit ihren Augen gleichsam, so, wie es sich ihnen darstellte, sah er dies Bild: sich selbst, den alternden, abgenutzten und übellaunigen Mann unten im Kontor am Fenster sitzen, während droben seine schöne Frau mit ihrem Galan musizierte und nicht nur musizierte ... Ja, so erschienen ihnen die Dinge, er wußte es. Und dennoch wußte er auch, daß das Wort „Galan" für Herrn von Throta eigentlich sehr wenig bezeichnend war. Ach, er wäre beinahe glücklich gewesen, wenn er ihn so hätte nennen und auffassen dürfen, ihn als einen windigen, unwissenden und ordinären Jungen hätte verstehen und verachten können, der seine normale Portion von Übermut in ein wenig Kunst ausströmen läßt und damit Frauenherzen

gewinnt. Er ließ nichts unversucht, ihn zu einer solchen Figur zu stempeln. Er rief einzig und allein zu diesem Behufe die Instinkte seiner Väter in sich wach: das ablehnende Mißtrauen des seßhaften und sparsamen Kaufmannes gegenüber der abenteuerlustigen, leichtfertigen und geschäftlich unsicheren Kriegerkaste. In Gedanken sowohl wie in Gesprächen nannte er Herrn von Throta beständig mit geringschätziger Betonung „der Leutnant"; und dabei fühlte er allzu gut, daß dieser Titel nach allen am schlechtesten geeignet war, das Wesen dieses jungen Mannes auszudrücken . . .

Was fürchtete Thomas Buddenbrook? Nichts . . . Nichts Nennbares. Ach, hätte er sich gegen etwas Handgreifliches, Einfaches und Brutales zur Wehre setzen dürfen! Er neidete den Leuten dort draußen die Schlichtheit des Bildes, das sie sich von der Sache machten; aber während er hier saß und, den Kopf in den Händen, qualvoll horchte, wußte er allzu wohl, daß „Betrug" und „Ehebruch" nicht Laute waren, um die singenden und abgründig stillen Dinge bei Namen zu nennen, die sich dort oben begaben.

Manchmal, wenn er hinaus auf die grauen Giebel und die vorübergehenden Bürger blickte, wenn er seine Augen auf der vor ihm hängenden Gedenktafel, dem Jubiläumsgeschenk, den Porträts seiner Väter ruhen ließ und der Geschichte seines Hauses gedachte, so sagte er sich, daß all dies das Ende von allem sei, und daß nur dies, was jetzt vorgehe, noch gefehlt habe. Ja, es hatte nur gefehlt, daß seine Person zum Gespött werde und sein Name, sein Familienleben in das Geschrei der Leute komme, damit allem die Krone aufgesetzt würde . . . Aber dieser Gedanke tat ihm fast wohl, weil er ihm einfach, faßlich und gesund,

ausdenkbar und aussprechbar erschien im Vergleich mit dem Brüten über diesem schimpflichen Rätsel, diesem mysteriösen Skandal zu seinen Häupten ...

Er ertrug es nicht länger, er schob den Sessel zurück, verließ das Kontor und stieg in das Haus hinauf. Wohin sollte er sich wenden? In den Salon, um Herrn von Throta unbefangen und ein wenig von oben herab zu begrüßen, ihn zum Abendessen zu bitten und, wie schon mehrere Male, eine abschlägige Antwort entgegenzunehmen? Denn es war das eigentlich Unerträgliche, daß der Leutnant ihn vollständig mied, fast alle offiziellen Einladungen ablehnte und nur an dem privaten und freien Verkehr mit der Senatorin festzuhalten beliebte ...

Warten? Irgendwo, vielleicht im Rauchzimmer, warten, bis er fortginge, und dann vor Gerda treten und sich mit ihr aussprechen, sie zur Rede stellen? — Man stellte Gerda nicht zur Rede, man sprach sich mit ihr nicht aus. Worüber? Das Bündnis mit ihr war auf Verständnis, Rücksicht und Schweigen gegründet. Es war nicht nötig, sich auch vor ihr noch lächerlich zu machen. Den Eifersüchtigen spielen, hieße den Leuten dort draußen recht geben, den Skandal proklamieren, ihn laut werden lassen ... Empfand er Eifersucht? Auf wen? Auf was? Ach, weit entfernt! etwas so Starkes weiß Handlungen hervorzubringen, falsche, törichte vielleicht, aber eingreifende und befreiende. Ach nein, nur ein wenig Angst empfand er, ein wenig quälende und jagende Angst vor dem Ganzen ...

Er ging in sein Ankleidekabinett hinauf, um sich die Stirn mit Eau de Cologne zu waschen, und stieg dann wieder zum ersten Stockwerk hinunter, entschlossen, das Schweigen im

Salon um jeden Preis zu brechen. Aber als er den ſchwarz-goldenen Griff der weißen Tür ſchon erfaßt hielt, ſetzte mit einem ſtürmiſchen Aufbrauſen die Muſik wieder ein, und er wich zurück.

Er ging über die Geſindetreppe ins Erdgeſchoß hinab, über die Diele und den kalten Flur bis zum Garten, kehrte wieder zurück und machte ſich auf der Diele mit dem ausgeſtopften Bären und auf dem Abſatz der Haupttreppe mit dem Goldfiſchbaſſin zu ſchaffen, unfähig, irgendwo zur Ruhe zu kommen, horchend und lauernd, voll Scham und Gram, niedergedrückt und umhergetrieben von dieſer Furcht vor dem heimlichen und vor dem öffentlichen Skandal . . .

Einſtmals, in ſolcher Stunde, als er im zweiten Stockwerk an der Galerie lehnte und durch das lichte Treppenhaus hinunterblickte, wo alles ſchwieg, kam der kleine Johann aus ſeinem Zimmer, die Stufen des „Altans" herab und über den Korridor, um ſich in irgendeiner Angelegenheit zu Ida Jungmann zu begeben. Er wollte, indem er mit dem Buche, das er trug, die Wand entlangſtrich, mit geſenkten Augen und einem leiſen Gruße an ſeinem Vater vorübergehen; aber der Senator redete ihn an.

„Nun, Hanno, was treibſt du?"

„Ich arbeite, Papa; ich will zu Ida, um ihr vorzuüberſetzen . . ."

„Wie geht es? Was haſt du auf?"

Und immer mit geſenkten Wimpern, aber raſch und ſichtlich angeſtrengt, mit einer korrekten, klaren und geiſtesgegenwärtigen Antwort aufzuwarten, erwiderte Hanno, nachdem er eilig hinuntergeſchluckt hatte: „Wir haben eine Nepos-Präparation, eine kaufmänniſche Rechnung ins Reine zu

schreiben, französische Grammatik, die Flüsse von Nordamerika . . . deutsche Aufsatzkorrektur . . ."

Er schwieg, unglücklich darüber, daß er zuletzt nicht „und" gesagt und die Stimme mit Entschiedenheit gesenkt hatte; denn nun wußte er nicht mehr zu nennen, und die ganze Antwort war wieder abrupt und ungeschlossen hervorgebracht. — „Mehr nicht", sagte er, so bestimmt er konnte, wenn auch ohne aufzublicken. Aber sein Vater schien nicht darauf zu achten. Er hielt Hannos freie Hand in seinen Händen und spielte damit, zerstreut und augenscheinlich ohne etwas von dem Gesagten aufgefangen zu haben, fingerte unbewußt und langsam an den zarten Gelenken und schwieg.

Und dann, plötzlich, vernahm Hanno über sich etwas, was in gar keinem Zusammenhange mit dem eigentlichen Gespräche stand, eine leise, angstvoll bewegte und beinahe beschwörende Stimme, die er noch nie gehört, die Stimme seines Vaters dennoch, welche sagte: „Nun ist der Leutnant schon zwei Stunden bei Mama . . . Hanno . . ."

Und siehe da, bei diesem Klange schlug der kleine Johann seine goldbraunen Augen auf und richtete sie so groß, klar und liebevoll wie noch niemals auf seines Vaters Gesicht, dieses Gesicht mit den geröteten Lidern unter den hellen Brauen und den weißen, ein wenig gedunsenen Wangen, die von den lang ausgezogenen Spitzen des Schnurrbartes starr überragt wurden. Gott weiß, wieviel er begriff. Das eine aber war sicher, und sie fühlten es beide, daß in diesen Sekunden, während ihre Blicke ineinander ruhten, jede Fremdheit und Kälte, jeder Zwang und jedes Mißverständnis zwischen ihnen dahinsank, daß Thomas Buddenbrook, wie hier,

ſo überall, wo es ſich nicht um Energie, Tüchtigkeit und helläugige Friſche, ſondern um Furcht und Leiden handelte, des Vertrauens und der Hingabe ſeines Sohnes gewiß ſein konnte.

Er achtete deſſen nicht, er ſträubte ſich, deſſen zu achten Strenger als jemals zog er Hanno in dieſer Zeit zu praktiſchen Vorübungen für ſein künftiges, tätiges Leben heran, examinierte er ſeine Geiſteskräfte, drang er in ihn nach entſchloſſenen Äußerungen der Luſt zu dem Beruf, der ſeiner harrte, und brach in Zorn aus bei jedem Zeichen des Widerſtrebens und der Mattigkeit ... Denn es war an dem, daß Thomas Buddenbrook, achtundvierzig Jahre alt, ſeine Tage mehr und mehr als gezählt betrachtete und mit ſeinem nahen Tode zu rechnen begann.

Sein körperliches Befinden hatte ſich verſchlechtert. Appetit- und Schlafloſigkeit, Schwindel und jene Schüttelfröſte, zu denen er immer geneigt hatte, zwangen ihn mehrere Male, Doktor Langhals zu Rate zu ziehen. Aber er gelangte nicht dazu, des Arztes Verordnungen zu befolgen. Seine Willenskraft, in Jahren voll geſchäftiger und gehetzter Tatenloſigkeit angegriffen, reichte nicht aus dazu. Er hatte begonnen, am Morgen ſehr lange zu ſchlafen, obgleich er jeden Abend den zornigen Entſchluß faßte, ſich früh zu erheben, um den anbefohlenen Spaziergang vorm Tee zu machen. In Wirklichkeit führte er dies zwei- oder dreimal aus ... und ſo ging es in all und jeder Sache. Die beſtändige Anſpannung des Willens ohne Erfolg und Genugtuung zehrte an ſeiner Selbſtachtung und ſtimmte ihn verzweifelt. Er war weit entfernt, ſich den betäubenden Genuß der kleinen, ſcharfen, ruſſiſchen Zigaretten zu verſagen, die

er, seit seiner Jugend schon, täglich in Massen rauchte. Er sagte dem Doktor Langhals ohne Umschweife in sein eitles Gesicht hinein: „Sehen Sie, Doktor, mir die Zigaretten zu verbieten, ist Ihre Pflicht ... eine sehr leichte und sehr angenehme Pflicht, wahrhaftig! Das Verbot innezuhalten, ist meine Sache! dabei dürfen Sie zusehen ... Nein, wir wollen zusammen an meiner Gesundheit arbeiten, aber die Rollen sind zu ungerecht verteilt, mir fällt ein zu großer Anteil an dieser Arbeit zu! Lachen Sie nicht ... Das ist kein Witz ... Man ist so fürchterlich allein ... Ich rauche. Darf ich bitten?"

Und er präsentierte ihm sein Tula-Etui ...

Alle seine Kräfte nahmen ab; was sich in ihm verstärkte, war allein die Überzeugung, daß dies alles nicht lange währen könne, und daß sein Hintritt nahe bevorstehe. Es kamen ihm seltsame und ahnungsvolle Vorstellungen. Einige Male befiel ihn bei Tische die Empfindung, daß er schon nicht mehr eigentlich mit den Seinen zusammensitze, sondern, in eine gewisse, verschwommene Ferne entrückt, zu ihnen hinüberblicke ... Ich werde sterben, sagte er sich, und er rief abermals Hanno zu sich und sprach auf ihn ein: „Ich kann früher dahingehen, als wir denken, mein Sohn. Du mußt dann am Platze sein! Auch ich bin früh berufen worden ... Begreife doch, daß deine Indifferenz mich quält! Bist du nun entschlossen? ... Ja — ja — das ist keine Antwort, das ist wieder keine Antwort! Ob du mit Mut und Freudigkeit entschlossen bist, frage ich ... Glaubst du, daß du Geld genug hast und nichts wirst zu tun brauchen? Du hast nichts, du hast bitterwenig, du wirst gänzlich auf dich selbst gestellt sein! Wenn du leben

willſt, und ſogar gut leben, ſo wirſt du arbeiten müſſen, ſchwer, hart, härter noch als ich . . ."

Aber es war nicht nur dies; es war nicht mehr allein die Sorge um die Zukunft ſeines Sohnes und ſeines Hauſes, unter der er litt. Etwas anderes, Neues kam über ihn, bemächtigte ſich ſeiner und trieb ſeine müden Gedanken vor ſich her . . . Sobald er nämlich ſein zeitliches Ende nicht mehr als eine ferne, theoretiſche und unbeträchtliche Notwendigkeit, ſondern als etwas ganz Nahes und Greifbares betrachtete, für das es unmittelbare Vorbereitungen zu treffen galt, begann er zu grübeln, in ſich zu forſchen, ſein Verhältnis zum Tode und den unirdiſchen Fragen zu prüfen . . . und bereits bei den erſten derartigen Verſuchen ergab ſich ihm als Reſultat eine heilloſe Unreife und Unbereitſchaft ſeines Geiſtes, zu ſterben.

Der Buchſtabenglaube, das ſchwärmeriſche Bibelchriſtentum, das ſein Vater mit einem ſehr praktiſchen Geſchäftsſinn zu verbinden gewußt, und das ſpäter auch ſeine Mutter übernommen hatte, war ihm immer fremd geweſen. Seit Lebtag vielmehr hatte er den erſten und letzten Dingen die weltmänniſche Skepſis ſeines Großvaters entgegengebracht; zu tief aber, zu geiſtreich und zu metaphyſiſch bedürftig, um in der behaglichen Oberflächlichkeit des alten Johann Buddenbrook Genüge zu finden, hatte er ſich die Fragen der Ewigkeit und Unſterblichkeit hiſtoriſch beantwortet und ſich geſagt, daß er in ſeinen Vorfahren gelebt habe und in ſeinen Nachfahren leben werde. Dies hatte nicht allein mit ſeinem Familienſinn, ſeinem Patrizierſelbſtbewußtſein, ſeiner geſchichtlichen Pietät übereingeſtimmt, es hatte ihn auch in ſeiner Tätigkeit, ſeinem Ehrgeiz, ſeiner ganzen Lebensführung

unterstützt und bekräftigt. Nun aber zeigte sich, daß es vor dem nahen und durchdringenden Auge des Todes dahinsank und zunichte ward, unfähig, auch nur eine Stunde der Beruhigung und Bereitschaft hervorzubringen.

Obgleich Thomas Buddenbrook in seinem Leben hie und da mit einer kleinen Neigung zum Katholizismus gespielt hatte, war er doch ganz erfüllt von dem ernsten, tiefen, bis zur Selbstpeinigung strengen und unerbittlichen Verantwortlichkeitsgefühl des echten und leidenschaftlichen Protestanten. Nein, dem Höchsten und Letzten gegenüber gab es keinen Beistand von außen, keine Vermittlung, Absolution, Betäubung und Tröstung! Ganz einsam, selbständig und aus eigener Kraft mußte man in heißer und emsiger Arbeit, ehe es zu spät war, das Rätsel entwirren und sich klare Bereitschaft erringen, oder in Verzweiflung dahinfahren ... Und Thomas Buddenbrook wandte sich enttäuscht und hoffnungslos von seinem einzigen Sohne ab, in dem er stark und verjüngt fortzuleben gehofft hatte, und fing an, in Hast und Furcht nach der Wahrheit zu suchen, die es irgendwo für ihn geben mußte ...

Es war der Hochsommer des Jahres vierundsiebenzig. Silberweiße, rundliche Wolken zogen am tiefblauen Himmel über die zierliche Symmetrie des Stadtgartens hin, in den Zweigen des Walnußbaumes zwitscherten die Vögel mit fragender Betonung, der Springbrunnen plätscherte inmitten des Kranzes von hohen, lilafarbenen Schwertlilien, der ihn umgab, und der Duft des Flieders vermischte sich leider mit dem Syrupgeruch, den ein warmer Luftzug von der nahen Zuckerbrennerei herübertrug. Zum Erstaunen des Personals verließ der Senator jetzt oftmals in voller Arbeitszeit das

Kontor, um ſich, die Hände auf dem Rücken, in ſeinem Garten zu ergehen, den Kies zu harken, den Schlamm vom Springbrunnen zu fiſchen oder einen Roſenzweig zu ſtützen ... Sein Geſicht, mit den hellen Brauen, von denen eine ein wenig emporgezogen war, ſchien ernſt und aufmerkſam bei dieſen Beſchäftigungen; aber ſeine Gedanken gingen weit fort im Dunklen, ihre eigenen, mühſeligen Pfade.

Manchmal ſetzte er ſich, auf der Höhe der kleinen Terraſſe, in den von Weinlaub gänzlich eingehüllten Pavillon und blickte, ohne etwas zu ſehen, über den Garten hin auf die rote Rückwand ſeines Hauſes. Die Luft war warm und ſüß, und es war, als ob die friedlichen Geräuſche rings umher ihm beſänftigend zuſprächen und ihn einzulullen trachteten. Müde vom Ins-Leere-Starren, von Einſamkeit und Schweigen, ſchloß er dann und wann die Augen, um ſich alsbald wieder aufzuraffen und haſtig den Frieden von ſich zu ſcheuchen. Ich muß denken, ſagte er beinahe laut ... Ich muß alles ordnen, ehe es zu ſpät iſt ...

Hier aber war es, in dieſem Pavillon, in dem kleinen Schaukelſtuhl aus gelbem Rohr, wo er eines Tages vier volle Stunden lang mit wachſender Ergriffenheit in einem Buche las, das halb geſucht, halb zufällig in ſeine Hände geraten war ... Nach dem zweiten Frühſtück, die Zigarette im Munde, hatte er es im Rauchzimmer, in einem tiefen Winkel des Bücherſchrankes, hinter ſtattlichen Bänden verſteckt, gefunden und ſich erinnert, daß er es einſt vor Jahr und Tag beim Buchhändler zu einem Gelegenheitspreiſe achtlos erſtanden hatte: ein ziemlich umfangreiches, auf dünnem und gelblichem Papier ſchlecht gedrucktes und ſchlecht geheftetes Werk, der zweite Teil nur eines berühmten meta-

physischen Systems ... Er hatte es mit sich in den Garten genommen und wandte nun, in tiefer Versunkenheit, Blatt um Blatt ...

Eine ungekannte, große und dankbare Zufriedenheit erfüllte ihn. Er empfand die unvergleichliche Genugtuung, zu sehen, wie ein gewaltig überlegenes Gehirn sich des Lebens, dieses so starken, grausamen und höhnischen Lebens, bemächtigt, um es zu bezwingen und zu verurteilen ... die Genugtuung des Leidenden, der vor der Kälte und Härte des Lebens sein Leiden beständig schamvoll und bösen Gewissens versteckt hielt und plötzlich aus der Hand eines Großen und Weisen die grundsätzliche und feierliche Berechtigung erhält, an der Welt zu leiden — dieser besten aller denkbaren Welten, von der mit spielendem Hohne bewiesen ward, daß sie die schlechteste aller denkbaren sei.

Er begriff nicht alles; Prinzipien und Voraussetzungen blieben ihm unklar, und sein Sinn, in solcher Lektüre ungeübt, vermochte gewissen Gedankengängen nicht zu folgen. Aber gerade der Wechsel von Licht und Finsternis, von — dumpfer Verständnislosigkeit, vagem Ahnen und plötzlicher Hellsicht hielt ihn in Atem, und die Stunden schwanden, ohne daß er vom Buche aufgeblickt oder auch nur seine Stellung im Stuhle verändert hätte.

Er hatte anfänglich manche Seite ungelesen gelassen und rasch vorwärtsschreitend, unbewußt und eilig nach der Hauptsache, nach dem eigentlich Wichtigen verlangend, sich nur diesen oder jenen Abschnitt zu eigen gemacht, der ihn fesselte. Dann aber stieß er auf ein umfängliches Kapitel, das er vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchlas, mit festgeschlossenen Lippen und zusammengezogenen Brauen, ernst,

mit einem vollkommenen, beinahe erſtorbenen, von keiner Regung des Lebens um ihn her beeinflußbaren Ernſt in der Miene. Es trug aber dieſes Kapitel den Titel: „Über den Tod und ſein Verhältnis zur Unzerſtörbarkeit unſeres Weſens an ſich.“ —

Ihm fehlten wenige Zeilen, als um vier Uhr das Folgmädchen durch den Garten kam und ihn zu Tiſche bat. Er nickte, las die übrigen Sätze, ſchloß das Buch und blickte um ſich ... Er fühlte ſein ganzes Weſen auf ungeheuerliche Art geweitet und von einer ſchweren, dunklen Trunkenheit erfüllt; ſeinen Sinn umnebelt und vollſtändig berauſcht von irgend etwas unſäglich Neuem, Lockendem und Verheißungsvollem, das an erſte, hoffende Liebesſehnſucht gemahnte. Aber als er mit kalten und unſicheren Händen das Buch in der Schublade des Gartentiſches verwahrte, war ſein glühender Kopf, in dem ein ſeltſamer Druck, eine beängſtigende Spannung herrſchte, als könnte irgend etwas darin zerſpringen, nicht eines vollkommenen Gedankens fähig.

Was war dies? fragte er ſich, während er ins Haus ging, die Haupttreppe erſtieg und ſich im Eßzimmer zu den Seinen ſetzte ... Was iſt mir geſchehen? Was habe ich vernommen? Was iſt zu mir geſprochen worden, zu mir, Thomas Buddenbrook, Ratsherr dieſer Stadt, Chef der Getreidefirma Johann Buddenbrook ...? War dies für mich beſtimmt? Kann ich es ertragen? Ich weiß nicht, was es war ... ich weiß nur, daß es zu viel, zu viel iſt für mein Bürgerhirn ...

In dieſem Zuſtande eines ſchweren, dunklen, trunkenen und gedankenloſen Überwältigtſeins verblieb er den ganzen

Tag. Dann aber kam der Abend, und unfähig, seinen Kopf länger auf den Schultern zu halten, ging er frühzeitig zu Bette. Er schlief drei Stunden lang, tief, unerreichbar tief, wie noch niemals in seinem Leben. Dann erwachte er, so jäh, so köstlich erschrocken, wie man einsam erwacht, mit einer keimenden Liebe im Herzen.

Er wußte sich allein in dem großen Schlafgemach, denn Gerda schlief jetzt in Ida Jungmanns Zimmer, die kürzlich, um näher beim kleinen Johann zu sein, eines der drei Altan-Zimmer bezogen hatte. Es herrschte dichte Nacht um ihn her, da die Vorhänge der beiden hohen Fenster fest geschlossen waren. In tiefer Stille und sacht lastender Schwüle lag er auf dem Rücken und blickte in das Dunkel empor.

Und siehe da: plötzlich war es, wie wenn die Finsternis vor seinen Augen zerrisse, wie wenn die samtne Wand der Nacht sich klaffend teilte und eine unermeßlich tiefe, eine ewige Fernsicht von Licht enthüllte ... Ich werde leben! sagte Thomas Buddenbrook beinahe laut und fühlte, wie seine Brust dabei vor innerlichem Schluchzen erzitterte. Dies ist es, daß ich leben werde! Es wird leben ... und daß dieses Es nicht ich bin, das ist nur eine Täuschung, das war nur ein Irrtum, den der Tod berichtigen wird. So ist es, so ist es! ... Warum? — Und bei dieser Frage schlug die Nacht wieder vor seinen Augen zusammen. Er sah, er wußte und verstand wieder nicht das geringste mehr und ließ sich tiefer in die Kissen zurücksinken, gänzlich geblendet und ermattet von dem bißchen Wahrheit, das er soeben hatte erschauen dürfen.

Und er lag stille und wartete inbrünstig, fühlte sich versucht, zu beten, daß es noch einmal kommen und ihn er-

hellen möge. Und es kam. Mit gefalteten Händen, ohne eine Regung zu wagen, lag er und durfte ſchauen ...

Was war der Tod? Die Antwort darauf erſchien ihm nicht in armen und wichtigtueriſchen Worten: er fühlte ſie, er beſaß ſie zuinnerſt. Der Tod war ein Glück, ſo tief, daß es nur in begnadeten Augenblicken, wie dieſer, ganz zu ermeſſen war. Er war die Rückkunft von einem unſäglich peinlichen Irrgang, die Korrektur eines ſchweren Fehlers, die Befreiung von den widrigſten Banden und Schranken — einen beklagenswerten Unglücksfall machte er wieder gut.

Ende und Auflöſung? Dreimal erbarmungswürdig jeder, der dieſe nichtigen Begriffe als Schreckniſſe empfand! Was würde enden und was ſich auflöſen? Dieſer ſein Leib ... Dieſe ſeine Perſönlichkeit und Individualität, dieſes ſchwerfällige, ſtörriſche, fehlerhafte und haſſenswerte Hindernis, etwas anderes und Beſſeres zu ſein!

War nicht jeder Menſch ein Mißgriff und Fehltritt? Geriet er nicht in eine peinvolle Haft, ſowie er geboren ward? Gefängnis! Gefängnis! Schranken und Bande überall! Durch die Gitterfenſter ſeiner Individualität ſtarrt der Menſch hoffnungslos auf die Ringmauern der äußeren Umſtände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft ...

Individualität! ... Ach, was man iſt, kann und hat, ſcheint arm, grau, unzulänglich und langweilig; was man aber nicht iſt, nicht kann und nicht hat, das eben iſt es, worauf man mit jenem ſehnſüchtigen Neide blickt, der zur Liebe wird, weil er ſich fürchtet, zum Haß zu werden.

Ich trage den Keim, den Anſatz, die Möglichkeit zu allen Befähigungen und Betätigungen der Welt in mir ...

Wo könnte ich sein, wenn ich nicht hier wäre! Wer, was, wie könnte ich sein, wenn ich nicht ich wäre, wenn diese meine persönliche Erscheinung mich nicht abschlösse und mein Bewußtsein von dem aller derer trennte, die nicht ich sind! Organismus! Blinde, unbedachte, bedauerliche Eruption des drängenden Willens! Besser, wahrhaftig, dieser Wille webt frei in raum- und zeitloser Nacht, als daß er in einem Kerker schmachtet, der von dem zitternden und wankenden Flämmchen des Intellektes notdürftig erhellt wird!

In meinem Sohne habe ich fortzuleben gehofft? In einer noch ängstlicheren, schwächeren, schwankenderen Persönlichkeit? Kindische, irregeführte Torheit! Was soll mir ein Sohn? Ich brauche keinen Sohn! ... Wo ich sein werde, wenn ich tot bin? Aber es ist so leuchtend klar, so überwältigend einfach! In allen denen werde ich sein, die je und je Ich gesagt haben, sagen und sagen werden: besonders aber in denen, die es voller, kräftiger, fröhlicher sagen ...

Irgendwo in der Welt wächst ein Knabe auf, gut ausgerüstet und wohlgelungen, begabt, seine Fähigkeiten zu entwickeln, gerade gewachsen und ungetrübt, rein, grausam und munter, einer von diesen Menschen, deren Anblick das Glück der Glücklichen erhöht und die Unglücklichen zur Verzweiflung treibt: — Das ist mein Sohn. Das bin ich, bald ... bald ... sobald der Tod mich von dem armseligen Wahne befreit, ich sei nicht sowohl er wie ich ...

Habe ich je das Leben gehaßt, dies reine, grausame und starke Leben? Torheit und Mißverständnis! Nur mich habe ich gehaßt, dafür, daß ich es nicht ertragen konnte. Aber ich liebe euch ... ich liebe euch alle, ihr Glücklichen,

und bald werde ich aufhören, durch eine enge Haft von euch ausgeſchloſſen zu ſein; bald wird das in mir, was euch liebt, wird meine Liebe zu euch frei werden und bei und in euch ſein . . . bei und in euch allen! — —

Er weinte; preßte das Geſicht in die Kiſſen und weinte, durchbebt und wie im Rauſche emporgehoben von einem Glück, dem keins in der Welt an ſchmerzlicher Süßigkeit zu vergleichen. Dies war es, dies alles, was ihn ſeit geſtern nachmittag trunken und dunkel erfüllt, was ſich inmitten der Nacht in ſeinem Herzen geregt und ihn geweckt hatte wie eine keimende Liebe. Und während er es nun begreifen und erkennen durfte — nicht in Worten und aufeinanderfolgenden Gedanken, ſondern in plötzlichen, beſeligenden Erhellungen ſeines Inneren — war er ſchon frei, war er ganz eigentlich ſchon erlöſt und aller natürlichen wie künſtlichen Schranken und Bande entledigt. Die Mauern ſeiner Vaterſtadt, in denen er ſich mit Willen und Bewußtſein eingeſchloſſen, taten ſich auf und erſchloſſen ſeinem Blicke die Welt, die ganze Welt, von der er in jungen Jahren dies und jenes Stückchen geſehen, und die der Tod ihm ganz und gar zu ſchenken verſprach. Die trügeriſchen Erkenntnisformen des Raumes, der Zeit und alſo der Geſchichte, die Sorge um ein rühmliches, hiſtoriſches Fortbeſtehen in der Perſon von Nachkommen, die Furcht vor irgendeiner endlichen hiſtoriſchen Auflöſung und Zerſetzung, — dies alles gab ſeinen Geiſt frei und hinderte ihn nicht mehr, die ſtete Ewigkeit zu begreifen. Nichts begann und nichts hörte auf. Es gab nur eine unendliche Gegenwart, und diejenige Kraft in ihm, die mit einer ſo ſchmerzlich ſüßen, drängenden und ſehnſüchtigen Liebe das Leben liebte, und von der ſeine Perſon

nur ein verfehlter Ausdruck war — sie würde die Zugänge zu dieser Gegenwart immer zu finden wissen.

Ich werde leben! flüsterte er in das Kissen, weinte und ... wußte im nächsten Augenblick nicht mehr, worüber. Sein Gehirn stand still, sein Wissen erlosch, und in ihm gab es plötzlich wieder nichts mehr als verstummende Finsternis. Aber es wird wiederkehren! versicherte er sich. Habe ich es nicht besessen? ... Und während er fühlte, wie Betäubung und Schlaf ihn unwiderstehlich überschatteten, schwor er sich einen teuren Eid, dies ungeheure Glück niemals fahren zu lassen, sondern seine Kräfte zu sammeln und zu lernen, zu lesen und zu studieren, bis er sich fest und unveräußerlich die ganze Weltanschauung zu eigen gemacht haben würde, aus der dies alles hervorgegangen war.

Allein das konnte nicht sein, und schon am nächsten Morgen, als er mit einem ganz kleinen Gefühl von Geniertheit über die geistigen Extravaganzen von gestern erwachte, ahnte er etwas von der Unausführbarkeit dieser schönen Vorsätze.

Er stand spät auf und hatte sich sogleich an den Debatten einer Bürgerschaftssitzung zu beteiligen. Das öffentliche, geschäftliche, bürgerliche Leben in den giebeligen und winkeligen Straßen dieser mittelgroßen Handelsstadt nahm seinen Geist und seine Kräfte wieder in Besitz. Immer noch mit dem Vorsatz beschäftigt, die wunderbare Lektüre wieder aufzunehmen, fing er doch an, sich zu fragen, ob die Erlebnisse jener Nacht in Wahrheit und auf die Dauer etwas für ihn seien und ob sie, träte der Tod ihn an, praktisch standhalten würden. Seine bürgerlichen Instinkte regten sich dagegen. Auch seine Eitelkeit regte sich: die Furcht vor

einer wunderlichen und lächerlichen Rolle. Standen ihm dieſe Dinge zu Geſicht? Ziemten ſie ihm, ihm, Senator Thomas Buddenbrook, Chef der Firma Johann Buddenbrook? . . .

Er gelangte niemals wieder dazu, einen Blick in das ſeltſame Buch zu werfen, das ſo viele Schätze barg, geſchweige denn ſich die übrigen Bände des großen Werkes zu verſchaffen. Die nervöſe Pedanterie, die ſich mit den Jahren ſeiner bemächtigt, verzehrte ſeine Tage. Gehetzt von fünfhundert nichtswürdigen und alltäglichen Bagatellen, die in Ordnung zu halten und zu erledigen ſein Kopf ſich plagte, war er zu willensſchwach, um eine vernünftige und ergiebige Einteilung ſeiner Zeit zu erreichen. Und zwei Wochen ungefähr nach jenem denkwürdigen Nachmittage war er ſo weit, daß er alles aufgab und dem Dienſtmädchen befahl, ein Buch, das unordentlicherweiſe in der Schublade des Gartentiſches umherliege, ſofort hinaufzutragen und in den Bücherſchrank zu ſtellen.

So aber geſchah es, daß Thomas Buddenbrook, der die Hände verlangend nach hohen und letzten Wahrheiten ausgeſtreckt hatte, matt zurückſank zu den Begriffen und Bildern, in deren gläubigem Gebrauch man ſeine Kindheit geübt hatte. Er ging umher und erinnerte ſich des einigen und perſönlichen Gottes, des Vaters der Menſchenkinder, der einen perſönlichen Teil ſeines Selbſt auf die Erde entſandt hatte, damit er für uns leide und blute, der am jüngſten Tage Gericht halten würde, und zu deſſen Füßen die Gerechten im Laufe der dann ihren Anfang nehmenden Ewigkeit für die Kümmerniſſe dieſes Jammertales entſchädigt werden würden . . . Dieſer ganzen, ein wenig unklaren und

ein wenig absurden Geschichte, die aber kein Verständnis, sondern nur gehorsamen Glauben beanspruchte, und die in feststehenden und kindlichen Worten zur Hand sein würde, wenn die letzten Ängste kamen . . . Wirklich?

Ach, auch hierin gelangte er nicht zum Frieden. Dieser Mann mit seiner nagenden Sorge um die Ehre seines Hauses, um seine Frau, seinen Sohn, seinen Namen, seine Familie, dieser abgenutzte Mann, der seinen Körper mit Mühe und Kunst elegant, korrekt und aufrecht erhielt, er plagte sich mehrere Tage mit der Frage, wie es nun eigentlich bestellt sei: ob nun eigentlich die Seele unmittelbar nach dem Tode in den Himmel gelange, oder ob die Seligkeit erst mit der Auferstehung des Fleisches beginne . . . Und wo blieb die Seele bis dahin? Hatte ihn jemals jemand in der Schule oder der Kirche darüber belehrt? Wie war es verantwortbar, den Menschen in einer solchen Unwissenheit zu lassen? — Und er war darauf und daran, Pastor Pringsheim zu besuchen und ihn um Rat und Trost anzugehen, bis er es im letzten Augenblick aus Furcht vor der Lächerlichkeit unterließ.

Endlich gab er alles auf und stellte alles Gott anheim. Da er aber mit der Ordnung seiner ewigen Angelegenheiten zu einem so unbefriedigenden Schluß gekommen war, so beschloß er, zum wenigsten einmal seine irdischen gewissenhaft zu bestellen, womit er einen lange gehegten Vorsatz zur Ausführung bringen würde.

Eines Tages vernahm der kleine Johann nach dem Mittagessen, im Wohnzimmer, wo die Eltern ihren Kaffee tranken, wie sein Vater der Mama die Mitteilung machte, er erwarte heute den Rechtsanwalt Doktor Soundso, um mit ihm sein Testament zu machen, dessen Fixierung er nicht

beſtändig ins Ungewiſſe hinausſchieben dürfe. Später übte Hanno im Salon eine Stunde lang auf dem Flügel. Als er aber dann über den Korridor gehen wollte, traf er mit ſeinem Vater und einem Herrn in langem, ſchwarzem Überrock zuſammen, welche die Haupttreppe heraufkamen.

„Hanno!“ ſagte der Senator kurz. Und der kleine Johann blieb ſtehen, ſchluckte hinunter und antwortete leiſe und eilig: „Ja, Papa . . .“

„Ich habe mit dieſem Herrn Wichtiges zu arbeiten“, fuhr ſein Vater fort. „Du ſtellſt dich, wenn ich bitten darf, vor dieſe Tür“ — er wies auf den Eingang zum Rauchzimmer — „und gibſt acht, daß niemand, hörſt du? abſolut niemand uns ſtört.“

„Ja, Papa“, ſagte der kleine Johann und ſtellte ſich vor die Tür, die ſich hinter den beiden Herren ſchloß.

Er ſtand dort, hielt mit einer Hand den Schifferknoten auf ſeiner Bruſt erfaßt, ſcheuerte ſeine Zunge an einem Zahne, dem er mißtraute, und horchte auf die ernſten und gedämpften Stimmen, die aus dem Inneren des Zimmers zu ihm drangen. Sein Kopf mit dem lockig in die Schläfen fallenden hellbraunen Haar war zur Seite geneigt, und unter zuſammengezogenen Brauen blickten ſeine goldbraunen, von bläulichen Schatten umlagerten Augen blinzelnd, mit einem abgeſtoßenen und grüblerischen Ausdruck zur Seite, einem Ausdruck, ganz ähnlich demjenigen, mit dem er an der Bahre ſeiner Großmutter den Blumengeruch und jenen anderen, fremden und doch ſo ſeltſam vertrauten Duft eingeatmet hatte.

Ida Jungmann kam und ſagte: „Hannochen, mein Jungchen, wo bleibſt du, was wirſt du hier herumzuſtehen haben!“

Der bucklige Lehrling kam aus dem Kontor, eine Depesche in der Hand und fragte nach dem Senator.

Und jedesmal streckte der kleine Johann seinen Arm in dem blauen mit einem Anker bestickten Matrosenärmel wagerecht vor der Tür aus, schüttelte den Kopf und sagte nach einem Augenblicke des Schweigens leise und fest: „Niemand darf hinein. — Papa macht sein Testament."

Sechstes Kapitel

Im Herbst sagte Doktor Langhals, indem er seine schönen Augen spielen ließ wie eine Frau: „Die Nerven, Herr Senator . . . an allem sind bloß die Nerven schuld. Und hie und da läßt auch die Blutzirkulation ein wenig zu wünschen übrig. Darf ich mir einen Ratschlag erlauben? Sie sollten sich dieses Jahr noch ein bißchen ausspannen! Diese paar Seeluft-Sonntage im Sommer haben natürlich nicht viel vermocht . . . Wir haben Ende September, Travemünde ist noch in Betrieb, es ist noch nicht vollständig entvölkert. Fahren Sie hin, Herr Senator, und setzen Sie sich noch ein wenig an den Strand. Vierzehn Tage oder drei Wochen reparieren schon manches . . ."

Und Thomas Buddenbrook sagte Ja und Amen hierzu. Als aber die Seinen von dem Entschlusse erfuhren, erbot sich Christian, ihn zu begleiten.

„Ich gehe mit, Thomas", sagte er einfach. „Du hast wohl nichts dagegen." Und obgleich der Senator eigentlich eine Menge dagegen hatte, sagte er abermals Ja und Amen.

Die Sache war die, daß Christian jetzt mehr als jemals Herr seiner Zeit war, denn wegen schwankender Gesundheit

hatte er ſich genötigt geſehen, auch ſeine letzte kaufmänniſche Tätigkeit, die Champagner- und Kognakagentur, fahren zu laſſen. Das Trugbild eines Mannes, der in der Dämmerung auf ſeinem Sofa ſaß und ihm zunickte, hatte ſich erfreulicherweiſe nicht wiederholt. Aber mit der periodiſchen „Qual" in ſeiner linken Seite war es womöglich noch ſchlimmer geworden, und Hand in Hand mit ihr ging eine große Anzahl anderer Unzuträglichkeiten, die Chriſtian ſorgfältig beobachtete und mit krauſer Naſe ſchilderte, wo er ging und ſtand. Oftmals, wie ſchon früher, verſagten beim Eſſen ſeine Schluckmuskeln, ſo daß er, den Biſſen im Halſe, daſaß und ſeine kleinen, runden, tiefliegenden Augen wandern ließ. Oftmals, wie ſchon früher, litt er an dem unbeſtimmten aber unbeſiegbaren Furchtgefühl vor einer plötzlichen Lähmung ſeiner Zunge, ſeines Schlundes, ſeiner Extremitäten, ja ſogar ſeines Denkvermögens. Zwar wurde nichts an ihm gelähmt; aber war nicht die Furcht davor beinahe noch ſchlimmer? Er erzählte ausführlich, wie er eines Tages, als er ſich Tee bereitete, das brennende Zündholz ſtatt über den Kochapparat über die offene Spiritusflaſche gehalten habe, ſo daß beinahe nicht nur er ſelbſt, ſondern auch die übrigen Hausbewohner, ja, vielleicht auch die der Nachbarhäuſer auf fürchterliche Weiſe umgekommen wären ... Dies ging zu weit. Was er aber mit beſonderer Ausführlichkeit, Eindringlichkeit und Anſtrengung, ſich ganz verſtändlich zu machen, beſchrieb, war eine ſcheußliche Anomalie, die er in letzter Zeit an ſich wahrgenommen hatte und die darin beſtand, daß er an gewiſſen Tagen, das heißt bei gewiſſer Witterung und Gemütsverfaſſung, kein offenes Fenſter ſehen konnte, ohne von dem gräßlichen

und durch nichts gerechtfertigten Drange befallen zu werden, hinauszuspringen . . . einem wilden und kaum unterdrückbaren Triebe, einer Art von unsinnigem und verzweifeltem Übermut! Eines Sonntages, als die Familie in der Fischergrube speiste, beschrieb er, wie er unter Aufbietung aller moralischen Kräfte auf Händen und Füßen habe zum offenen Fenster kriechen müssen, um es zu schließen . . . Hier aber schrie alles auf, und niemand wollte ihm weiter zuhören.

Diese und ähnliche Dinge konstatierte er mit einer gewissen schauerlichen Genugtuung. Was er aber nicht beobachtete und nicht feststellte, was ihm unbewußt blieb und sich darum beständig verschlimmerte, war der sonderbare Mangel an Taktgefühl, der ihm mit den Jahren immer mehr zu eigen geworden war. Es war schlimm, daß er im Familienkreise Anekdoten erzählte, so geartet, daß er sie höchstens im Klub hätte vorbringen dürfen. Aber es gab auch direkte Anzeichen dafür, daß sein Sinn für körperliche Schamhaftigkeit im Erlahmen begriffen war. In der Absicht, seiner Schwägerin Gerda, mit der er auf freundschaftlichem Fuße stand, zu zeigen, wie durabel gearbeitet seine englischen Socken seien, und wie mager er übrigens geworden sei, gewann er es über sich, vor ihren Augen sein weites, kariertes Beinkleid bis hoch über das Knie zurückzuziehen . . . „Da sieh, wie mager ich werde . . . Ist es nicht auffällig und sonderbar?" sagte er bekümmert, indem er mit krauser Nase auf sein knochiges und stark nach außen gekrümmtes Bein in der weißwollenen Unterhose zeigte, unter der sich das hagere Knie trübselig abzeichnete . . .

Er hatte, wie gesagt, jetzt jede kaufmännische Tätigkeit fahren lassen; aber diejenigen Stunden am Tage, die er

nicht im „Klub“ verbrachte, ſuchte er doch auf verſchiedene Weiſe auszufüllen, und er liebte es, ausdrücklich hervorzuheben, daß er trotz aller Behinderungen niemals vollſtändig aufgehört habe zu arbeiten. Er erweiterte ſeine Sprachkenntniſſe und hatte, der Wiſſenſchaft halber und ohne praktiſchen Endzweck, kürzlich begonnen, Chineſiſch zu lernen, worauf er vierzehn Tage lang viel Fleiß verwendet hatte. Zurzeit war er damit beſchäftigt, ein engliſch-deutſches Lexikon, das ihm unzulänglich ſchien, zu „ergänzen“; aber, da eine kleine Luftveränderung ihm ſowieſo einmal wieder not tat und da es ſchließlich ja wünſchenswert war, daß der Senator irgendwelche Begleitung hatte, ſo vermochte dies Geſchäft jetzt nicht, ihn in der Stadt feſtzuhalten . . .

Die beiden Brüder fuhren an die See; ſie fuhren, indeß der Regen auf das Verdeck des Wagens trommelte, auf der Landſtraße dahin, die nur eine Pfütze war, und ſprachen beinahe kein Wort. Chriſtian ließ ſeine Augen wandern, als horche er auf irgend etwas Verdächtiges; Thomas ſaß fröſtelnd in ſeinen Mantel gehüllt, mit müde blickenden, geröteten Augen, und die langausgezogenen Spitzen ſeines Schnurrbartes überragten ſtarr ſeine weißlichen Wangen. So fuhren ſie nachmittags in den Kurgarten ein, in deſſen verſchwemmtem Kies die Räder knirſchten. Der alte Makler Sigismund Goſch ſaß in der Glasveranda des Hauptgebäudes und trank Grog von Rum. Er ſtand auf, indem er durch die Zähne ziſchte, und dann ſetzten ſie ſich zu ihm, um, während die Koffer hinaufgetragen wurden, auch ihrerſeits etwas Warmes zu genießen.

Herr Goſch war ebenfalls noch Kurgaſt, gleich einigen wenigen Leuten, einer engliſchen Familie, einer ledigen Hol-

länderin und einem ledigen Hamburger, die jetzt mutmaßlich ihr Schläfchen vor der Table d'hote hielten, denn es war überall totenstill, und nur der Regen planschte. Mochten sie schlafen. Herr Gosch schlief am Tage nicht. Er war froh, wenn er sich zur Nacht ein paar Stunden Bewußtlosigkeit erobern konnte. Es ging ihm nicht gut, er gebrauchte diese späte Luftkur gegen das Zittern, das Zittern in seinen Gliedmaßen . . . verflucht! er konnte kaum noch das Grogglas halten, und — teuflischer! — er konnte nur selten noch schreiben, so daß es mit der Übersetzung von Lope de Vegas sämtlichen Dramen jämmerlich langsam vorwärts ging. Er war in sehr gedrückter Stimmung, und seine Gotteslästerungen waren ohne die rechte Freudigkeit. „Laß fahren dahin!" sagte er, und dies schien seine Lieblingsredensart geworden zu sein, denn er wiederholte sie beständig und oftmals ganz außer dem Zusammenhange.

Und der Senator? Was war es mit ihm? Wie lange gedachten die Herren zu bleiben?

Ach, Doktor Langhals habe ihn der Nerven wegen hergeschickt, antwortete Thomas Buddenbrook. Er habe natürlich gehorcht, trotz dieses Hundewetters, denn was tue man nicht aus Furcht vor seinem Arzte! Er fühlte sich ja wirklich ein wenig miserabel. Sie würden eben bleiben, bis es ihm besser gehe . . .

„Ja, übrigens geht es auch mir sehr schlecht", sagte Christian voll Neid und Erbitterung, daß Thomas nur von sich sprach; und er war im Begriffe, von dem nickenden Manne, der Spiritusflasche und dem offenen Fenster zu berichten, als sein Bruder aufbrach, um die Zimmer in Besitz zu nehmen.

Der Regen ließ nicht nach. Er zerwühlte den Boden und tanzte in ſpringenden Tropfen auf der See, die, vom Südweſt überſchauert, vom Strande zurückwich. Alles war in Grau gehüllt. Die Dampfer zogen wie Schatten und Geiſterſchiffe vorüber und verſchwanden am verwiſchten Horizont.

Mit den fremden Gäſten traf man nur beim Eſſen zuſammen. Der Senator ging mit dem Makler Goſch in Gummimantel und Galoſchen ſpazieren, indes Chriſtian droben in der Konditorei mit der Büffetdame ſchwediſchen Punſch trank.

Zwei- oder dreimal, an Nachmittagen, da es ausſah, als ob die Sonne hervorkommen wollte, erſchienen zur Table d'hote ein paar Bekannte aus der Stadt, die ſich gern ein wenig unabhängig von ihren Angehörigen unterhielten: Senator Doktor Gieſeke, Chriſtians Schulkamerad, und Konſul Peter Döhlmann, der übrigens ſchlecht ausſah, weil er ſich durch maßloſen Gebrauch von Hunyadi-Janos-Waſſer verdarb. Dann ſetzten ſich die Herren in ihren Paletots unter das Zeltdach der Konditorei, gegenüber dem Muſiktempel, in dem nicht mehr muſiziert wurde, tranken ihren Kaffee und verdauten ihre fünf Gänge, indem ſie in den herbſtlichen Kurgarten hinausblickten und plauderten ...

Die Ereigniſſe der Stadt, das letzte Hochwaſſer, das in viele Keller gedrungen, und bei dem man in den unteren Gruben mit Böten gefahren war, eine Feuersbrunſt, ein Schuppenbrand am Hafen, eine Senatswahl wurden beſprochen ... Alfred Lauritzen, in Firma Stürmann & Lauritzen, Kolonialwaren en gros & en détail, war vorige Woche gewählt worden, und Senator Buddenbrook war

nicht einverstanden damit. Er saß in seinen Kragenmantel gehüllt, rauchte Zigaretten und warf nur an diesem Punkte des Gespräches ein paar Bemerkungen ein. Er habe Herrn Lauritzen seine Stimme nicht gegeben, sagte er, so viel sei sicher. Lauritzen sei ein ehrenfester Mensch und ein vortrefflicher Kaufmann, ohne Frage; aber er sei Mittelstand, guter Mittelstand, sein Vater habe noch eigenhändig den Dienstmädchen die sauren Heringe aus der Tonne geholt und eingewickelt . . . und jetzt habe man den Inhaber eines Detailgeschäftes im Senate. Sein, Thomas Buddenbrooks, Großvater habe sich mit seinem ältesten Sohne überworfen, weil dieser einen Laden erheiratet habe; so seien die Dinge damals gewesen. „Aber das Niveau sinkt, ja, das gesellschaftliche Niveau des Senates ist im Sinken begriffen, der Senat wird demokratisiert, lieber Gieseke, und das ist nicht gut. Kaufmännische Tüchtigkeit tut es doch nicht so ganz, meiner Meinung nach sollte man nicht aufhören, ein wenig mehr zu verlangen. Alfred Lauritzen mit seinen großen Füßen und seinem Bootsmannsgesicht im Ratssaal zu denken, beleidigt mich . . . ich weiß nicht, was in mir. Es ist gegen alles Stilgefühl, kurzum, eine Geschmacklosigkeit."

Aber Senator Gieseke war etwas pikiert. Schließlich war er auch nur der Sohn eines Branddirektors . . . Nein, dem Verdienste seine Krone. Dafür sei man Republikaner. „Übrigens sollten Sie nicht so viele Zigaretten rauchen, Buddenbrook, Sie haben ja gar nichts von der Seeluft."

„Ja, nun höre ich auf", sagte Thomas Buddenbrook, warf das Mundstück fort und schloß die Augen.

Träge, während der Regen, der unausbleiblich wieder einsetzte, die Aussicht verschleierte, glitt das Gespräch dahin.

Man kam auf den letzten Skandal der Stadt, eine Wechselfälschung, auf Großkaufmann Kaßbaum, P. Philipp Kaßbaum & Co., der nun hinter Schloß und Riegel saß. Man ereiferte sich durchaus nicht; man nannte Herrn Kaßbaums Tat eine Dummheit, lachte kurz und zuckte die Achseln. Senator Doktor Gieseke erzählte, daß der Großkaufmann übrigens bei gutem Humor geblieben sei. An seinem neuen Aufenthaltsort habe er sogleich einen Toilette-Spiegel verlangt, der in seiner Zelle gefehlt habe. „Ich sitze hier ja nicht Jahre, sondern Jahren", hatte er gesagt; „da muß ich doch einen Spiegel haben!" — Er war, wie Christian Buddenbrook und Andreas Gieseke, ein Schüler des seligen Marcellus Stengel gewesen.

Ohne die Miene zu verziehen, lachten die Herren wieder kurz durch die Nase. Sigismund Gosch bestellte Grog von Rum, mit einer Betonung, als wollte er ausdrücken: Was soll das schlechte Leben nützen? ... Konsul Döhlmann sprach einer Flasche Aquavit zu, und Christian war wieder beim schwedischen Punsch angelangt, den Senator Gieseke für sich und ihn hatte kommen lassen. Es dauerte nicht lange, bis Thomas Buddenbrook wieder zu rauchen begann.

Und immer in einem trägen, wegwerfenden und skeptisch fahrlässigen Ton, gleichgültig und schwer gesinnt vom Essen, vom Trinken und vom Regen, sprach man von Geschäften, den Geschäften jedes einzelnen; aber auch dies Thema belebte niemanden.

„Ach, dabei ist nicht viel Freude", sagte Thomas Buddenbrook mit schwerer Brust und legte angewidert den Kopf über die Stuhllehne zurück.

„Nun, und Sie, Döhlmann?“ erkundigte sich Senator Gieseke und gähnte . . . „Sie haben sich gänzlich dem Aquavit ergeben, wie?“

„Wovon soll der Schornstein rauchen“, sagte der Konsul. „Ich gucke alle paar Tage mal ins Kontor. Kurze Haare sind bald gekämmt.“

„Und alles Wichtige haben ja doch Strunck & Hagenström in Händen,“ bemerkte trübe der Makler Gosch, der seinen Ellenbogen weit vor sich hin auf den Tisch gestützt hatte und den bösartigen Greisenkopf in der Hand ruhen ließ.

„Gegen einen Haufen Mist kann man nicht anstinken“, sagte Konsul Döhlmann mit einer so geflissentlich ordinären Aussprache, daß jedermann wie durch einen hoffnungslosen Zynismus trübe gestimmt werden mußte. „Na, und Sie, Buddenbrook, tun Sie noch was?

„Nein“, antwortete Christian; „ich kann es nun nicht mehr.“ Und ohne Übergang, lediglich aus seinem Verständnis der herrschenden Stimmung heraus, und aus dem Bedürfnis, sie zu vertiefen, begann er plötzlich, den Hut schräg in die Stirn geschoben, von seinem Kontor in Valparaiso und von Johnny Thunderstorm zu sprechen . . . „Ha, bei der Hitze. Du lieber Gott! . . . Arbeiten? No, sir, wie Sie sehen, sir!“ Und dabei hatten sie dem Chef ihren Zigarettenrauch ins Gesicht geblasen. Du lieber Gott! . . . Seine Mienen und Bewegungen drückten unübertrefflich eine zugleich frech herausfordernde und gutmütig verbummelte Trägheit aus. Sein Bruder rührte sich nicht.

Herr Gosch versuchte, seinen Grog zum Munde zu führen, stellte ihn zischend auf den Tisch zurück und hieb sich selbst mit der Faust auf den widerspenstigen Arm,

worauf er das Glas aufs neue an ſeine ſchmalen Lippen riß, mehreres verſchüttete und den Reſt in Wut auf einmal hinuntergoß.

„Ach, Sie mit Ihrem Zittern, Goſch!“ ſagte Döhlmann. „Sie ſollten ſich's mal gehen laſſen wie mir. Dies verfluchte Hunyadi-Janos ... Ich krepiere, wenn ich nicht täglich meinen Liter trinke, ſoweit bin ich, und wenn ich ihn trinke, ſo krepiere ich erſt recht. Wiſſen Sie, wie es tut, wenn man niemals, nicht einen Tag, mit ſeinem Mittageſſen fertig werden kann ... ich meine, wenn man es im Magen hat? ... Und er gab einige widerliche Einzelheiten ſeines Befindens zum beſten, die Chriſtian Buddenbrook mit ſchauerlichem Intereſſe und kraus gezogener Naſe anhörte und mit einer kleinen eindringlichen Beſchreibung ſeiner „Qual“ beantwortete.

Der Regen hatte ſich wieder verſtärkt. Dicht und ſenkrecht ging er hernieder, und ſein Rauſchen erfüllte unabänderlich, öde und hoffnungslos die Stille des Kurgartens.

„Ja, das Leben iſt faul“, ſagte Senator Gieſeke, der ſehr viel getrunken hatte.

„Ich mag gar nicht mehr auf der Welt ſein“, ſagte Chriſtian.

„Laß fahren dahin!“ ſagte Herr Goſch.

„Da kommt Fiken Dahlbeck“, ſagte Senator Gieſeke.

Dies war die Beſitzerin des Kuhſtalles, die mit einem Milcheimer vorüberging und den Herren zulächelte. Sie war an die vierzig, korpulent und frech.

Senator Gieſeke ſah ſie mit verwilderten Augen an.

„Was für ein Buſen!“ ſagte er; und hieran knüpfte Konſul Döhlmann einen übermäßig unflätigen Witz, der

nur bewirkte, daß die Herren wieder kurz und wegwerfend durch die Nase lachten.

Dann ward der aufwartende Kellner herangerufen.

„Ich bin mit der Flasche fertig geworden, Schröder," sagte Döhlmann. „Wir können auch ebenso gut mal bezahlen. Einmal muß es ja sein . . . Und Sie, Christian? Na, für Sie zahlt wohl Gieseke."

Hier aber belebte sich Senator Buddenbrook. Er hatte, in seinen Kragenmantel gehüllt, die Hände im Schoße und die Zigarette im Mundwinkel, fast ohne Teilnahme dagesessen; plötzlich aber richtete er sich auf und sagte scharf: „Hast du kein Geld bei dir, Christian? Dann erlaubst du, daß ich die Kleinigkeit auslege."

Man spannte die Regenschirme auf und trat unter dem Zeltdach hervor, um ein bißchen zu promenieren . . .

— Hie und da besuchte Frau Permaneder ihren Bruder. Dann gingen die beiden zum „Mövenstein" oder zum „Seetempel" spazieren, wobei Tony Buddenbrook aus unbekannten Gründen jedesmal in eine begeisterte und unbestimmt aufrührerische Stimmung geriet. Sie betonte wiederholt die Freiheit und Gleichheit aller Menschen, verwarf kurzerhand jede Rangordnung der Stände, ließ harte Worte gegen Privilegien und Willkür fallen und verlangte ausdrücklich, daß dem Verdienste seine Krone werde. Und dann kam sie auf ihr Leben zu sprechen. Sie sprach gut, sie unterhielt ihren Bruder aufs beste. Dieses glückliche Geschöpf hatte, solange sie auf Erden wandelte, nichts, nicht das geringste hinunterzuschlucken und stumm zu verwinden gebraucht. Auf keine Schmeichelei und keine Beleidigung, die ihr das Leben gesagt, hatte sie geschwiegen. Alles, jedes

Glück und jeden Kummer, hatte ſie in einer Flut von banalen und kindiſch wichtigen Worten, die ihrem Mitteilungsbedürfnis vollkommen genügten, wieder von ſich gegeben. Ihr Magen war nicht ganz geſund, aber ihr Herz war leicht und frei — ſie wußte ſelbſt nicht, wie ſehr. Nichts Unausgeſprochenes zehrte an ihr; kein ſtummes Erlebnis belaſtete ſie. Und darum hatte ſie auch gar nichts an ihrer Vergangenheit zu tragen. Sie wußte, daß ſie bewegte und arge Schickſale gehabt, aber all das hatte ihr keinerlei Schwere und Müdigkeit hinterlaſſen, und im Grunde glaubte ſie gar nicht daran. Allein, da es allſeitig anerkannte Tatſache ſchien, ſo nutzte ſie es aus, indem ſie damit prahlte und mit gewaltig ernſthafter Miene darüber redete ... Sie geriet ins Schelten, ſie rief voll ehrlicher Entrüſtung die Perſonen bei Namen, die ihr Leben — und folglich das der Familie Buddenbrook — ſchädlich beeinflußt hatten und deren Zahl mit der Zeit recht ſtattlich geworden war. „Tränen-Trieſchke!“ rief ſie. „Grünlich! Permaneder! Tiburtius! Weinſchenk! Hagenſtröms! Der Staatsanwalt! Die Severin! Was für Filous, Thomas, Gott wird ſie ſtrafen dereinſt, den Glauben bewahre ich mir!“

Als ſie hinauf zum „Seetempel“ kamen, brach ſchon die Dämmerung herein; der Herbſt war vorgeſchritten. Sie ſtanden in einer der nach der Bucht zu ſich öffnenden Kammern, in denen es nach Holz roch, wie in den Kabinen der Badeanſtalt, und deren roh gezimmerte Wände mit Inſchriften, Initialen, Herzen, Verſen bedeckt waren. Nebeneinander blickten ſie über den feuchtgrünen Abhang und den ſchmalen, ſteinigen Strandſtreifen hinweg auf die trübbewegte See hinaus.

„Breite Wellen . . .“ sagte Thomas Buddenbrook. „Wie sie daherkommen und zerschellen, daherkommen und zerschellen, eine nach der anderen, endlos, zwecklos, öde und irr. Und doch wirkt es beruhigend und tröstlich, wie das Einfache und Notwendige. Mehr und mehr habe ich die See lieben gelernt . . . vielleicht zog ich ehemals das Gebirge nur vor, weil es in weiterer Ferne lag. Jetzt möchte ich nicht mehr dorthin. Ich glaube, daß ich mich fürchten und schämen würde. Es ist zu willkürlich, zu unregelmäßig, zu vielfach . . . sicher, ich würde mich allzu unterlegen fühlen. Was für Menschen es wohl sind, die der Monotonie des Meeres den Vorzug geben? Mir scheint, es sind solche, die zu lange und tief in die Verwicklungen der innerlichen Dinge hineingesehen haben, um nicht wenigstens von den äußeren vor allem eins verlangen zu müssen: Einfachheit . . . Es ist das wenigste, daß man tapfer umhersteigt im Gebirge, während man am Meere still im Sande ruht. Aber ich kenne den Blick, mit dem man dem einen, und jenen, mit dem man dem andern huldigt. Sichere, trotzige, glückliche Augen, die voll sind von Unternehmungslust, Festigkeit und Lebensmut, schweifen von Gipfel zu Gipfel; aber auf der Weite des Meeres, das mit diesem mystischen und lähmenden Fatalismus seine Wogen heranwälzt, träumt ein verschleierter, hoffnungsloser und wissender Blick, der irgendwo einstmals tief in traurige Wirrnisse sah . . . Gesundheit und Krankheit, das ist der Unterschied. Man klettert keck in die wundervolle Vielfachheit der zackigen, ragenden, zerklüfteten Erscheinungen hinein, um seine Lebenskraft zu erproben, von der noch nichts verausgabt wurde. Aber man ruht an der weiten Einfachheit

der äußeren Dinge, müde wie man ist von der Wirrnis der inneren."

Frau Permaneder verstummte so eingeschüchtert und unangenehm berührt, wie harmlose Leute verstummen, wenn in Gesellschaft plötzlich etwas Gutes und Ernstes ausgesprochen wird. Dergleichen sagt man doch nicht! dachte sie, indem sie fest ins Weite sah, um seinen Augen nicht zu begegnen. Und um ihm in der Stille abzubitten, daß sie sich für ihn schämte, zog sie seinen Arm in den ihrigen.

Siebentes Kapitel

Es war Winter geworden, Weihnacht war vorüber, man schrieb Januar, Januar 1875. Der Schnee, der die Bürgersteige als eine festgetretene, mit Sand und Asche untermischte Masse bedeckte, lagerte zu beiden Seiten der Fahrdämme in hohen Haufen, die beständig grauer, zerklüfteter und poröser wurden, denn es waren Wärmegrade in der Luft. Das Pflaster war naß und schmutzig, und von den grauen Giebeln troff es. Aber darüber spannte sich der Himmel zartblau und makellos, und Milliarden von Lichtatomen schienen wie Kristalle in dem Azur zu flimmern und zu tanzen . . .

Im Zentrum der Stadt war es lebendig, denn es war Sonnabend und Markttag. Unter den Spitzbogen der Rathaus-Arkaden hatten die Fleischer ihre Stände und wogen mit blutigen Händen ihre Ware ab. Auf dem Marktplatze selbst aber, um den Brunnen herum, war Fischmarkt. Dort saßen, die Hände in halb enthaarten Pelzmuffen und die Füße an Kohlenbecken wärmend, be-

leibte Weiber, die ihre naßkalten Gefangenen hüteten und die umherwandernden Köchinnen und Hausfrauen mit breiten Worten zum Kaufe einluden. Es war keine Gefahr, betrogen zu werden. Man konnte sicher sein, etwas Frisches zu erhandeln, denn die Fische lebten fast alle noch, die fetten, muskulösen Fische . . . Einige hatten es gut. Sie schwammen, in einiger Enge zwar, aber doch guten Mutes, in Wassereimern umher und hatten nichts auszustehen. Andere aber lagen mit fürchterlich glotzenden Augen und arbeitenden Kiemen, zählebig und qualvoll auf ihrem Brett und schlugen hart und verzweifelt mit dem Schwanze, bis man sie endlich packte und ein spitzes, blutiges Messer ihnen mit Knirschen die Kehle zerschnitt. Lange und dicke Aale wanden und schlängelten sich zu abenteuerlichen Figuren. In tiefen Bütten wimmelte es schwärzlich von Ostseekrabben. Manchmal zog ein starker Butt sich krampfhaft zusammen und schnellte sich in seiner tollen Angst weit vom Brette fort auf das schlüpfrige, von Abfällen verunreinigte Pflaster, so daß seine Besitzerin ihm nachlaufen und ihn unter harten Worten der Mißbilligung seiner Pflicht wieder zuführen mußte . . .

In der Breitenstraße herrschte um Mittag reger Verkehr. Schulkinder, die Ränzel auf dem Rücken, kamen daher, erfüllten die Luft mit Lachen und Geplapper und warfen einander mit dem halb zertauten Schnee. Junge Kaufmannslehrlinge aus guter Familie, mit dänischen Schiffermützen oder elegant nach englischer Mode gekleidet, Portefeuilles in den Händen, gingen nicht ohne Würde vorüber, stolz, dem Realgymnasium entronnen zu sein. Gesetzte, graubärtige und höchlichst verdiente Bürger stießen

mit dem Geſichtsausdruck unerſchütterlich national-liberaler Geſinnung ihre Spazierſtöcke vor ſich her und blickten aufmerkſam zu der Glaſurziegelfaſſade des Rathauſes hinüber, an deſſen Portal die Doppelwache aufgezogen war. Denn der Senat war verſammelt. Die beiden Infanteriſten ſchritten in ihren Mänteln, das Gewehr auf der Schulter, die ihnen zugemeſſene Strecke ab, indem ſie kaltblütig durch die kotige und halbflüſſige Schneemaſſe am Boden ſtampften. Sie begegneten ſich in der Mitte vorm Eingang, ſahen ſich an, wechſelten ein Wort und gingen nach beiden Seiten wieder auseinander. Manchmal, wenn mit emporgeklapptem Paletotkragen und beide Hände in den Taſchen, ein Offizier ſich näherte, der den Spuren irgendeines Mamſellchens folgte und ſich gleichzeitig von den jungen Damen aus großem Hauſe bewundern ließ, ſtellte ſich jeder vor ſein Schilderhaus, beſah ſich ſelbſt von oben bis unten und präſentierte . . . Es hatte noch gute Weile, bis ſie den Senatoren beim Herauskommen zu ſalutieren haben würden. Die Sitzung dauerte erſt drei Viertelſtunden. Sie würden wohl vorher noch abgelöſt werden . . .

Da aber, plötzlich, vernahm der eine der beiden Soldaten ein kurzes, diskretes Ziſchen im Innern des Gebäudes, und im ſelben Augenblick leuchtete im Portal der rote Frack des Ratsdieners Uhlefeldt auf, welcher, mit Dreiſpitz und Galanteriedegen, in äußerſter Geſchäftigkeit zum Vorſchein kam, ein leiſes „Achtung!“ hervorſtieß und ſich eilfertig wieder zurückzog, während drinnen auf den hallenden Flieſen ſchon nahende Schritte ſich hören ließen . . .

Die Infanteriſten machten Front, ſie zogen die Abſätze zuſammen, ſteiften das Genick, blähten die Bruſt, ſetzten

das Gewehr bei Fuß und präsentierten es mit ein paar prompt zusammenklappenden Griffen. Zwischen ihnen hindurch schritt ziemlich geschwind, mit gelüftetem Zylinder, ein kaum mittelgroßer Herr, der eine seiner hellen Brauen ein wenig emporgezogen hielt, und dessen weißliche Wangen von den lang ausgezogenen Schnurrbartspitzen überragt wurden. Senator Thomas Buddenbrook verließ heute lange vor Schluß der Sitzung das Rathaus.

Er bog rechts ab und schlug also nicht den Weg zu seinem Hause ein. Korrekt, tadellos sauber und elegant ging er mit dem etwas hüpfenden Schritte, der ihm eigen war, die Breitestraße entlang, indem er beständig nach allen Seiten zu grüßen hatte. Er trug weiße Glaceehandschuhe und hielt seinen Stock mit silberner Krücke unter dem linken Arm. Hinter den dicken Revers seines Pelzes sah man die weiße Frackkrawatte. Aber sein sorgfältig hergerichteter Kopf sah übernächtig aus. Verschiedene Leute bemerkten im Vorübergehen, daß ihm plötzlich die Tränen in die geröteten Augen stiegen, und daß er die Lippen auf eine ganz sonderbare, behutsame und verzerrte Weise geschlossen hielt. Manchmal schluckte er hinunter, als habe sein Mund sich mit Flüssigkeit gefüllt; und dann konnte man an den Bewegungen der Muskeln an Wangen und Schläfen beobachten, daß er die Kiefer zusammenbiß.

„Was nun, Buddenbrook, du schwänzst die Sitzung? Das ist mal was Neues!" sagte am Anfang der Mühlenstraße jemand zu ihm, den er nicht hatte kommen sehen. Es war Stephan Kistenmaker, der plötzlich vor ihm stand, sein Freund und Bewunderer, der sich in öffentlichen Fragen jede seiner Meinungen zu eigen machte. Er besaß einen

rundgeſchnittenen, ergrauenden Vollbart, furchtbar dicke Augenbrauen und eine lange, poröſe Naſe. Vor ein paar Jahren hatte er ſich, nachdem er ein gutes Stück Geld verdient, von dem Weingeſchäft zurückgezogen, das nun ſein Bruder Eduard auf eigene Hand weiterführte. Seitdem lebte er als Privatier; da er ſich dieſes Standes im Grunde aber ein wenig ſchämte, ſo tat er beſtändig, als habe er unüberwindlich viel zu tun. „Ich reibe mich auf!“ ſagte er und ſtrich mit der Hand über ſeinen grauen, mit der Brennſchere gewellten Scheitel. „Aber wozu iſt der Menſch auf der Welt, als um ſich aufzureiben?“ Stundenlang ſtand er mit wichtigen Gebärden an der Börſe, ohne dort das geringſte zu ſuchen zu haben. Er bekleidete eine Menge von gleichgültigen Ämtern. Kürzlich hatte er ſich zum Direktor der ſtädtiſchen Badeanſtalt gemacht. Er fungierte emſig als Geſchworener, als Makler, als Teſtamentsvollſtrecker und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn . . .

„Es iſt doch Sitzung, Buddenbrook,“ wiederholte er, „und du gehſt ſpazieren?“

„Ach, du biſt es“, ſagte der Senator leiſe und mit widerwillig ſich bewegenden Lippen . . . „Ich kann minutenlang nichts ſehen. Ich habe wahnſinnige Schmerzen.“

„Schmerzen? Wo?“

„Zahnſchmerzen. Seit geſtern ſchon. Ich habe in der Nacht kein Auge zugetan . . . Ich war noch nicht beim Arzt, weil ich heute vormittag im Geſchäft zu tun hatte und dann die Sitzung nicht verſäumen wollte. Nun konnte ich es doch nicht aushalten und bin auf dem Wege zu Brecht . . .“

„Wo ſitzt es denn?“

„Hier unten links . . . Ein Backenzahn . . . Er ist natürlich hohl . . . Es ist unerträglich . . . Adieu, Kistenmaker! Du begreifst, daß ich Eile habe . . .“

„Ja, meinst du, daß ich keine habe? Fürchterlich viel zu tun . . . Adieu! Gute Besserung übrigens! Laß ihn ausziehen! Immer gleich raus damit, das ist das beste . . .“

Thomas Buddenbrook ging weiter und biß die Kiefer zusammen, obgleich dies die Sache nur verschlimmerte. Es war ein wilder, brennender und bohrender Schmerz, eine boshafte Pein, die sich von einem kranken Backenzahn aus der ganzen linken Seite des Unterkiefers bemächtigt hatte. Die Entzündung pochte darin mit glühenden Hämmerchen und machte, daß ihm die Fieberhitze ins Gesicht und die Tränen in die Augen schossen. Die schlaflose Nacht hatte seine Nerven schrecklich angegriffen. Er hatte sich eben beim Sprechen zusammennehmen müssen, damit seine Stimme sich nicht breche.

In der Mühlenstraße betrat er ein mit gelbbrauner Ölfarbe gestrichenes Haus und stieg zum ersten Stockwerk empor, woselbst an der Tür auf einem Messingschild „Zahnarzt Brecht“ zu lesen war. Er sah das Dienstmädchen nicht, das ihm öffnete. Auf dem Korridor roch es warm nach Beefsteak und Blumenkohl. Dann plötzlich atmete er die scharfriechende Luft des Wartezimmers, in das man ihn nötigte. „Nehmen Sie Platz . . . einen Momang!“ schrie die Stimme eines alten Weibes. Es war Josephus, der im Hintergrunde des Raumes in seinem blanken Bauer saß und ihm mit kleinen, giftigen Augen schief und tückisch entgegenstarrte.

Der Senator ſetzte ſich an den runden Tiſch und verſuchte, die Witze in einem Band „Fliegender Blätter“ auf ſich wirken zu laſſen, ſchlug dann aber das Buch mit Ekel zu, drückte das kühle Silber ſeiner Stockkrücke gegen die Wange, ſchloß ſeine brennenden Augen und ſtöhnte. Rings war alles ſtill, und nur Joſephus biß mit Knacken und Knirſchen in das ihn umgebende Gitter. Herr Brecht war es ſich ſchuldig, auch wenn er unbeſchäftigt war, eine Weile warten zu laſſen.

Thomas Buddenbrook ſtand haſtig auf und trank an einem Tiſchchen aus einer dort aufgeſtellten Karaffe ein Glas Waſſer, das nach Chloroform roch und ſchmeckte. Dann öffnete er die Tür zum Korridor und rief mit gereizter Betonung hinaus, wenn nicht dringende Abhaltung vorhanden ſei, möge Herr Brecht die Güte haben, ſich ein wenig zu beeilen. Er habe Schmerzen.

Gleich darauf erſchien der graumelierte Schnurrbart, die Hakennaſe und die kahle Stirn des Zahnarztes in der Tür zum Operationszimmer. „Bitte“, ſagte er. „Bitte!“ ſchrie auch Joſephus. Der Senator folgte der Einladung ohne zu lachen. Ein ſchwerer Fall! dachte Herr Brecht und verfärbte ſich . . .

Sie gingen beide raſch durch das helle Zimmer zu dem großen, verſtellbaren Stuhl mit Kopfpolſter und grünplüſchenen Armlehnen, der vor einem der beiden Fenſter ſtand. Während er ſich niederließ, erklärte Thomas Buddenbrook kurz, um was es ſich handele, legte den Kopf zurück und ſchloß die Augen,

Herr Brecht ſchrob ein wenig an dem Stuhle und machte ſich dann mit einem Spiegelchen und einem Stahlſtäbchen

an dem Zahne zu schaffen. Seine Hand roch nach Mandelseife, sein Atem nach Beefsteak und Blumenkohl.

„Wir müssen zur Extraktion schreiten", sagte er nach einer Weile und erblich noch mehr.

„Schreiten Sie nur", sagte der Senator und schloß die Lider noch fester.

Nun trat eine Pause ein. Herr Brecht präparierte an einem Schranke irgend etwas und suchte Instrumente hervor. Dann näherte er sich dem Patienten aufs neue.

„Ich werde ein bißchen pinseln," sagte er. Und sogleich begann er, diesen Entschluß zur Tat zu machen, indem er das Zahnfleisch ausgiebig mit einer scharf riechenden Flüssigkeit bestrich. Hierauf bat er leise und herzlich, stille zu halten und den Mund sehr weit zu öffnen, und begann sein Werk.

Thomas Buddenbrook hielt mit beiden Händen die Sammetarmpolster fest erfaßt. Er empfand kaum das Ansetzen und Zugreifen der Zange, bemerkte dann aber an dem Knirschen in seinem Munde sowie an dem wachsenden, immer schmerzhafter und wütender werdenden Druck, dem sein ganzer Kopf ausgesetzt war, daß alles auf dem besten Wege sei. Gott befohlen! dachte er. Nun muß es seinen Gang gehen. Dies wächst und wächst bis ins Maßlose und Unerträgliche, bis zur eigentlichen Katastrophe, bis zu einem wahnsinnigen, kreischenden, unmenschlichen Schmerz, der das ganze Gehirn zerreißt ... Dann ist es überstanden; ich muß es nun abwarten.

Es dauerte drei oder vier Sekunden. Herrn Brechts bebende Kraftanstrengung teilte sich Thomas Buddenbrooks ganzem Körper mit, er wurde ein wenig auf seinem Sitze emporgezogen und hörte ein leise piependes Geräusch in der

Kehle des Zahnarztes ... Plötzlich gab es einen furchtbaren Stoß, eine Erſchütterung, als würde ihm das Genick gebrochen, begleitet von einem kurzen Knacken und Krachen. Er öffnete haſtig die Augen ... Der Druck war fort, aber ſein Kopf dröhnte, der Schmerz tobte heiß in dem entzündeten und mißhandelten Kiefer, und er fühlte deutlich, daß dies nicht das Bezweckte, nicht die wahre Löſung der Frage, ſondern eine verfrühte Kataſtrophe ſei, die die Sachlage nur verſchlimmerte ... Herr Brecht war zurückgetreten. Er lehnte am Inſtrumentenſchrank, ſah aus wie der Tod und ſagte: „Die Krone ... Ich dachte mir's.“

Thomas Buddenbrook ſpie ein wenig Blut in die blaue Schale zu ſeiner Seite, denn das Zahnfleiſch war verletzt. Dann fragte er halb bewußtlos: „Was dachten Sie ſich? Was iſt mit der Krone?“

„Die Krone iſt abgebrochen, Herr Senator ... Ich fürchtete es ... Der Zahn iſt außerordentlich defekt ... Aber es war meine Pflicht, das Experiment zu wagen ...“

„Was nun?“

„Überlaſſen Sie alles mir, Herr Senator ...“

„Was muß geſchehen?“

„Die Wurzeln müſſen entfernt werden. Vermittelſt des Hebels ... Es ſind vier an der Zahl ...“

„Vier? Alſo iſt viermaliges Anſetzen und Ziehen nötig?“

„Leider.“

„Nun, für heute iſt es genug!“ ſagte der Senator und wollte ſich raſch erheben, blieb aber trotzdem ſitzen und legte den Kopf zurück.

„Lieber Herr, Sie dürfen nur Menſchliches verlangen“, ſagte er. „Ich ſtehe nicht auf den feſteſten Füßen ... Für

diesmal bin ich jedenfalls fertig ... Wollen Sie die Güte haben, das Fenster da einen Augenblick zu öffnen."

Dies tat Herr Brecht und dann erwiderte er: „Es wäre mir vollkommen lieb, Herr Senator, wenn Sie morgen oder übermorgen zu einer beliebigen Stunde wieder vorsprechen möchten und wir die Operation bis dahin verschöben. Ich muß gestehen, ich selbst ... Ich werde mir jetzt erlauben, noch eine Spülung und eine Pinselung vorzunehmen, um den Schmerz vorläufig zu lindern ..."

Er nahm die Spülung und die Pinselung vor, und dann ging der Senator, begleitet von dem bedauernden Achselzucken, an das der schneebleiche Herr Brecht seine letzten Kräfte verausgabte.

„Einen Momang ... bitte!" schrie Josephus, als sie das Wartezimmer passierten, und er schrie es noch, als Thomas Buddenbrook schon die Treppe hinunterstieg.

Vermittelst des Hebels ... ja, ja, das war morgen. Was nun? Nach Hause und ruhen, zu schlafen versuchen. Der eigentliche Nervenschmerz schien betäubt; es war nur ein dunkles, schweres Brennen in seinem Munde. Nach Hause also ... Und er ging langsam durch die Straßen, mechanisch Grüße erwidernd, die ihm dargebracht wurden, mit sinnenden und ungewissen Augen, als dächte er darüber nach, wie ihm eigentlich zumute sei.

Er gelangte zur Fischergrube und begann das linke Trottoir hinunterzugehen. Nach zwanzig Schritten befiel ihn eine Übelkeit. Ich werde dort drüben in die Schänke treten und einen Kognak trinken müssen, dachte er, und beschritt den Fahrdamm. Als er etwa die Mitte desselben erreicht hatte, geschah ihm folgendes. Es war genau, als

würde ſein Gehirn ergriffen und von einer unwiderſtehlichen Kraft mit wachſender, fürchterlich wachſender Geſchwindigkeit in großen, kleineren und immer kleineren konzentriſchen Kreiſen herumgeſchwungen und ſchließlich mit einer unmäßigen, brutalen und erbarmungsloſen Wucht gegen den ſteinharten Mittelpunkt dieſer Kreiſe geſchmettert . . . Er vollführte eine halbe Drehung und ſchlug mit ausgeſtreckten Armen vornüber auf das naſſe Pflaſter.

Da die Straße ſtark abfiel, befand ſich ſein Oberkörper ziemlich viel tiefer als ſeine Füße. Er war aufs Geſicht gefallen, unter dem ſofort eine Blutlache ſich auszubreiten begann. Sein Hut rollte ein Stück des Fahrdammes hinunter. Sein Pelz war mit Kot und Schneewaſſer beſpritzt. Seine Hände, in den weißen Glaceehandſchuhen, lagen ausgeſtreckt in einer Pfütze.

So lag er und ſo blieb er liegen, bis ein paar Leute herangekommen waren und ihn umwandten.

Achtes Kapitel

Frau Permaneder kam die Haupttreppe herauf, indem ſie vorn mit der Hand ihr Kleid emporraffte und mit der anderen die große, braune Muff gegen ihre Wange drückte. Sie ſtürzte und ſtolperte mehr als daß ſie ging, ihr Kapotthut war unordentlich aufgeſetzt, ihre Wangen waren hitzig, und auf ihrer ein wenig vorgeſchobenen Oberlippe ſtanden kleine Schweißtropfen. Obgleich ihr niemand begegnete, ſprach ſie unaufhörlich im Vorwärtshaſten, und aus ihrem Flüſtern löſte ſich dann und wann mit plötzlichem Vorſtoße ein Wort los, dem die Angſt lauten Ton verlieh . . . „Es

ist nichts ...“ sagte sie. „Es hat gar nichts zu bedeuten ... Der liebe Gott wird das nicht wollen ... Er weiß, was er tut; den Glauben bewahre ich mir ... Es hat ganz sicherlich nichts zu sagen ... Ach, du Herr, tagtäglich will ich beten ...“ Sie plapperte einfach Unsinn vor Angst, stürzte die Treppe zur zweiten Etage hinauf und über den Korridor ...

Die Tür zum Vorzimmer stand offen, und dort kam ihre Schwägerin ihr entgegen.

Gerda Buddenbrooks schönes, weißes Gesicht war in Grauen und Ekel ganz und gar verzogen, und ihre nahe beieinanderliegenden, braunen, von bläulichen Schatten umlagerten Augen blickten blinzelnd, zornig, verstört und angewidert. Als sie Frau Permaneder erkannte, winkte sie ihr rasch mit ausgestrecktem Arme und umarmte sie, indem sie den Kopf an ihrer Schulter verbarg.

„Gerda, Gerda, was ist!“ rief Frau Permaneder. „Was ist geschehen! ... Was bedeutet dies! ... Gestürzt, sagen sie? Bewußtlos? ... Wie ist es mit ihm? ... Der liebe Gott wird das Schlimmste nicht wollen ... Sage mir doch um aller Barmherzigkeit willen ...“

Aber sie erhielt nicht sogleich eine Antwort, sondern fühlte nur, wie Gerdas ganze Gestalt sich in einem Schauer dehnte. Und dann vernahm sie an ihrer Schulter ein Flüstern ...

„Wie er aussah,“ verstand sie, „als sie ihn brachten! Sein ganzes Leben lang hat man nicht ein Staubfäserchen an ihm sehen dürfen ... Es ist ein Hohn und eine Niedertracht, daß das Letzte so kommen muß ...!“

Gedämpftes Geräusch drang zu ihnen. Die Tür zum Ankleidekabinett hatte sich geöffnet, und Ida Jungmann stand in ihrem Rahmen, in weißer Schürze, eine Schüssel

in den Händen. Ihre Augen waren gerötet. Sie erblickte Frau Permaneder und trat mit gesenktem Kopfe zurück, um den Weg freizugeben. Ihr Kinn zitterte in Falten.

Die hohen, geblümten Fensterverhänge bewegten sich im Luftzuge, als Tony, gefolgt von ihrer Schwägerin, ins Schlafzimmer trat. Der Geruch von Karbol, Äther und anderen Medikamenten wehte ihnen entgegen. In dem breiten Mahagonibett, unter der roten Steppdecke lag Thomas Buddenbrook ausgekleidet und im gestickten Nachthemd auf dem Rücken. Seine halb offenen Augen waren gebrochen und verdreht, unter dem zerzausten Schnurrbart bewegten seine Lippen sich lallend, und gurgelnde Laute drangen dann und wann aus seiner Kehle. Der junge Doktor Langhals beugte sich über ihn, nahm einen blutigen Verband von seinem Gesicht und tauchte einen neuen in ein Schälchen, das auf dem Nachttische stand. Dann horchte er an der Brust des Kranken und fühlte den Puls ... Auf dem Wäschepuff, zu Füßen des Bettes, saß der kleine Johann, drehte an seinem Schifferknoten und horchte mit grüblerischem Gesichtsausdruck hinter sich auf die Laute, die sein Vater ausstieß. Die besudelten Kleidungsstücke hingen irgendwo über einem Stuhle.

Frau Permaneder kauerte sich zur Seite des Bettes nieder, ergriff die Hand ihres Bruders, die kalt und schwer war, und starrte in sein Gesicht ... Sie begann zu begreifen, daß, wußte der liebe Gott nun, was er tat, oder nicht, er jedenfalls dennoch „das Schlimmste" wollte.

„Tom!" jammerte sie. „Erkennst du mich nicht? Wie ist dir? Willst du von uns gehen? Du willst doch nicht von uns gehen?! Ach, es darf nicht sein ...!"

Nichts erfolgte, was einer Antwort ähnlich gewesen wäre. Sie blickte hilfesuchend zu Doktor Langhals auf. Er stand da, hielt seine schönen Augen gesenkt und drückte in seiner Miene, nicht ohne einige Selbstgefälligkeit, den Willen des lieben Gottes aus . . .

Ida Jungmann kam wieder herein, um zu helfen, wo es zu helfen gab. Der alte Doktor Grabow erschien persönlich, drückte mit langem und mildem Gesichte allen die Hand, betrachtete kopfschüttelnd den Kranken und tat genau, was auch Doktor Langhals schon getan hatte . . . Die Kunde hatte sich mit Windeseile in der ganzen Stadt verbreitet. Beständig schellte es drunten am Windfang, und Fragen nach dem Befinden des Senators drangen ins Schlafzimmer. Es war unverändert, unverändert . . . jeder bekam die gleiche Antwort.

Die beiden Ärzte hielten dafür, daß auf jeden Fall für die Nacht eine barmherzige Schwester herbeigeschafft werden müsse. Es wurde nach Schwester Leandra geschickt, und sie kam. Es war keine Spur von Überraschung und Schrecken in ihrem Gesicht, als sie eintrat. Sie legte auch diesmal still ihr Ledertäschchen, ihre Haube und ihren Umhang beiseite und ging mit sanften und freundlichen Bewegungen an ihre Arbeit.

Der kleine Johann saß Stunde für Stunde auf seinem Puff, sah alles an und horchte auf die gurgelnden Laute. Er hätte sich eigentlich zum Privatunterricht im Rechnen begeben müssen, aber er begriff, daß dies Ereignisse waren, vor denen die Kammgarnröcke verstummen mußten. Auch seiner Schulaufgaben gedachte er nur kurz und mit Spott . . . Manchmal, wenn Frau Permaneder zu ihm trat und ihn

an ſich preßte, vergoß er Tränen; aber meiſtens blinzelte er trockenen Auges mit einem abgeſtoßenen und grübleriſchen Geſichtsausdruck darein, unregelmäßig und vorſichtig atmend, als erwarte er den Duft, den fremden und doch ſo ſeltſam vertrauten Duft . . .

Gegen vier Uhr faßte Frau Permaneder einen Entſchluß. Sie veranlaßte den Doktor Langhals, ihr ins Nebenzimmer zu folgen, verſchränkte die Arme und legte den Kopf zurück, wobei ſie trotzdem verſuchte, das Kinn auf die Bruſt zu drücken.

„Herr Doktor", ſagte ſie, „eines ſteht in Ihrer Macht, und darum bitte ich Sie! Schenken Sie mir reinen Wein ein, tun Sie es! Ich bin eine vom Leben geſtählte Frau . . . Ich habe gelernt, die Wahrheit zu ertragen, glauben Sie mir! . . . Wird mein Bruder morgen am Leben ſein? Reden Sie offen!"

Und Doktor Langhals wandte ſeine ſchönen Augen ab, beſah ſeine Fingernägel und ſprach von menſchlicher Ohnmacht, ſowie von der Unmöglichkeit, die Frage zu entſcheiden, ob Frau Permaneders Herr Bruder die Nacht überleben werde oder in der nächſten Minute abberufen werden würde . . .

„Dann weiß ich, was ich zu tun habe", ſagte ſie, ging hinaus und ſchickte zu Paſtor Pringsheim.

In halbem Ornat, ohne Halskrauſe, aber in langem Talar, erſchien er, ſtreifte Schweſter Leandra mit einem kalten Blick und ließ ſich am Bette auf den Stuhl nieder, den man ihm zuſchob. Er bat den Kranken, ihn zu erkennen und ihm ein wenig Gehör zu ſchenken; da dieſer Verſuch aber fruchtlos blieb, ſo wandte er ſich direkt an

Gott, redete ihn in stilisiertem Fränkisch an und sprach zu ihm mit modulierender Stimme in bald dunklen, bald jäh akzentuierten Lauten, indes finsterer Fanatismus und milde Verklärung auf seinem Gesichte wechselten ... Während er das R auf eine eigenartig fette und gewandte Art am Gaumen rollte, gewann der kleine Johann die deutliche Vorstellung, daß er soeben Kaffee und Buttersemmeln zu sich genommen haben müsse.

Er sagte, daß er und die hier Anwesenden nicht mehr um das Leben dieses Lieben und Teuren bäten, denn sie sähen, daß es des Herrn heiliger Wille sei, ihn zu sich zu nehmen. Nur um die Gnade einer sanften Erlösung flehten sie noch ... Und dann sprach er mit wirksamer Pointierung noch zwei in solchen Fällen übliche Gebete und erhob sich. Er drückte Gerda Buddenbrooks und Frau Permaneders Hand, nahm den Kopf des kleinen Johann zwischen beide Hände und blickte ihm eine Minute lang zitternd vor Wehmut und Innigkeit auf die gesenkten Wimpern, grüßte Fräulein Jungmann, streifte Schwester Leandra nochmals mit einem kalten Blick und hielt seinen Abgang.

Als Doktor Langhals zurückkehrte, der ein wenig nach Hause gegangen war, fand er alles beim alten. Er nahm nur eine kurze Rücksprache mit der Pflegerin und empfahl sich wieder. Auch Doktor Grabow sprach noch einmal vor, sah mit mildem Gesicht nach dem Rechten und ging. Thomas Buddenbrook fuhr fort, gebrochenen Auges die Lippen zu bewegen und gurgelnde Laute auszustoßen. Die Dämmerung fiel ein. Draußen gab es ein wenig winterliches Abendrot, und es beschien durchs Fenster sanft die besudelten Kleidungsstücke, die irgendwo über einem Stuhle hingen.

Um fünf Uhr ließ Frau Permaneder ſich zu einer Unbedachtſamkeit hinreißen. Ihrer Schwägerin gegenüber am Bette ſitzend, begann ſie plötzlich, unter Anwendung ihrer Kehlkopfſtimme ſehr laut und mit gefalteten Händen, einen Geſang zu ſprechen ... „Mach' End', o Herr," ſagte ſie, und alles hörte ihr regungslos zu — „mach' Ende mit aller ſeiner Not; ſtärk' ſeine Füß' und Hände und laß bis in den Tod ..." Aber ſie betete ſo ſehr aus Herzensgrund, daß ſie ſich immer nur mit dem Worte beſchäftigte, welches ſie gerade ausſprach, und nicht erwog, daß ſie die Strophe gar nicht zu Ende wiſſe und nach dem dritten Verſe jämmerlich ſtecken bleiben müſſe. Das tat ſie, brach mit erhobener Stimme ab und erſetzte den Schluß durch die erhöhte Würde ihrer Haltung. Jedermann im Zimmer wartete und zog ſich zuſammen vor Geniertheit. Der kleine Johann räuſperte ſich ſo ſchwer, daß es wie Ächzen klang. Und dann war in der Stille nichts als das agonierende Gurgeln Thomas Buddenbrooks zu vernehmen.

Es war eine Erlöſung, als das Folgmädchen meldete, nebenan ſei etwas Eſſen aufgetragen. Als man aber in Gerdas Schlafzimmer anfing, ein wenig Suppe zu genießen, erſchien Schweſter Leandra in der Tür und winkte freundlich.

Der Senator ſtarb. Er ſchluchzte zwei- oder dreimal leiſe, verſtummte und hörte auf, die Lippen zu bewegen. Das war die ganze Veränderung, die mit ihm vor ſich ging; ſeine Augen waren ſchon vorher tot geweſen.

Doktor Langhals, der wenige Minuten ſpäter zur Stelle war, ſetzte ſein ſchwarzes Hörrohr auf die Bruſt der Leiche, horchte längere Zeit und ſprach nach gewiſſenhafter Prüfung: „Ja, es iſt zu Ende."

Und mit dem Ringfinger ihrer blassen, sanftmütigen Hand schloß Schwester Leandra behutsam dem Toten die Augenlider.

Da warf sich Frau Permaneder an dem Bett in die Kniee, drückte das Gesicht in die Steppdecke und weinte laut, gab sich rückhaltlos und ohne irgend etwas in sich zu dämpfen und zu unterdrücken, einem dieser erfrischenden Gefühlsausbrüche hin, die ihrer glücklichen Natur zu Gebote standen ... Mit gänzlich nassem Gesicht, aber gestärkt, erleichtert und vollkommen im seelischen Gleichgewicht, erhob sie sich und war sofort imstande, der Todesanzeigen zu gedenken, die unverzüglich und in höchster Eile hergestellt werden mußten, — ein ungeheurer Posten vornehm gedruckter Todesanzeigen ...

Christian betrat die Bildfläche. Es verhielt sich so mit ihm, daß er die Nachricht von dem Sturz des Senators im Klub erhalten hatte und auch sogleich aufgebrochen war. Aus Furcht jedoch vor irgendeinem gräßlichen Anblick hatte er einen weiten Spaziergang vors Tor unternommen, so daß niemand ihn hatte finden können. Nun stellte er sich dennoch ein und erfuhr schon auf der Diele, daß sein Bruder verschieden sei.

„Ist doch wohl nicht möglich!" sagte er und ging lahmend und mit wandernden Augen die Treppen hinauf.

Dann stand er, zwischen Schwester und Schwägerin, am Sterbebette. Er stand dort, mit seinem kahlen Schädel, seinen eingefallenen Wangen, seinem hängenden Schnurrbart und seiner ungeheuren, gehöckerten Nase, auf krummen und mageren Beinen, ein wenig geknickt, ein wenig fragezeichenartig, und seine kleinen, tiefliegenden Augen blickten –

in des Bruders Geſicht, das ſo ſchweigſam, kalt, ablehnend und einwandfrei, ſo ſehr jedem menſchlichen Urteil unzugänglich erſchien . . . Thomas' Mundwinkel waren mit beinahe verächtlichem Ausdruck nach unten gezogen. Er, dem Chriſtian vorgeworfen hatte, daß er bei ſeinem Tode nicht weinen werde, er war ſeinerſeits tot, er war ohne ein Wort zu ſagen ganz einfach geſtorben, hatte ſich vornehm und intakt ins Schweigen zurückgezogen und überließ den andern mitleidlos der Beſchämung, wie ſo oft im Leben! Hatte er nun gut oder ſchnöde gehandelt, indem er den Leiden Chriſtians, ſeiner „Qual", dem nickenden Manne, der Spiritusflaſche, dem offenen Fenſter, ſtets nur kalte Verachtung entgegengeſetzt hatte? Dieſe Frage fiel dahin, ſie war ſinnlos geworden, da der Tod in eigenſinniger und unberechenbarer Parteilichkeit ihn, ihn ausgezeichnet und gerechtfertigt, ihn angenommen und aufgenommen, ihn ehrwürdig gemacht und ihm befehlshaberiſch das allgemeine, ſcheue Intereſſe verſchafft hatte, während er Chriſtian verſchmähte und nur fortfahren würde, ihn mit fünfzig Mätzchen und Schikanen zu hänſeln, vor denen niemand Reſpekt hatte. Nie hatte Thomas Buddenbrook ſeinem Bruder mehr imponiert, als zu dieſer Stunde. Der Erfolg iſt ausſchlaggebend. Der anderen Achtung vor unſeren Leiden verſchafft uns nur der Tod, und auch die kläglichſten Leiden werden ehrwürdig durch ihn. Du haſt recht bekommen, ich beuge mich, dachte Chriſtian, und mit einer raſchen, unbeholfenen Bewegung ließ er ſich auf ein Knie nieder und küßte die kalte Hand auf der Steppdecke. Dann trat er zurück und begann mit ſchweifenden Augen im Zimmer umherzugehen.

Andere Besucher, die alten Krögers, die Damen Buddenbrook aus der Breitenstraße, der alte Herr Marcus, stellten sich ein. Auch die arme Klothilde kam, stand mager und aschgrau am Bette und faltete apatischen Angesichts ihre mit Zwirnhandschuhen bekleideten Hände. „Ihr müßt nicht glauben, Tony und Gerda," sagte sie unendlich gedehnt und klagend, „daß ich kalten Herzens bin, weil ich nicht weine. Ich habe keine Tränen mehr ..." Und jedermann glaubte ihr das aufs Wort, so hoffnungslos verstaubt und ausgedörrt wie sie dastand ...

Schließlich räumten alle das Feld vor einer Frauensperson, einem unsympatischen alten Geschöpf mit kauendem, zahnlosem Munde, die angekommen war, um zusammen mit Schwester Leandra die Leiche zu waschen und umzukleiden.

*

Zu vorgerückter Abendstunde noch saßen im Wohnzimmer Gerda Buddenbrook, Frau Permaneder, Christian und der kleine Johann unter der großen Gaslampe um den runden Mitteltisch und arbeiteten emsig. Es galt die Liste derjenigen Leute zusammenzustellen, die Todesanzeigen bekommen mußten, und die Adressen auf die Briefumschläge zu schreiben. Alle Federn knirschten. Dann und wann hatte jemand einen Einfall und setzte einen neuen Namen auf die Liste ... Auch Hanno mußte helfen, denn er schrieb reinlich, und die Zeit drängte.

Es war still im Hause und auf der Straße. Selten wurden Schritte laut und verhallten. Die Gaslampe puffte leise, ein Name ward gemurmelt, das Papier knisterte. Zuweilen blickten alle einander an und erinnerten sich dessen, was geschehen war.

Frau Permaneder kritzelte in höchster Geschäftigkeit. Aber wie ausgerechnet in jeder fünften Minute legte sie die Feder fort, erhob die zusammengelegten Hände bis zur Höhe des Mundes und brach in Klagerufe aus. „Ich fasse es nicht!“ rief sie und deutete damit an, daß sie allmählich zu fassen beginne, was eigentlich vor sich gegangen war. „Aber es ist ja nun alles aus!“ rief sie ganz unerwartet in heller Verzweiflung und schlang laut weinend die Arme um den Hals ihrer Schwägerin, worauf sie gestärkt ihre Tätigkeit wieder aufnahm.

Mit Christian stand es ähnlich wie mit der armen Klothilde. Er hatte noch nicht eine Träne vergossen und schämte sich dessen ein wenig. Das Gefühl der Blamiertheit überwog in ihm jegliche andere Empfindung. Auch hatte die beständige Beschäftigung mit den eigenen Zuständen und Sonderbarkeiten ihn abgenutzt und stumpf gemacht. Hie und da richtete er sich auf, strich mit der Hand über seine kahle Stirn und sagte mit gepreßter Stimme: „Ja, es ist furchtbar traurig!“ Er sagte dies zu sich selbst, hielt es sich gewaltsam vor und nötigte seine Augen, ein wenig feucht zu werden . . .

Plötzlich geschah etwas, was alle verstörte. Der kleine Johann geriet ins Lachen. Er war beim Schreiben auf einen Namen gestoßen, irgendeinen kuriosen Klang, dem er nicht widerstehen konnte. Er wiederholte ihn, schnob durch die Nase, beugte sich vornüber, zitterte, schluchzte und konnte nicht an sich halten. Anfangs konnte man glauben, daß er weine; aber es war nicht an dem. Die Erwachsenen sahen ihn ungläubig und fassungslos an. Dann schickte seine Mutter ihn schlafen . . .

Neuntes Kapitel

An einem Zahne ... Senator Buddenbrook war an einem Zahne gestorben, hieß es in der Stadt. Aber, zum Donnerwetter, daran starb man doch nicht! Er hatte Schmerzen gehabt, Herr Brecht hatte ihm die Krone abgebrochen, und daraufhin war er auf der Straße einfach umgefallen. War dergleichen erhört? ...

Aber das war nun gleich, es war seine Angelegenheit. Was man zunächst in der Sache zu tun hatte, war dies, daß man Kränze schickte, große Kränze, teure Kränze, Kränze, mit denen man Ehre einlegen konnte, die in den Zeitungsartikeln erwähnt werden würden, und denen man ansah, daß sie von loyalen und zahlungsfähigen Leuten kamen. Sie wurden geschickt, sie strömten von allen Seiten herbei, von den Körperschaften sowohl wie von den Familien und Privatpersonen; Kränze aus Lorbeer, aus starkriechenden Blumen, aus Silber, mit schwarzen Schleifen und solchen in den Farben der Stadt, mit schwarzgedruckten Widmungen und solchen in goldenen Buchstaben. Und Palmenwedel, ungeheure Palmenwedel ...

Alle Blumenhandlungen machten Geschäfte großen Stiles, nicht zum wenigsten diejenige von Iwersen, gegenüber dem Buddenbrookschen Hause. Frau Iwersen schellte mehrmals des Tages am Windfang und brachte Arrangements in verschiedenen Gestalten, von Senator Soundso, von Konsul Soundso, von der und der Beamtenschaft ... Einmal fragte sie, ob sie nicht vielleicht ein wenig hinauf dürfe und den Senator sehen? Ja, das dürfe sie, wurde ihr geantwortet, und sie folgte dem Fräulein Jungmann über die

Haupttreppe, indem sie stumme Blicke in das glänzende Treppenhaus hinaufgleiten ließ.

Sie ging schwer, denn sie war guter Hoffnung wie gewöhnlich. Ihre Erscheinung im allgemeinen war mit den Jahren ein bißchen gemein geworden, aber die schmalgeschnittenen schwarzen Augen sowie die malaiischen Wangenknochen waren reizvoll, und man sah wohl, daß sie einstmals außerordentlich hübsch gewesen sein mußte. — Sie wurde in den Salon eingelassen, denn dort lag Thomas Buddenbrook aufgebahrt.

Er lag inmitten des weiten und lichten Gemaches, dessen Möbel fortgeschafft waren, in den weißseidenen Polstern des Sarges, in weiße Seide gekleidet und mit weißer Seide bedeckt, in einem strengen und betäubenden Duftgemisch von Tuberosen, Veilchen und hundert anderen Gewächsen. Zu seinen Häupten, in einem Halbkreise von silbernen Armleuchtern, auf umflorten Postamenten, stand Thorwaldsens Segnender Christus. Die Blumengebinde, die Kränze, Körbe und Sträuße, standen und lagen an den Wänden entlang, auf dem Fußboden und auf der Steppdecke; Palmenwedel lehnten an der Bahre und neigten sich über des Toten Füße. — Sein Gesicht war stellenweise zerschunden, und besonders die Nase zeigte Quetschungen. Aber sein Haupthaar war wie im Leben frisiert, und der Schnurrbart, von dem alten Herrn Wenzel noch einmal mit der Brennschere ausgezogen, überragte lang und starr seine weißen Wangen. Sein Kopf war ein wenig zur Seite gewandt, und zwischen seinen zusammengelegten Händen stak ein Elfenbeinkreuz.

Frau Iwersen blieb beinahe an der Tür stehen und blickte von dort aus blinzelnd zur Bahre hinüber; erst als Frau

Permaneder, ganz in Schwarz gehüllt und verschnupft vom Weinen, vom Wohnzimmer aus, zwischen den Portieren erschien und sie mit sanften Worten zum Nähertreten einlud, wagte sie sich ein Stückchen weiter auf der parkettierten Fußbodenfläche vorwärts. Sie stand, die Hände auf ihrem hervortretenden Leibe gefaltet, und blickte mit ihren schmalen, schwarzen Augen auf die Pflanzen, die Armleuchter, die Schleifen, all die weiße Seide und in Thomas Buddenbrooks Angesicht. Es wäre schwer gewesen, den Ausdruck ihrer bleichen und verwischten Wöchnerinnenzüge bei Namen zu nennen. Schließlich sagte sie „Ja . . .", schluchzte einmal — ein einziges Mal — ganz kurz und undeutlich auf und wandte sich zum Gehen.

Frau Permaneder liebte solche Besuche. Sie wich nicht aus dem Hause und überwachte mit unermüdlichem Eifer die Huldigungen, die man der sterblichen Hülle ihres Bruders darzubringen sich drängte. Unter Anwendung ihrer Kehlkopfstimme verlas sie viele Male die Zeitungsartikel, in denen, wie zur Zeit des Geschäftsjubiläums, seine Verdienste gefeiert, der unersetzliche Verlust seiner Persönlichkeit beklagt wurde. Sie war im Wohnzimmer zugegen bei allen Kondolenzvisiten, die Gerda im Salon entgegennahm; und die fanden kein Ende, ihre Zahl war Legion. Sie hielt mit verschiedenen Personen Konferenzen ab in betreff des Begräbnisses, das sich unsäglich vornehm gestalten mußte. Sie arrangierte Abschiedsszenen. Sie ließ das Kontorpersonal heraufkommen, damit es seinem Chef ein letztes Lebewohl sage. Und dann mußten die Speicherarbeiter kommen. Sie schoben sich auf ihren kolossalen Füßen über das Parkett, zogen mit ungeheurer Biederkeit ihre Mundwinkel abwärts

und verbreiteten einen Geruch von Branntwein, Kautabak und körperlicher Arbeit. Sie sahen sich die prunkhafte Aufbahrung an, indem sie ihre Mützen drehten, wunderten sich zuerst und langweilten sich dann, bis einer den Mut hatte, wieder aufzubrechen, worauf ihm schlürfend die ganze Schar auf den Fersen folgte . . . Frau Permaneder war entzückt. Sie behauptete, mehreren seien die Tränen in die harten Bärte geronnen. Das war einfach nicht wahr. Dergleichen war nicht vorgekommen. Aber wenn sie es doch so gesehen hatte und wenn es sie glücklich machte?

Und der Tag der Beisetzung kam heran. Der Metallsarg war luftdicht verschlossen und mit Blumen bedeckt, die Kerzen auf den Armleuchtern brannten, das Haus füllte sich mit Menschen, und umgeben von den Leidtragenden, den einheimischen und auswärtigen, stand in aufrechter Majestät Pastor Pringsheim zu Häupten des Sarges, indem er seinen ausdrucksvollen Kopf auf der breiten Halskrause ruhen ließ, wie auf einem Teller.

Ein hochgeschulter Lohndiener, ein behendes Mittelding zwischen Aufwärter und Festordner, hatte die äußere Leitung der Feierlichkeit übernommen. Er lief, den Zylinder in der Hand, auf leisen Sohlen die Haupttreppe hinunter und rief mit durchdringender Flüsterstimme über die Diele hin, die soeben von Steuerbeamten in Uniform und Kornträgern in Blusen, Kniehosen und Zylindern überflutet wurde: „Die Zimmer sind voll, aber auf dem Korridor ist noch ein wenig Platz . . .“

Dann verstummte alles; Pastor Pringsheim begann zu reden, und sein kunstvolles Organ erfüllte tönend und modulierend das ganze Haus. Während er aber dort oben

neben der Christusfigur die Hände vorm Gesicht rang und sie segnend spreizte, hielt drunten vorm Hause unter dem weißen Winterhimmel die vierspännige Leichenkutsche, an die sich die übrigen Wagen in langer Folge die Straße hinab bis zum Flusse reihten. Der Haustür gegenüber aber stand, Gewehr bei Fuß, in zwei Reihen aufgestellt, eine Kompagnie Soldaten, mit Leutnant von Throta an ihrer Front, welcher, den gezogenen Degen im Arm, mit seinen glühenden Augen zum Erker hinaufblickte . . . Viele Leute reckten in den Fenstern ringsum und auf dem Pflaster die Hälse.

Schließlich entstand Bewegung im Vestibül, des Leutnants leise hervorgestoßenes Kommandowort klang auf, die Soldaten präsentierten klappend, Herr von Throta senkte seinen Degen, der Sarg erschien. Von den vier Männern in schwarzen Mänteln und Dreispitzen getragen, schwankte er behutsam zur Haustür heraus, und der Wind führte den Blumenduft über die Köpfe der Neugierigen hin, indes er zugleich den schwarzen Federbusch auf dem Dache des Leichenwagens zerzauste, in den Mähnen aller Pferde spielte, die bis zum Flusse hinunter standen, und an den schwarzen Hutschleiern des Trauerkutschers und der Stallknechte zerrte. Einzelne, ganz seltene Schneeflocken kamen in großen, langsamen Bogenlinien vom Himmel herab.

Die Pferde des Leichenwagens, ganz in Schwarz gehüllt, daß nur die unruhigen Augen sichtbar waren, setzten sich, von den vier schwarzen Knechten geführt, langsam in Bewegung, das Militär schloß sich an, und eine nach der anderen fuhren die übrigen Kutschen vor. Christian Buddenbrook stieg mit dem Pastor in die erste. Der kleine Johann folgte zusammen mit einem wohlgenährt aussehenden Ver-

wandten aus Hamburg. Und langſam, langſam, lang ausgedehnt, betrübt und feierlich, wand ſich Thomas Buddenbrooks Leichenzug dahin, während an allen Häuſern der Wind mit den auf Halbmaſt gezogenen Fahnen klatſchte ... Die Beamtenſchaft und die Kornträger ſchritten zu Fuß.

Als draußen, über die Wege des Friedhofes hin, der Sarg, gefolgt von der Schar der Leidtragenden, vorbei an Kreuzen, Statuen, Kapellen und nackten Trauerweiden, dem Buddenbrookſchen Erbbegräbnis ſich näherte, ſtand ſchon die Ehrenkompagnie bereit und präſentierte aufs neue. Hinter einem Gebüſch erklang in gedämpften und ſchweren Rhythmen ein Trauermarſch.

Und wieder war die große Grabesplatte mit dem plaſtiſch gearbeiteten Familienwappen beiſeite geſchafft worden, und wieder umſtanden am Saume des kahlen Gehölzes die Herren der Stadt den ausgemauerten Schlund, in den nun Thomas Buddenbrook zu ſeinen Eltern hinabgelaſſen ward. Sie ſtanden da, die Herren von Verdienſt und Vermögen, mit geſenkten oder wehmütig zur Seite geneigten Köpfen, und unter ihnen waren die Ratsherren an ihren weißen Handſchuhen und Krawatten erkenntlich. Weithin aber drängten ſich die Beamten, die Kornträger, die Kontoriſten, die Speicherarbeiter.

Die Muſik verſtummte, Paſtor Pringsheim ſprach. Und als ſeine Segensſprüche in der kühlen Luft verhallten, ſchickte ſich alles an, dem Bruder und dem Sohne des Verblichenen noch einmal die Hand zu drücken.

Es gab ein langwieriges Defilee. Chriſtian Buddenbrook nahm alle Beileidsbezeugungen mit dem halb zer-

ſtreuten, halb verlegenen Geſichtsausdruck entgegen, der ihm bei Feierlichkeiten eigen war. Der kleine Johann ſtand in ſeiner dicken Seemannsjacke mit goldenen Knöpfen neben ihm, hielt ſeine bläulich umſchatteten Augen zu Boden geſenkt, ohne irgend jemanden anzublicken, und neigte den Kopf mit einer empfindlichen Grimaſſe ſchräg rückwärts gegen den Wind.

Elfter Teil

Erſtes Kapitel

Man erinnert ſich dieſer oder jener Perſon, man denkt nach, wie es ihr gehen mag, und plötzlich fällt einem ein, daß ſie nicht mehr auf den Trottoirs umherſpaziert, daß ihre Stimme nicht mehr in dem allgemeinen Stimmenkonzert mitklingt, ſondern daß ſie einfach auf immer vom Schauplatz verſchwunden iſt und irgendwo draußen vorm Tore unter der Erde liegt.

Die Konſulin Buddenbrook, geborene Stüwing, die Witwe Onkel Gottholds war tot. Auch ihr, die ehemals die Urſache ſo heftigen Zwiſts in der Familie geweſen war, hatte der Tod ſeine ſühnende und verklärende Krone aufgeſetzt, und ihre drei Töchter, Friederike, Henriette und Pfiffi, fühlten nun das Recht, den Kondolationen ihrer Verwandten eine beleidigte Miene entgegenzuſetzen, als wollten ſie ſagen: „Da ſeht, eure Verfolgungen haben ſie in die Grube gebracht!“ . . . Obgleich die Konſulin ſteinalt geworden war . . .

Auch Madame Kethelſen hatte den Frieden. Nachdem ſie ſich während der letzten Jahre mit der Gicht hatte plagen müſſen, war ſie ſanft, einfältig und kindergläubig dahingegangen, beneidet von ihrer gelehrten Schweſter, die immer noch hie und da gegen kleine rationaliſtiſche Anfechtungen zu kämpfen hatte und, obgleich ſie beſtändig buck-

liger und winziger wurde, durch eine zähere Konstitution an diese schlechte Erde gebannt war.

Konsul Peter Döhlmann war abgerufen worden. Er hatte sein ganzes Vermögen verfrühstückt, war schließlich dem Hunyadi-Janos erlegen und hinterließ seiner Tochter eine Rente von zweihundert Mark jährlich, indem er es der öffentlichen Pietät gegen den Namen Döhlmann anheimgab, sie durch Aufnahme in das Johanniskloster zu versorgen.

Justus Kröger war ebenfalls abgeschieden, und das war schlimm; denn nun hinderte niemand mehr seine schwache Gattin, das letzte Silberzeug zu verkaufen, um dem entarteten Jakob Geld schicken zu können, der irgendwo draußen in der Welt sein Lotterleben führte . . .

Was Christian Buddenbrook betrifft, so hätte man ihn vergebens in der Stadt gesucht; er weilte nicht mehr in ihren Mauern. Ein knappes Jahr nach dem Tode seines Bruders, des Senators, war er nach Hamburg übergesiedelt, woselbst er sich mit einer Dame, der er längst schon nahegestanden, mit Fräulein Aline Puvogel vor Gott und den Menschen vermählt hatte. Niemand hatte ihm wehren können. Sein mütterliches Erbe zwar, dessen Zinsen übrigens schon immer zur Hälfte nach Hamburg gewandert waren, wurde, soweit es noch nicht im voraus verbraucht war, von Herrn Stephan Kistenmaker verwaltet, der dazu durch seines toten Freundes Testament bestellt worden war; aber Christian war im übrigen Herr seines Willens . . . Sobald seine Verehelichung ruchbar wurde, richtete Frau Permaneder an Frau Aline Buddenbrook zu Hamburg einen langen und außerordentlich feindseligen Brief, der mit der Anrede „Ma-

dame!“ begann und in ſorgfältig vergifteten Worten die Erklärung enthielt, daß Frau Permaneder weder die Adreſſatin noch ihre Kinder jemals als Verwandte anzuerkennen geſonnen ſei.

Herr Kiſſenmaker war Teſtamentsvollſtrecker, Verwalter des Buddenbrookſchen Vermögens und Vormund des kleinen Johann, und er hielt dieſe Ämter in Ehren. Sie verſchafften ihm eine höchſt wichtige Tätigkeit, ſie berechtigten ihn, an der Börſe mit allen Anzeichen der Überarbeitung ſein Haupthaar zu ſtreichen und zu verſichern, daß er ſich aufreibe ... nicht zu vergeſſen, daß er für ſeine Mühewaltung mit großer Pünktlichkeit zwei Prozent der Revenüen bezog. Im übrigen aber hatte er nicht viel Glück bei den Geſchäften und zog ſich ſehr bald die Unzufriedenheit Gerda Buddenbrooks zu.

Die Dinge lagen ſo, daß liquidiert werden, daß die Firma verſchwinden ſollte, und zwar binnen eines Jahres; dies war des Senators letztwillige Beſtimmung. Frau Permaneder zeigte ſich heftig bewegt hierüber. „Und Johann, und der kleine Johann, und Hanno?!“ fragte ſie ... Die Tatſache, daß ihr Bruder über ſeinen Sohn und einzigen Erben hinweggegangen war, daß er für ihn nicht hatte die Firma am Leben erhalten wollen, enttäuſchte und ſchmerzte ſie ſehr. Manche Stunde weinte ſie darüber, daß man ſich des ehrwürdigen Firmenſchildes, dieſes durch vier Generationen überlieferten Kleinods entäußern, daß man ſeine Geſchichte abſchließen ſollte, während doch ein natürlicher Erbfolger vorhanden war. Aber dann tröſtete ſie ſich damit, daß das Ende der Firma ja nicht geradezu dasjenige der Familie ſei, und daß ihr Neffe eben ein junges und neues Werk werde beginnen müſſen, um ſeinem hohen Berufe

nachzukommen, der ja darin bestand, dem Namen seiner Väter Glanz und Klang zu erhalten und die Familie zu neuer Blüte zu bringen. Nicht umsonst besaß er so viel Ähnlichkeit mit seinem Urgroßvater . . .

Die Abwicklung der Geschäfte also begann unter der Leitung Herrn Kistenmakers und des alten Herrn Marcus und sie nahm einen außerordentlich kläglichen Verlauf. Die gegebene Frist war kurz, sie sollte mit buchstäblicher Genauigkeit innegehalten werden, die Zeit drängte. Die schwebenden Angelegenheiten wurden in übereilter und ungünstiger Weise erledigt. Ein überstürzter und unvorteilhafter Verkauf folgte dem anderen. Das Lager, die Speicher wurden mit großem Schaden zu Gelde gemacht. Und was Herrn Kistenmakers Übereifer nicht verdarb, das vollbrachte die Saumseligkeit des alten Herrn Marcus, von dem man sich in der Stadt erzählte, daß er zur Winterszeit, bevor er ausgehe, nicht nur seinen Paletot und Hut, sondern auch seinen Spazierstock sorgfältig am Ofen wärme, und der, bot sich einmal eine günstige Konjunktur, sicherlich die Gelegenheit vorübergehen ließ . . . Kurzum, die Verluste häuften sich. Thomas Buddenbrook hatte auf dem Papiere ein Vermögen von sechsmalhundertundfünfzigtausend Mark hinterlassen; ein Jahr nach der Testamentseröffnung stellte sich heraus, daß mit dieser Summe im entferntesten nicht zu rechnen war . . .

Unbestimmte und übertriebene Gerüchte über die ungünstige Liquidation gingen um, und sie wurden genährt durch die Nachricht, daß Gerda Buddenbrook das große Haus zu verkaufen gedenke. Man erzählte sich Wunderdinge über das, was sie dazu nötigte, über das bedenkliche Zusammen-

ſchmelzen des Buddenbrookſchen Vermögens, und ſo konnte es geſchehen, daß allgemach in der Stadt eine Stimmung Platz zu greifen begann, die die verwitwete Senatorin anfangs mit Erſtaunen und Befremdung, dann mit wachſendem Unwillen in ihrem Haushalt empfinden mußte ... Als ſie eines Tages ihrer Schwägerin berichtete, daß mehrere Handwerker und Lieferanten in unanſtändiger Weiſe auf die Berichtigung größerer Rechnungen gedrungen hatten, blieb Frau Permaneder lange Zeit erſtarrt und brach dann in ein fürchterliches Gelächter aus ... Gerda Buddenbrook war ſo indigniert, daß ſie ſogar etwas wie einen halben Entſchluß laut werden ließ, mit dem kleinen Johann die Stadt zu verlaſſen, zu ihrem alten Vater nach Amſterdam zu ziehen und wieder Duos mit ihm zu geigen. Aber dies rief einen ſolchen Sturm des Entſetzens von ſeiten Frau Permaneders hervor, daß ſie den Plan fürs erſte fahren laſſen mußte.

Wie zu erwarten ſtand, erſtreckten ſich Frau Permaneders Proteſte auch auf den Verkauf des von ihrem Bruder erbauten Hauſes. Sie jammerte laut über den üblen Eindruck, den dies hervorrufen könne, und klagte, daß es für den Namen der Familie eine neue Einbuße an Preſtige bedeuten werde. Aber ſie mußte doch einräumen, daß es unpraktiſch geweſen wäre, das weitläufige und prächtige Haus, das Thomas Buddenbrooks koſtſpielige Liebhaberei geweſen war, fernerhin zu bewohnen und inſtand zu halten, und daß Gerdas Wunſch nach einer bequemen kleinen Villa, vorm Tore, im Grünen, ſeine Berechtigung hatte ...

Herrn Goſch, dem Makler Sigismund Goſch, dämmerte ein erhabener Tag. Ein Erlebnis verklärte ſein Greiſenalter, das ſeinen Gliedern ſogar für mehrere Stunden das Zittern

nahm. Es geschah, daß er sich in Gerda Buddenbrooks Salon erblicken durfte, ihr gegenüber in einem Fauteuil, Aug' in Auge mit ihr über den Preis ihres Hauses verhandelnd. Das schlohweiße Haar von allen Seiten ins Gesicht gestrichen, starrte er ihr mit gräßlich vorgeschobenem Kinn von unten herauf ins Angesicht und erreichte es, vollkommen bucklig auszusehen. Seine Stimme zischte, aber er sprach kalt und geschäftlich, und nichts verriet die Erschütterung seiner Seele. Er machte sich anheischig, das Haus zu übernehmen, streckte die Hand aus und bot mit tückischem Lächeln fünfundachtzigtausend Mark. Das war annehmbar, denn ein Verlust war bei diesem Verkaufe unvermeidlich. Allein Herrn Kistenmakers Meinung mußte gehört werden, Gerda Buddenbrook mußte Herrn Gosch entlassen, ohne mit ihm abgeschlossen zu haben, und es zeigte sich, daß Herr Kistenmaker nicht gesonnen war, irgendwelche Eingriffe in seine Tätigkeit zu gestatten. Er mißachtete das Angebot des Herrn Gosch, er lachte darüber und schwor, daß man weit mehr bekommen werde. Und er beschwor dies so lange, bis er sich, um überhaupt einmal ein Ende zu machen, genötigt sah, das Haus für fünfundsiebenzigtausend Mark an einen alternden Junggesellen abzugeben, der, von weiten Reisen zurückkehrend, sich in der Stadt niederzulassen gedachte ...

Herr Kistenmaker besorgte auch den Ankauf des neuen Hauses, einer angenehmen kleinen Villa, die vielleicht ein wenig zu teuer erstanden wurde, die aber, vorm Burgtore an einer alten Kastanienallee gelegen und von einem hübschen Zier- und Nutzgarten umgeben, den Wünschen Gerda Buddenbrooks entsprach ... Dorthin zog die Senatorin, im Herbst des Jahres sechsundsiebenzig, mit ihrem Sohne,

ihren Dienſtboten und einem Teile ihres Hausrates, während ein anderer Teil davon unter dem Wehklagen Frau Permaneders zurückgelaſſen werden nnd in den Beſitz des alternden Junggeſellen übergehen mußte.

Nicht genug der Veränderungen! Mamſell Jungmann, Ida Jungmann, ſeit vierzig Jahren im Buddenbrookſchen Hauſe, trat aus den Dienſten der Familie und kehrte in ihre weſtpreußiſche Heimat zurück, um bei Verwandten den Feierabend ihres Lebens zu verbringen. Die Wahrheit zu ſagen, ſo wurde ſie von der Senatorin entlaſſen. Die gute Seele hatte, als die vorige Generation ihr entwachſen war, alsbald den kleinen Johann vorgefunden, den ſie hegen und pflegen, dem ſie Grimmſche Märchen vorleſen und die Geſchichte des Onkels erzählen konnte, welcher am Schluckauf geſtorben war. Nun aber war der kleine Johann eigentlich gar nicht mehr klein, er war ein fünfzehnjähriger Junge, dem ſie trotz ſeiner Zartheit nicht mehr beträchtlich nützen konnte, . . . und zu ſeiner Mutter ſtand ſie, lange ſchon, in einem ziemlich unangenehmen Verhältnis. Sie hatte dieſe Frau, die weit ſpäter in die Familie eingetreten war als ſie, eigentlich niemals recht als zugehörig und vollwertig angeſehen und begann andererſeits in vorgerückten Jahren mit dem Dünkel einer alten Dienerin ſich ſelbſt übertriebene Befugniſſe anzumaßen. Sie erregte Anſtoß, indem ſie ihre Perſon als allzu wichtig betrachtete, indem ſie ſich im Haushalte dieſes oder jenes Übergriffes ſchuldig machte . . . Die Lage ward unhaltbar, erregte Auftritte fanden ſtatt, und obgleich Frau Permaneder mit der nämlichen Beredſamkeit für ſie bat, mit der ſie für die großen Wohnhäuſer und die Möbel gebeten hatte, erhielt die alte Ida den Abſchied.

Sie weinte bitterlich, als die Stunde herankam, da sie dem kleinen Johann Lebewohl zu sagen hatte. Er umarmte sie, legte dann die Hände auf den Rücken, stützte sich auf sein eines Bein, indem er den anderen Fuß auf die Zehenspitzen stellte, und sah zu, wie sie davonging, mit demselben grüblerischen und nach innen gekehrten Blick, den seine goldbraunen, bläulich umschatteten Augen an der Leiche seiner Großmutter, beim Tode seines Vaters, bei der Auflösung der großen Haushalte und so manchem weniger äußerlichen Erlebnis ähnlicher Art angenommen hatten ... Der alten Ida Verabschiedung schloß sich in seiner Anschauung folgerichtig den anderen Vorgängen des Abbröckelns, des Endens, des Abschließens, der Zersetzung an, denen er beigewohnt hatte. Dergleichen befremdete ihn nicht mehr; es hatte ihn seltsamerweise niemals befremdet. Manchmal, wenn er seinen Kopf mit dem gelockten hellbraunen Haar und den immer ein wenig verzerrten Lippen erhob und die feinen Flügel seiner Nase sich empfindlich öffneten, war es, als schnuppere er behutsam in die Atmosphäre und Lebensluft, die ihn umgab, gewärtig, den Duft, den seltsam vertrauten Duft zu verspüren, den an der Bahre seiner Großmutter alle Blumengerüche nicht zu übertäuben vermocht hatten ...

Immer, wenn Frau Permaneder bei ihrer Schwägerin vorsprach, zog sie ihren Neffen an sich, um ihm von der Vergangenheit und jener Zukunft zu erzählen, welche Buddenbrooks, nächst der Gnade Gottes, ihm, dem kleinen Johann, zu verdanken haben sollten. Je unerquicklicher die Gegenwart sich darstellte, desto weniger konnte sie sich genug tun in Schilderungen, wie vornehm das Leben in den Häusern

ihrer Eltern und Großeltern gewesen und wie Hannos Urgroßvater vierspännig über Land gefahren sei ... Eines Tages erlitt sie einen heftigen Anfall von Magenkrampf, infolge davon, daß Friederike, Henriette und Pfiffi Buddenbrook einstimmig behauptet hatten, Hagenströms seien die Creme der Gesellschaft ...

Uber Christian lagen betrübende Nachrichten vor. Die Ehe schien sein Befinden nicht günstig beeinflußt zu haben. Unheimliche Wahnideen und Zwangsvorstellungen hatten sich bei ihm in verstärktem Maße wiederholt, und auf Veranlassung seiner Gattin und eines Arztes hatte er sich nunmehr in eine Anstalt begeben. Er war nicht gern dort, schrieb lamentierende Briefe an die Seinen und gab dem heftigen Wunsche Ausdruck, aus dieser Anstalt, in der man ihn sehr streng zu behandeln schien, wieder befreit zu werden. Aber man hielt ihn fest, und das war wohl das beste für ihn. Jedenfalls setzte es seine Gemahlin in den Stand, unbeschadet der praktischen und ideellen Vorteile, die sie der Heirat verdankte, ihr früheres unabhängiges Leben ohne Rücksicht und Behinderung fortzuführen.

Zweites Kapitel

Das Werk der Weckuhr schnappte ein und rasselte pflichttreu und grausam. Es war ein heiseres und geborstenes Geräusch, ein Klappern mehr als ein Klingeln, denn sie war altgedient und abgenutzt; aber es dauerte lange, hoffnungslos lange, denn sie war gründlich aufgezogen.

Hanno Buddenbrook erschrak zuinnerst. Wie jeden Morgen zogen sich bei dem jähen Einsetzen dieses zugleich

boshaften und treuherzigen Lärmes, auf dem Nachttische, dicht neben seinem Ohre, vor Grimm, Klage und Verzweiflung seine Eingeweide zusammen. Äußerlich aber blieb er ganz ruhig, veränderte seine Lage im Bette nicht und riß nur rasch, aus irgend einem verwischten Morgentraume gejagt, die Augen auf.

Es war vollkommen finster in der winterkalten Stube; er unterschied keinen Gegenstand und konnte die Zeiger der Uhr nicht sehen. Aber er wußte, daß es sechs Uhr war, denn er hatte gestern abend den Wecker auf diese Stunde gestellt ... Gestern ... gestern ... Während er mit angespannten Nerven, um den Entschluß kämpfend, Licht zu machen und das Bett zu verlassen, regungslos auf dem Rücken lag, kehrte ihm nach und nach alles ins Bewußtsein zurück, was ihn gestern erfüllt hatte ...

Es war Sonntag gewesen, und nachdem er sich mehrere Tage hintereinander von Herrn Brecht hatte malträtieren lassen müssen, hatte er zur Belohnung seine Mutter ins Stadttheater begleiten dürfen, um den „Lohengrin" zu hören. Die Freude auf diesen Abend hatte seit einer Woche schon sein Leben ausgemacht. Beklagenswert war nur, daß stets vor solcherlei Festen soviel des Widerwärtigen lagerte und bis zum letzten Augenblick die freie und freudige Aussicht darauf verdarb. Aber endlich war doch am Sonnabend die Schulzeit überstanden gewesen, und die Tretmaschine hatte zum letzten Male in seinem Munde mit schmerzhaftem Summen gebohrt ... Nun war alles beiseite geschafft und überwunden gewesen, denn die Schulaufgaben hatte er kurz entschlossen jenseits des Sonntagabends geschoben. Was hatte der Montag bedeutet? War es wahrscheinlich

geweſen, daß er jemals anbrechen würde? Man glaubt an keinen Montag, wenn man am Sonntag abend den „Lohengrin“ hören ſoll . . . Er hatte am Montag frühzeitig aufſtehen wollen und dieſe albernen Sachen erledigen — damit genug! Nun war er frei umhergegangen, hatte die Freude ſeines Herzens gepflegt, am Flügel geträumt und alle Widrigkeiten vergeſſen.

Und dann war das Glück zur Wirklichkeit geworden. Es war über ihn gekommen mit ſeinen Weihen und Entzückungen, ſeinem heimlichen Erſchauern und Erbeben, ſeinem plötzlichen innerlichen Schluchzen, ſeinem ganzen überſchwänglichen und unerſättlichen Rauſche . . . Freilich, die billigen Geigen des Orcheſters hatten beim Vorſpiel ein wenig verſagt, und ein dicker, eingebildeter Menſch mit brotblondem Vollbarte war im Nachen ein wenig ruckweiſe herangeſchwommen. Auch war in der Nachbarloge ſein Vormund Herr Stephan Kiſtenmaker zugegen geweſen und hatte gemurrt, daß man den Jungen auf ſolche Weiſe zerſtreue und von ſeinen Pflichten ablenke. Aber darüber hatte ihn die ſüße und verklärte Herrlichkeit, auf die er lauſchte, hinweggehoben . . .

Und endlich war doch das Ende gekommen. Das ſingende, ſchimmernde Glück war verſtummt und erloſchen, mit fiebrigem Kopfe hatte er ſich daheim in ſeinem Zimmer wiedergefunden und war gewahr worden, daß nur ein paar Stunden des Schlafes dort in ſeinem Bett ihn von grauem Alltag trennten. Da hatte ihn ein Anfall jener gänzlichen Verzagtheit überwältigt, die er ſo wohl kannte. Er hatte wieder empfunden, wie wehe die Schönheit tut, wie tief ſie in Scham und ſehnſüchtige Verzweiflung ſtürzt und doch

auch den Mut und die Tauglichkeit zum gemeinen Leben verzehrt. So fürchterlich hoffnungslos und bergeschwer hatte es ihn niedergedrückt, daß er sich wieder einmal gesagt hatte, es müsse mehr sein als seine persönlichen Kümmernisse, was auf ihm laste, eine Bürde, die von Anbeginn seine Seele beschwert habe und sie irgendwann einmal ersticken müsse ...

Dann hatte er den Wecker gerichtet und geschlafen, so tief und tot, wie man schläft, wenn man niemals wieder erwachen möchte. Und nun war der Montag da, und es war sechs Uhr, und er hatte für keine Stunde gearbeitet!

Er richtete sich auf und entzündete die Kerze auf dem Nachttische. Da aber in der eiskalten Luft seine Arme und Schultern sofort heftig zu frieren begannen, ließ er sich rasch wieder zurücksinken und zog die Decke über sich.

Die Zeiger wiesen auf zehn Minuten nach sechs Uhr... Ach, es war sinnlos, nun aufzustehen und zu arbeiten, es war zuviel, es gab beinahe für jede Stunde etwas zu lernen, es lohnte nicht, damit anzufangen, und der Zeitpunkt, den er sich festgesetzt, war sowieso überschritten ... War es denn so sicher, wie es ihm gestern erschienen war, daß er heute sowohl im Lateinischen wie in der Chemie an die Reihe kommen würde? Es war anzunehmen, ja, nach menschlicher Voraussicht war es wahrscheinlich. Was den Ovid betraf, so waren neulich die Namen aufgerufen worden, die mit den letzten Buchstaben des Alphabetes begannen, und mutmaßlich würde es heute mit A und B von vorn anfangen. Aber es war doch nicht unbedingt sicher, nicht ganz und gar zweifellos! Es kamen doch Abweichungen von der Regel vor! Was bewirkte nicht manch-

mal der Zufall, du lieber Gott! . . . Und während er ſich mit dieſen trügeriſchen und gewaltſamen Erwägungen beſchäftigte, verſchwammen ſeine Gedanken ineinander, und er entſchlief aufs neue.

Das kleine Schülerzimmer, kalt und kahl, mit ſeiner Sixtiniſchen Madonna als Kupferſtich über dem Bette, ſeinem Ausziehtiſch in der Mitte, ſeinem unordentlich vollgepfropften Bücherbord, einem ſteifbeinigen Mahagonipult, dem Harmonium und dem ſchmalen Waſchtiſch, lag ſtumm in dem wankenden Schein der Kerze. Eisblumen blühten am Fenſter, deſſen Rouleau nicht hinabgelaſſen war, damit das Tageslicht früher hereindringe. Und Hanno Buddenbrook ſchlief, die Wange in das Kiſſen geſchmiegt. Er ſchlief mit getrennten Lippen und tief und feſt geſenkten Wimpern, mit dem Ausdruck einer inbrünſtigen und ſchmerzlichen Hingabe an den Schlaf, und ſein weiches, hellbraunes Haar bedeckte gelockt ſeine Schläfen. Und langſam verlor das Flämmchen auf dem Nachttiſche ſeinen rotgelben Schein, da durch die Eiskruſte der Fenſterſcheibe der matte Morgen ſtarr und fahl ins Zimmer blickte.

Als es ſieben Uhr war, erwachte er wieder mit Schrecken. Nun war auch dieſe Friſt abgelaufen. Aufſtehen und den Tag auf ſich nehmen — es gab nichts, um das abzuwenden. Eine kurze Stunde nur noch bis zum Schulanfang... Die Zeit drängte, von den Arbeiten nun ganz zu ſchweigen. Trotzdem blieb er noch liegen, voll von Erbitterung, Trauer und Anklage dieſes brutalen Zwanges wegen, in froſtigem Halbdunkel das warme Bett zu verlaſſen und ſich hinaus unter ſtrenge und übelwollende Menſchen in Not und Gefahr zu begeben. Ach, noch zwei armſelige Minuten, nicht

wahr? fragte er sein Kopfkissen mit überquellender Zärtlichkeit. Und dann, in einem Anfall von Trotz, schenkte er sich fünf volle Minuten, um noch ein wenig die Augen zu schließen, von Zeit zu Zeit das eine zu öffnen und verzweiflungsvoll auf den Zeiger zu starren, der stumpfsinnig, unwissend und korrekt seines Weges vorwärts ging . . .

Zehn Minuten nach sieben Uhr riß er sich los und fing an, sich in höchster Hast im Zimmer hin und her zu bewegen. Die Kerze brannte fort, denn das Tageslicht allein genügte noch nicht. Als er eine Eisblume zerhauchte, sah er, daß draußen dichter Nebel herrschte.

Ihn fror über alle Maßen. Der Frost schüttelte manchmal mit schmerzhaftem Schauder seinen ganzen Körper. Seine Fingerspitzen brannten und waren so geschwollen, daß mit der Nagelbürste nichts anzufangen war. Als er sich den Oberkörper wusch, ließ seine beinah erstorbene Hand den Schwamm zu Boden fallen, und er stand einen Augenblick starr und hilflos da, qualmend wie ein schwitzendes Pferd.

Und endlich, mit gehetztem Atem und trüben Augen, stand er dennoch fertig am Ausziehtische, ergriff die Ledermappe und raffte die Geisteskräfte zusammen, welche die Verzweiflung ihm übrig ließ, um für die Stunden von heute die nötigen Bücher hineinzupacken. Er stand, sah angestrengt in die Luft, murmelte angstvoll: „Religion . . . Lateinisch . . . Chemie . . .“ und stopfte die defekten und mit Tinte befleckten Pappbände zueinander . . .

Ja, er war nun schon ziemlich lang, der kleine Johann. Er war mehr als fünfzehnjährig und trug kein Kopenhagener Matrosenhabit mehr, sondern einen hellbraunen

Jackettanzug mit blauer, weißgesprenkelter Krawatte. Auf seiner Weste war die lange und dünne goldene Uhrkette zu sehen, die von seinem Urgroßvater auf ihn gekommen war, und an dem vierten Finger seiner ein wenig zu breiten, aber zartgegliederten Rechten stak der alte Erbsiegelring mit grünem Stein, der nun ebenfalls ihm gehörte ... Er zog die dicke, wollige Winterjacke an, setzte den Hut auf, riß die Mappe an sich, löschte die Kerze und stürzte die Treppe hinunter ins Erdgeschoß, an dem ausgestopften Bären vorbei, zur Rechten ins Speisezimmer.

Fräulein Clementine, die neue Jungfer seiner Mutter, ein mageres Mädchen mit Stirnlocken, spitzer Nase und kurzsichtigen Augen, war bereits zur Stelle und machte sich am Frühstückstische zu schaffen.

„Wie spät ist es eigentlich?" fragte er zwischen den Zähnen, obgleich er es sehr genau wußte.

„Viertel vor acht", antwortete sie und wies mit ihrer dünnen, roten Hand, die aussah wie gichtisch, auf die Wanduhr. „Sie müssen wohl zusehen, daß Sie fortkommen, Hanno ..." Damit setzte sie die dampfende Tasse an seinen Platz und schob ihm Brotkorb und Butter, Salz und Eierbecher zu.

Er sagte nichts mehr, griff nach einer Semmel und begann im Stehen, den Hut auf dem Kopfe und die Mappe unterm Arm, den Kakao zu schlucken. Das heiße Getränk tat entsetzlich weh an einem Backenzahn, den gerade Herr Brecht in Behandlung gehabt hatte ... Er ließ die Hälfte stehen, verschmähte auch das Ei, ließ mit verzerrtem Munde einen leisen Laut vernehmen, den man als Adieu deuten mochte, und lief aus dem Hause.

Es war zehn Minuten vor acht Uhr, als er den Vorgarten passierte, die kleine rote Villa zurückließ und nach rechts die winterliche Allee entlang zu hasten begann ... Zehn, neun, acht Minuten nur noch. Und der Weg war weit. Und man konnte vor Nebel kaum sehen, wie weit man gekommen war! Er zog ihn ein und stieß ihn wieder aus, diesen dicken, eiskalten Nebel, mit der ganzen Kraft seiner schmalen Brust, stemmte die Zunge gegen den Zahn, der vom Kakao noch brannte, und tat den Muskeln seiner Beine eine unsinnige Gewalt an. Er war in Schweiß gebadet und fühlte sich dennoch erfroren in jedem Gliede. In seinen Seiten fing es an zu stechen. Das bißchen Frühstück revoltierte in seinem Magen bei diesem Morgenspaziergang, ihm ward übel, und sein Herz war nur noch ein bebendes und haltlos flatterndes Ding, das ihm den Atem nahm.

Das Burgtor, das Burgtor erst, und dabei war es vier Minuten vor acht! Während er sich in kalter Transpiration, in Schmerz, Übelkeit und Not durch die Straßen kämpfte, spähte er nach allen Seiten, ob nicht vielleicht noch andere Schüler zu sehen seien ... Nein, nein, es kam niemand mehr. Alle waren an Ort und Stelle, und da begann es auch schon acht Uhr zu schlagen! Die Glocken klangen durch den Nebel von allen Türmen, und diejenigen von Sankt Marien spielten zur Feier des Augenblicks sogar „Nun danket alle Gott“ ... Sie spielten es grundfalsch, wie Hanno rasend vor Verzweiflung konstatierte, sie hatten keine Ahnung von Rhythmus und waren höchst mangelhaft gestimmt ... Aber das war nun das wenigste, das wenigste! Ja, er kam zu spät, es war wohl keine Frage mehr. Die Schuluhr war ein wenig im Rückstande, aber

er kam dennoch zu spät, es war sicher. Er starrte den Leuten ins Gesicht, die an ihm vorübergingen. Sie begaben sich in ihre Kontore und an ihre Geschäfte, sie eilten gar nicht sehr, und nichts drohte ihnen. Manche erwiderten seinen neidischen und klagenden Blick, musterten seine aufgelöste Erscheinung und lächelten. Er war außer sich über dieses Lächeln. Was dachten sie sich und wie beurteilten diese Ungeängstigten die Sachlage? Es beruht auf Roheit, hätte er ihnen zuschreien mögen, Ihr Lächeln, meine Herrschaften! Sie könnten bedenken, daß es innig wünschenswert wäre, vor dem geschlossenen Hoftore tot umzufallen ...

Das anhaltend gellende Klingeln, das Zeichen zum Beginne der Montagsandacht, schlug an sein Ohr, als er noch zwanzig Schritte von der langen, roten, von zwei gußeisernen Pforten unterbrochenen Mauer entfernt war, die den vorderen Schulhof von der Straße trennte. Ohne über irgendwelche Kräfte zum Ausschreiten und Laufen mehr zu verfügen, ließ er seinen Oberkörper einfach nach vorne fallen, wobei die Beine wohl oder übel das Hinstürzen verhindern mußten, indem sie sich stolpernd und schlotternd ebenfalls vorwärts bewegten, und gelangte so vor die erste Pforte, als das Klingeln schon verstummt war.

Herr Schlemiel, der Kustos, ein untersetzter Mann mit rauhbärtigem Arbeitergesicht, war eben im Begriff, sie zu verschließen. „Na ...“ sagte er und ließ den Schüler Buddenbrook hindurchschlüpfen ... Vielleicht, vielleicht war er gerettet. Es galt, sich ungesehen ins Klassenzimmer zu stehlen, dort heimlich das Ende der Andacht abzuwarten, die in der Turnhalle abgehalten wurde, und zu tun, als

ob alles in Ordnung sei. Und mit Keuchen nach Luft ringend, aufgerieben und in kaltem Schweiße erstarrt, schleppte er sich über den mit roten Klinkern gepflasterten Hof und durch eine der hübschen, mit bunten Glasscheiben versehenen Klapptüren ins Innere . . .

Es war alles neu, reinlich und schön hier in der Anstalt. Der Zeit war ihr Recht geworden, und die grauen und altersmorschen Teile der ehemaligen Klosterschule, in denen noch die Väter der jetzigen Generation der Wissenschaft gepflogen hatten, waren der Erde gleichgemacht, um neue, luftige, prächtige Baulichkeiten an ihrer Stelle erstehen zu lassen. Der Stil des Ganzen war gewahrt worden, und über Korridoren und Kreuzgängen spannten sich feierlich die gotischen Gewölbe. Was aber die Beleuchtung und Heizung, was die Geräumigkeit und Helligkeit der Klassen, die Behaglichkeit der Lehrerzimmer, die praktische Einrichtung der Säle für Chemie-, Physik- und Zeichenunterricht betraf, so herrschte der vollste Komfort der Neuzeit . . .

Der erschöpfte Hanno Buddenbrook drückte sich an der Wand entlang und blickte um sich . . . Nein, gepriesen sei Gott, es sah ihn niemand. Von fernen Korridoren hallte das Gewühl der Schüler- und Lehrermasse zu ihm her, die sich zur Turnhalle wälzte, um dort für die Arbeit der Woche eine kleine religiöse Stärkung zu sich zu nehmen. Hier vorn lag alles tot und still, und auch der Weg über die breite, mit Linoleum gedeckte Treppe war frei. Behutsam, auf den Zehenspitzen, verhaltenen Atems und angespannt lauschend, schlich er hinauf. Sein Klassenzimmer, die Realunterssekunda, war im ersten Stockwerk, der Treppe gegenüber gelegen; die Tür stand offen. Auf der obersten

Stufe spähte er, vorgebeugt, den langen Wandelgang entlang, an dessen beiden Seiten sich die mit Porzellanschildern versehenen Eingänge zu den verschiedenen Klassen reihten, tat drei rasche, geräuschlose Schritte vorwärts und befand sich im Zimmer.

Es war leer. Die drei breiten Fenster waren noch verhangen, und die brennenden Gaslampen, die von der Decke niederhingen, kochten leise in der Stille. Grüne Schirme breiteten das Licht über die drei Kolonnen zweisitziger Pultbänke aus hellem Holze hin, denen dunkel, lehrhaft und reserviert, mit einer Wandtafel zu seinen Häupten, das Katheder gegenüber stand. Eine gelbe Holztäfelung bekleidete den unteren Teil der Wände, und darüber waren die nackten Kalkflächen mit ein paar Landkarten geschmückt. Eine zweite Tafel lehnte auf einer Staffelei zur Seite des Katheders.

Hanno ging zu seinem Platz, der sich ungefähr inmitten des Zimmers befand, schob die Mappe ins Fach, sank auf den harten Sitz, legte die Arme auf die schräge Platte und bettete seinen Kopf darauf. Ein unsägliches Wohlgefühl durchrieselte ihn. Diese kahle und harte Stube war häßlich und hassenswert, und auf seinem Herzen lastete der ganze drohende Vormittag mit tausend Gefahren. Aber er war doch fürs erste in Sicherheit, war körperlich geborgen und konnte die Dinge an sich herankommen lassen. Auch war die erste, die Religionsstunde bei Herrn Ballerstedt ziemlich harmloser Natur ... An dem Vibrieren des Papierzünglein dort oben vor der kreisrunden Öffnung in der Wand sah man, wie die warme Luft hereinströmte, und auch die Gasflammen heizten den Raum. Ach, man konnte sich

strecken und die starrfeuchten Glieder langsam sich lösen und auftauen lassen. Eine wohlige und ungesunde Hitze stieg in seinen Kopf hinauf, summte in seinen Ohren und verschleierte seine Augen . . .

Plötzlich vernahm er hinter sich ein Geräusch, daß ihn zusammenzucken und sich jäh herumwenden ließ . . . Und siehe da, hinter der hintersten Bank kam der Oberkörper Kais, des Grafen Mölln, zum Vorschein. Er kroch hervor, der junge Herr, er arbeitete sich heraus, stellte sich auf die Füße, schlug leicht und schnell die Hände gegeneinander, um den Staub davon abzustreifen, und schritt strahlenden Angesichts auf Hanno Buddenbrook zu.

„Ach, du bist es, Hanno!“ sagte er. „Und ich zog mich dorthin zurück, weil ich dich für ein Stück Lehrkörper hielt, als du kamst!“

Seine Stimme brach sich beim Sprechen, merklich im Wechseln begriffen, was bei seinem Freunde noch nicht der Fall war. Er war in gleichem Maße gewachsen wie dieser, aber sonst war er ganz und gar derselbe geblieben. Immer noch trug er einen Anzug von unbestimmter Farbe, an dem hie und da ein Knopf fehlte, und dessen Gesäß von einem großen Flicken gebildet ward. Immer noch waren seine Hände nicht ganz reinlich, aber schmal und außerordentlich edel gebildet, mit langen, schlanken Fingern und spitz zulaufenden Nägeln. Und immer noch fiel sein flüchtig in der Mitte gescheiteltes, rötlich gelbes Haar in eine alabasterweiße und makellose Stirn, unter welcher, tief und scharf zugleich, die hellblauen Augen blitzten . . . Der Gegensatz zwischen seiner arg vernachlässigten Toilette und der Rassereinheit dieses zartknochigen Gesichts mit der

ganz leicht gebogenen Naſe und der ein wenig geſchürzten Oberlippe ſprang jetzt noch mehr in die Augen als ehemals.

„Nein, Kai“, ſagte Hanno mit verzogenem Munde und indem er eine Hand in der Gegend des Herzens umherbewegte, „wie kannſt du mich dermaßen erſchrecken! Warum biſt du hier oben? Warum haſt du dich verſteckt? Biſt du auch zu ſpät gekommen?“

„Bewahre,“ antwortete Kai. „Ich bin ſchon lange hier . . . Am Montagmorgen kann man es ja nicht erwarten, endlich wieder in die Anſtalt zu gelangen, wie du ſelbſt am beſten weißt, mein Lieber . . . Nein, ich bin nur zum Spaß hier oben geblieben. Der tiefe Oberlehrer hatte die Aufſicht und achtete es nicht für Raub, das Volk zur Andacht hinunterzutreiben. Da machte ich es ſo, daß ich mich immer dicht hinter ſeinem Rücken hielt . . . Wie er ſich auch drehte und um ſich lugte, der Myſtiker, ich war immer dicht hinter ſeinem Rücken, bis er weg ging, und ſo konnte ich oben bleiben . . . Aber du,“ ſagte er mitleidig und ſetzte ſich mit einer zärtlichen Bewegung neben Hanno auf die Bank . . . „Du haſt rennen müſſen, wie? Armer! Du ſiehſt ganz verhetzt aus. Das Haar klebt dir ja an den Schläfen . . .“ Und er nahm ein Lineal vom Tiſche und lockerte damit, ernſt und ſorgſam, das Haar des kleinen Johann. „Du haſt alſo die Zeit verſchlafen? . . . Übrigens ſitze ich hier auf Adolf Todtenhaupts Platz,“ unterbrach er ſich und blickte um ſich, „auf des Primus geweihtem Platze! Nun, für diesmal macht es wohl nichts . . . Du haſt alſo die Zeit verſchlafen?“

Hanno hatte ſein Geſicht wieder auf die gekreuzten Arme

gebettet. „Ich war ja im Theater gestern Abend", sagte er nach einem schweren Seufzer.

„Oh, richtig, das hatte ich vergessen! . . . War es so schön?"

Kai bekam keine Antwort.

„Du hast es doch gut," fuhr er überredend fort, „das solltest du bedenken, Hanno. Sieh, ich bin noch nie im Theater gewesen, und es besteht auf lange Jahre hinaus nicht die geringste Aussicht, daß ich jemals hineinkomme . . ."

„Wenn nur der Katzenjammer nicht wäre", sagte Hanno gepreßt.

„Ja, den Zustand kenne ich ohnehin." Und Kai bückte sich nach dem Hut und dem Überzieher seines Freundes, die neben der Bank auf dem Boden lagen, nahm die Sachen und trug sie leise auf den Korridor hinaus.

„Dann hast du die Metamorphosenverse wohl nicht sehr genau im Kopfe?" fragte er, als er wieder hereinkam.

„Nein", sagte Hanno.

„Oder bist du vielleicht auf das Geographie-Extemporale präpariert?"

„Ich bin gar nichts und kann gar nichts", sagte Hano.

„Also auch nicht Chemie und Englisch! All right! Wir sind Herzensfreunde und Waffenbrüder!" Kai war sichtlich erleichtert. „Ich bin in genau derselben Lage", erklärte er munter. „Ich habe am Sonnabend nicht gearbeitet, weil morgen Sonntag war, und am Sonntag nicht, aus Pietät . . . Nein, Unsinn . . . hauptsächlich, weil ich etwas Besseres zu arbeiten hatte, natürlich", sagte er mit plötzlichem Ernst, indem eine leichte Röte sein Gesicht überflog. „Ja, heute kann es vergnüglich werden, Hanno."

„Wenn ich noch einen Tadel bekomme", ſagte der kleine Johann, „ſo bleibe ich ſitzen; und den bekomme ich ſicher, wenn er mich im Lateiniſchen darannimmt. Der Buchſtabe B iſt an der Reihe, Kai, das iſt nicht aus der Welt zu ſchaffen . . ."

„Warten wir's ab! Ha, Cäſar geht aus. Mir haben ſtets Gefahren im Rücken nur gedroht; wenn ſie die Stirn des Cäſar werden ſehen . . ." Aber Kai kam mit ſeiner Deklamation nicht zu Ende. Es war ihm ebenfalls ſehr ſchlecht zumute. Er ging zum Katheder, ſetzte ſich darauf und fing an, ſich mit finſterer Miene in dem Armſtuhl zu ſchaukeln. Hanno Buddenbrook ließ ſeine Stirn noch immer auf den gekreuzten Armen ruhen. So ſaßen ſie ſich eine Weile ſchweigend gegenüber.

Plötzlich klang irgendwo in weiter Ferne ein dumpfes Summen auf, das ſchnell zum Brauſen ward und ſich binnen einer halben Minute bedrohlich heranwälzte . . .

„Das Volk", ſagte Kai erbittert. „Herr, mein Gott, wie raſch ſie fertig ſind! Nicht einmal um zehn Minuten iſt die Stunde kürzer geworden . . ."

Er ſtieg vom Katheder hinab und begab ſich zur Tür, um ſich unter die Hereinkommenden zu miſchen. Was Hanno betraf, ſo erhob er nur einen Augenblick den Kopf, verzog den Mund und blieb einfach ſitzen.

Es kam heran, mit Schlürfen, Stampfen und einem Gewirr von männlichen Stimmen, Diskanten und ſich überſchlagenden Wechſelorganen, flutete über die Treppen herauf, ergoß ſich über den Korridor und ſtrömte auch in dieſes Zimmer, das plötzlich von Leben, Bewegung und Geräuſch erfüllt ward. Sie kamen herein, die jungen Leute, die

Kameraden Hannos und Kais, die Realunterſekundaner, etwa fünfundzwanzig an der Zahl, ſchlenderten, die Hände in den Hoſentaſchen oder mit den Armen ſchlenkernd an ihre Plätze und ſchlugen ihre Bibeln auf. Es waren da angenehme und konfiszierte Phyſiognomien, ſolche, die wohl und geſund, und andere, die bedenklich ausſahen, lange, ſtarke Schlingel, die demnächſt Kaufleute werden oder gar zur See gehen wollten und ſich um gar nichts mehr kümmerten, und kleine, über ihr Alter hinaus vorgeſchrittene Streber, die in den Fächern brillierten, in denen es auswendig zu lernen galt. Adolf Todtenhaupt aber, der Primus, wußte alles; er war ſeiner Lebtage noch nicht eine Antwort ſchuldig geblieben. Das lag zum Teil an ſeinem ſtillen, leidenſchaftlichen Fleiße, zum Teil daran, daß die Lehrer ſich hüteten, ihn etwas zu fragen, was er vielleicht nicht hätte wiſſen können. Es hätte ſie ſchmerzlich berührt und beſchämt, es hätte ſie in ihrem Glauben an menſchliche Vollkommenheit erſchüttert, ein Verſtummen Adolf Todtenhaupts zu erleben ... Er beſaß einen merkwürdig gebuckelten Schädel, dem das blonde Haar ſpiegelglatt angeklebt war, graue, ſchwarz umringte Augen und lange, braune Hände, die aus den zu kurzen Ärmeln ſeiner ſauber gebürſteten Jacke hervorſahen. Er ſetzte ſich neben Hanno Buddenbrook, lächelte ſanft und ein wenig tückiſch und bot dem Nachbar einen Guten Morgen, wobei er ſich dem herrſchenden Jargon anbequemte, der das Wort zu einem kecken und nachläſſigen Laute verzerrte. Dann begann er, während um ihn her alles halblaut plauderte, ſich präparierte, gähnte und lachte, ſtillſchweigend in dem Klaſſenbuch zu arbeiten, indem er die Feder auf unvergleichlich korrekte

Art mit ſchlank und gerade ausgeſtreckten Fingern handhabte.

Nach Verlauf von zwei Minuten wurden draußen Schritte laut, die Inhaber der vorderen Bänke erhoben ſich ohne Eile von ihren Plätzen, und weiter hinten folgte dieſer und jener ihrem Beiſpiel, während andere ſich in ihren Beſchäftigungen nicht ſtören ließen und kaum Notiz davon nahmen, daß Herr Oberlehrer Ballerſtedt ins Zimmer kam, ſeinen Hut an die Tür hängte und ſich zum Katheder begab.

Er war ein Vierziger von ſympatiſchem Embonpoint, mit großer Glatze, rötlich-gelbem, kurz gehaltenem Vollbart, roſigem Teint und einem Miſchausdruck von Salbung und behaglicher Sinnlichkeit um die feuchten Lippen. Er nahm ſein Notizbuch zur Hand und blätterte ſchweigend darin; da aber die Ruhe in der Klaſſe vieles zu wünſchen übrig ließ, erhob er den Kopf, ſtreckte den Arm auf der Pultplatte aus, und bewegte, während ſein Geſicht langſam ſo dunkelrot anſchwoll, daß ſein Bart hellgelb erſchien, ſeine ſchwache und weiße Fauſt ein parmal kraftlos auf und nieder, wobei ſeine Lippen eine halbe Minute lang krampfhaft und fruchtlos arbeiteten, um ſchließlich nichts hervorzubringen als ein kurzes, gepreßtes und ächzendes „Nun . . .“ Dann rang er noch eine Weile nach ferneren Ausdrücken des Tadels, wandte ſich ſchließlich wieder ſeinem Notizbuch zu, ſchwoll ab und gab ſich zufrieden. Dies war ſo Oberlehrer Ballerſtedts Art und Weiſe.

Er hatte ehemals Prediger werden wollen, war dann jedoch durch ſeine Neigung zum Stottern wie durch ſeinen Hang zu weltlichem Wohlleben beſtimmt worden, ſich lieber der Pädagogik zuzuwenden. Er war Junggeſelle, beſaß

einiges Vermögen, trug einen kleinen Brillanten am Finger und war dem Essen und Trinken herzlich zugetan. Er war derjenige Oberlehrer, der nur dienstlich mit seinen Standesgenossen, im übrigen aber vorwiegend mit der unverheirateten kaufmännischen Lebewelt der Stadt, ja auch mit den Offizieren der Garnison verkehrte, täglich zweimal im ersten Gasthause speiste und Mitglied des „Klubs" war. Begegnete er größeren Schülern nachts um zwei oder drei Uhr irgendwo in der Stadt, so schwoll er an, brachte einen „Guten Morgen" zustande und ließ die Sache für beide Teile auf sich beruhen ... Hanno Buddenbrook hatte nichts von ihm zu befürchten und wurde fast nie von ihm gefragt. Der Oberlehrer hatte sich mit seinem Onkel Christian allzu oft in allzu rein menschlicher Weise zusammengefunden, als daß es ihn hätte freuen können, mit dem Neffen in dienstliche Konflikte zu geraten ...

„Nun ..." sagte er abermals, sah in der Klasse umher, bewegte wieder seine schwach geballte Faust mit dem kleinen Brillanten und blickte in sein Notizbuch. „Perlemann. Die Übersicht."

Irgendwo in der Klasse erhob sich Perlemann. Man merkte es kaum, daß er emporstieg. Es war einer von den Kleinen, Vorgeschrittenen. „Die Übersicht", sagte er leise und artig, indem er mit ängstlichem Lächeln den Kopf vorstreckte. „Das Buch Hiob zerfällt in drei Teile. Erstens der Zustand Hiobs, ehe er in das Kreuz oder Züchtigung des Herrn geraten; Kapitel I, Vers eins bis sechs. Zweitens das Kreuz selbst und was sich dabei zugetragen; Kapitel ..."

„Es war richtig, Perlemann", unterbrach ihn Herr Ballerstedt, gerührt von soviel zager Willfährigkeit, und

ſchrieb eine gute Note in ſein Taſchenbuch. „Heinricy, fahren Sie fort.“

Heinricy war einer von den langen Schlingeln, die ſich um gar nichts mehr kümmerten. Er ſchob das grifffeſte Meſſer, mit dem er ſich beſchäftigt hatte, in die Hoſentaſche, ſtand geräuſchvoll auf, ließ die Unterlippe hängen und räuſperte ſich mit rauher und roher Männerſtimme. Alle waren unzufrieden, daß nun er ſtatt des ſanften Perlemann an die Reihe kam. Die Schüler träumten und brüteten in der warmen Stube unter den leiſe ſauſenden Gasflammen im Halbſchlafe vor ſich hin. Alle waren müde vom Sonntag, und alle waren an dem kalten Nebelmorgen ſeufzend und mit klappernden Zähnen aus den warmen Betten gekrochen. Jedem wäre es lieb geweſen, wenn der kleine Perlemann die ganze Stunde lang weitergeſäuſelt hätte, während Heinricy nun ſicherlich Streit machen würde . . .

„Ich habe gefehlt, als dies durchgenommen wurde“, ſagte er mit grober Betonung.

Herr Ballerſtedt ſchwoll an, er bewegte ſeine ſchwache Fauſt, arbeitete mit den Lippen und ſtarrte dem jungen Heinricy mit emporgezogenen Augenbrauen ins Geſicht. Sein dunkelroter Kopf zitterte vor ringender Anſtrengung, bis er ſchließlich ein „Nun . . .“ hervorzuſtoßen vermochte, womit der Bann gebrochen und das Spiel gewonnen war. „Von Ihnen iſt nie eine Leiſtung zu erlangen“, fuhr er mit Leichtigkeit und Redegewandtheit fort, „und immer haben Sie eine Entſchuldigung bei der Hand, Heinricy. Wenn Sie vorige Stunde krank waren, ſo hätten Sie ſich doch in dieſen Tagen ſehr wohl über das durchgenommene Penſum unterrichten können, und wenn der erſte Teil vom

Zustande vor dem Kreuze und der zweite vom Kreuze selbst handelt, so könnten Sie sich am Ende an den Fingern abzählen, daß der dritte Teil den Zustand nach vorbesagtem Jammer betrifft. Aber es fehlt Ihnen an der rechten Hingebung, und Sie sind nicht allein ein schwacher Mensch, Sie sind auch immer bereit, ihre Schwäche zu beschönigen und zu verteidigen. Merken Sie sich aber, daß, solange dies der Fall, an eine Erhebung und Besserung nicht zu denken ist, Heinricy. Setzen Sie sich. Wasservogel, fahren Sie fort."

Heinricy, dickfellig und trotzig, setzte sich mit Scharren und Knarren, raunte seinem Nachbar eine Frechheit zu und zog sein grifffestes Messer wieder hervor. Der Schüler Wasservogel stand auf, ein Junge mit entzündeten Augen, aufgestülpter Nase, abstehenden Ohren und zerkauten Fingernägeln. Er vollendete mit weichlicher Quetschstimme die „Übersicht" und fing an, von Hiob, dem Manne im Lande Uz, zu erzählen, und was sich mit ihm begeben. Er hatte das Alte Testament hinter dem Rücken seines Vordermannes aufgeschlagen, las darin mit dem Ausdruck vollendeter Unschuld und hingebender Nachdenklichkeit, starrte dann auf einen Punkt der Wand und sprach, indem er das Erschaute unter Stocken und quäkendem Husten in ein hilfloses, modernes Deutsch übersetzte ... Er hatte etwas äußerst Widerliches an sich, aber Herr Ballerstedt lobte ihn sehr für alle seine Bemühungen. Der Schüler Wasservogel hatte es insofern gut im Leben, als die meisten Lehrer ihn gern und über seine Verdienste lobten, um ihm, sich selbst und den anderen zu zeigen, daß sie sich durch seine Häßlichkeit keineswegs zur Ungerechtigkeit verführen ließen ...

Und die Religionſtunde nahm ihren Fortgang. Verſchiedene junge Leute wurden noch aufgerufen, um ſich über ihr Wiſſen um Hiob, den Mann im Lande Uz, auszuweiſen, und Gottlieb Kaßbaum, Sohn des verunglückten Großkaufmanns Kaßbaum, erhielt trotz ſeiner zerrütteten Familienverhältniſſe eine vorzügliche Note, weil er mit Genauigkeit feſtſtellen konnte, daß Hiob an Vieh ſiebentauſend Schafe, dreitauſend Kamele, fünfhundert Joch Rinder, fünfhundert Eſel und ſehr viel Geſindes beſeſſen habe.

Dann durften die Bibeln aufgeſchlagen werden, die meiſtens ſchon aufgeſchlagen waren, und man fuhr mit Leſen fort. Kam eine Stelle, die Herrn Ballerſtedt der Erläuterung bedürftig erſchien, ſo ſchwoll er an, ſagte „Nun ...“ und hielt nach den üblichen Vorbereitungen einen kleinen mit allgemeinen moraliſchen Betrachtungen untermiſchten Vortrag über den fraglichen Punkt. Kein Menſch hörte ihm zu. Friede und Schläfrigkeit herrſchten im Zimmer. Die Hitze war durch die beſtändig arbeitende Heizung und die Gaslampen ſchon ziemlich ſtark geworden und die Luft durch dieſe fünfundzwanzig atmenden und dünſtenden Körper ſchon ziemlich verdorben. Die Wärme, das gelinde Sauſen der Flammen und die monotone Stimme des Vorleſenden legten ſich um die gelangweilten Gehirne und lullten ſie in dumpfe Traumſeligkeit. Kai Graf Mölln hatte außer ſeiner Bibel auch die „Unbegreiflichen Ereigniſſe und geheimnisvollen Taten“ von Edgar Allan Poe vor ſich aufgeſchlagen und las darin, den Kopf in die ariſtokratiſche und nicht ganz ſaubere Hand geſtützt. Hanno Buddenbrook ſaß zurückgelehnt und zuſammengeſunken und blickte mit ſchlaffem Munde und ſchwimmenden, heißen

Augen auf das Buch Hiob, dessen Zeilen und Buchstaben zu einem schwärzlichen Gewimmel verschwammen. Manchmal, wenn er sich des Gralmotives oder des Ganges zum Münster erinnerte, senkte er langsam die Lider und fühlte ein innerliches Schluchzen. Und sein Herz betete, es möchte möglich sein, daß diese gefahrlose und friedevolle Morgenstunde niemals ein Ende nähme.

Und dennoch kam es, wie es in der Ordnung der Dinge lag, und der schrill heulende Klang der Kustosglocke, der durch die Korridore gellte und hallte, riß die fünfundzwanzig Gehirne aus ihrem warmen Dämmern.

„So weit!" sagte Herr Ballerstedt und ließ sich das Klassenbuch reichen, um darin mit seinem Namenszeichen zu bescheinigen, daß er diese Stunde seines Amtes gewaltet.

Hanno Buddenbrook schloß seine Bibel und reckte sich zitternd und mit nervösem Gähnen; als er aber die Arme senkte und die Glieder abspannte, mußte er eilig und mühsam aufatmen, um sein Herz, das einen Augenblick schwach und wankend den Dienst versagte, ein wenig in Takt zu bringen. Jetzt kam das Lateinische ... Er warf einen hilfesuchenden Seitenblick zu Kai hinüber, der das Ende der Stunde gar nicht bemerkt zu haben schien und immer noch in Versunkenheit seiner Privatlektüre oblag, zog den in marmorierte Pappe gebundenen Ovid aus seiner Mappe und schlug die Verse auf, die für heute auswendig zu lernen waren ... Nein, es gab keine Hoffnung, diese schwarzen Zeilen, die sich, mit Bleistiftzeichen versehen, schnurgerade und zu fünfen numeriert aneinanderreihten und ihn so hoffnungslos dunkel und unbekannt anstarrten, sich jetzt noch ein wenig vertraut zu machen. Er verstand kaum ihren

Sinn, geschweige denn hätte er eine einzige davon aus dem Kopfe hersagen können. Und von denjenigen, die sich daran schlossen und die für heute zu präparieren waren, enträtselte er nicht ein Sätzchen.

„Was heißt denn ‚deciderant, patula Jovis arbore, glandes'?" wandte er sich mit verzweifelter Stimme an Adolf Todtenhaupt, der neben ihm im Klassenbuch arbeitete. „Das ist ja alles Unsinn! Nur um einen zu schikanieren..."

„Wie?" sagte Todtenhaupt und fuhr fort, zu schreiben... „Die Eicheln vom Baum des Jupiter ... Das ist die Eiche ... Ja, ich weiß selbst nicht recht ..."

„Sage mir nur ein bißchen zu, Todtenhaupt, wenn ich darankomme!" bat Hanno und schob das Buch von sich. Dann, nachdem er mit düsterem Blick des Primus unachtsames und unverbindliches Nicken betrachtet hatte, schob er sich seitwärts aus der Bank hinaus und stand auf.

Die Situation hatte sich verändert. Herr Ballerstedt hatte das Zimmer verlassen, und statt seiner stand jetzt am Katheder, ganz gerade und stramm, ein kleines, schwaches und ausgemergeltes Männchen mit dünnem weißen Bart, dessen rotes Hälschen aus einem engen Klappkragen hervorragte, und das mit dem einen seiner weißbehaarten Händchen seinen Zylinder, die Öffnung nach oben, vor sich hinhielt. Es führte bei den Schülern den Namen „die Spinne" und hieß in Wirklichkeit Professor Hückopp. Da ihm während dieser Pause auf dem Korridor die Aufsicht zuerteilt war, hatte es auch in den Klassenzimmern nach dem Rechten zu sehen ... „Die Lampen aus! Die Vorhänge auf! Die Fenster auf!" sagte es, indem es seinem Stimmchen soviel Kommandokraft wie möglich gab und mit unbeholfen

energischer Geste seinen Arm in der Luft bewegte, als drehe es eine Kurbel ... „Und alles hinunter, hinaus in die frische Luft, potztausendnochmal dazu!"

Die Lampen verloschen, die Vorhänge flogen empor, das fahle Tageslicht erfüllte das Zimmer, und die kalte Nebelluft stürzte durch die breiten Fenster herein, während die Untersekundaner sich an Professor Hückopp vorbei zum Ausgange schoben; nur der Primus durfte hier oben bleiben.

Hanno und Kai trafen an der Tür zusammen und gingen nebeneinander die komfortable Treppe hinunter und drunten über die stilvollen Vorplätze. Sie schwiegen beide. Hanno sah jämmerlich elend aus und Kai war in Gedanken. Auf dem großen Hofe angelangt, begannen sie auf und nieder zu wandern, inmitten der Menge von Kameraden verschiedenen Alters, die sich auf den feuchtroten Fliesen geräuschvoll durcheinander bewegten.

Ein noch jugendlicher Herr mit blondem Spitzbart führte hier unten die Aufsicht. Dies war der feine Oberlehrer. Er hieß Doktor Goldener und unterhielt ein Knabenpensionat, das von reichen und adeligen Gutsbesitzerssöhnen aus Holstein und Mecklenburg besucht war. Beeinflußt von den feudalen jungen Leuten, die seiner Hut empfohlen waren, pflegte er sein Äußeres in einer Weise, wie sie unter seinen Kollegen gänzlich ungebräuchlich war. Er trug buntseidene Krawatten, ein stutzerhaftes Röckchen, zartfarbene Beinkleider, die mit Strippen unter den Sohlen befestigt waren, und parfümierte Taschentücher mit farbigen Borten. Bescheidener Leute Kind wie er war, stand ihm solcher Prunk eigentlich gar nicht zu Gesicht, und seine großmächtigen Füße zum Beispiel nahmen sich in den spitz zulaufenden

Knöpfstiefeln ziemlich lächerlich aus. Unbegreiflicherweise war er eitel auf seine plumpen und roten Hände, die er unaufhörlich aneinander rieb, ineinander schlang und liebevoll prüfend betrachtete. Er pflegte seinen Kopf schräg zurückgelehnt zu tragen und mit blinzelnden Augen, gekrauster Nase und halboffenem Munde beständig ein Gesicht zu schneiden, als sei er im Begriffe, zu sagen: „Was ist denn nun schon wieder los?“ ... Dennoch war er zu vornehm, um nicht alle kleinen Unerlaubtheiten auf distinguierte Art zu übersehen, die sich etwa auf dem Hofe ereigneten. Er übersah, daß dieser oder jener Schüler ein Buch mit sich heruntergebracht hatte, um sich im letzten Augenblick ein wenig zu präparieren, übersah, daß seine Pensionäre Herrn Schlemiel, dem Kustos, Geld einhändigten, um sich Bäckereien holen zu lassen, daß hier eine kleine Kraftprobe zwischen zwei Tertianern in eine Prügelei ausartete, um die sich sofort ein Ring von Sachverständigen bildete, und daß dort hinten jemand, der auf irgendeine Weise eine unkameradschaftliche, feige oder unehrenhafte Gesinnung an den Tag gelegt hatte, von seinen Klassengenossen zwangsweise zur Pumpe befördert wurde, um zu seiner Schande mit Wasser begossen zu werden ...

Es war ein wackeres und ein bißchen ungehobeltes Geschlecht, die laute Menge, in der Kai und Hanno hin und wider wanderten. Herangewachsen in der Luft eines kriegerisch siegreichen und verjüngten Vaterlandes, huldigte man Sitten von rauher Männlichkeit. Man redete in einem Jargon, der zugleich salopp und schneidig war und von technischen Ausdrücken wimmelte. Trink- und Rauchtüchtigkeit, Körperstärke und Turnertugend standen sehr hoch in

der Schätzung, und die verächtlichsten Laster waren Weichlichkeit und Geckenhaftigkeit. Wer mit emporgeklapptem Rockkragen getroffen wurde, durfte der Pumpe gewärtig sein. Wer sich aber gar auf der Straße mit einem Spazierstocke hatte sehen lassen, an dem wurde in der Turnhalle auf ebenso schimpfliche wie schmerzhafte Art eine öffentliche Züchtigung vollzogen . . .

Das, was Hanno und Kai miteinander sprachen, ging fremd und sonderbar in dem Stimmengewirr unter, das die kalte und feuchte Luft erfüllte. Diese Freundschaft war seit langem in der ganzen Schule bekannt. Die Lehrer duldeten sie mit Übelwollen, weil sie Unrat und Opposition dahinter vermuteten, und die Kameraden, außerstande, ihr Wesen zu enträtseln, hatten sich gewöhnt, sie mit einem gewissen scheuen Widerwillen gelten zu lassen und diese beiden Genossen als outlaws und fremdartige Sonderlinge zu betrachten, die man sich selbst überlassen mußte . . . Übrigens genoß Kai Graf Mölln eines gewissen Respekts wegen der Wildheit und zügellosen Unbotmäßigkeit, die man an ihm kannte. Was aber Hanno Buddenbrook betraf, so konnte selbst der große Heinrich, der doch alle Welt prügelte, sich nicht entschließen, wegen Geckenhaftigkeit und Feigheit Hand an ihn zu legen, aus unbestimmter Furcht vor der Weichheit seines Haares, vor der Zartheit seiner Glieder, vor seinem trüben, scheuen und kalten Blick . . .

„Ich habe Angst", sagte Hanno zu Kai, indem er an der einen Seitenwand des Hofes stehenblieb, sich gegen die Mauer lehnte und mit fröstelndem Gähnen seine Jacke fester zusammenzog . . . „Ich habe eine unsinnige Angst, Kai, sie tut mir überall weh im Körper. Ist nun Herr Mantel-

ſack der Mann, vor dem man ſich derartig fürchten dürfte? Sage ſelbſt! Wenn dieſe widerliche Ovidſtunde erſt vorüber wäre! Wenn ich meinen Tadel im Klaſſenbuch hätte und ſitzen bliebe und alles in Ordnung wäre! Ich fürchte mich nicht davor, ich fürchte mich vor dem Eklat, der damit verbunden iſt . . .“

Kai verfiel in Gedanken. „Dieſer Roderich Uſher iſt die wundervollſte Figur, die je erfunden worden iſt!“ ſagte er ſchnell und unvermittelt. „Ich habe eben die ganze Stunde geleſen . . . Wenn ich jemals eine ſo gute Geſchichte ſchreiben könnte!“

Die Sache war die, daß Kai ſich mit Schreiben abgab. Dies war es auch, was er heute morgen gemeint hatte, als er ſagte, er habe beſſeres zu tun, als Schularbeiten zu machen, und Hanno hatte ihn wohl verſtanden. Aus der Neigung zum Geſchichtenerzählen, die er als kleiner Junge an den Tag gelegt hatte, hatten ſich ſchriftſtelleriſche Verſuche entwickelt, und kürzlich hatte er eine Dichtung vollendet, ein Märchen, ein rückſichtslos phantaſtiſches Abenteuer, in dem alles in einem dunklen Schein erglühte, das unter Metallen und geheimnisvollen Gluten in den tiefſten und heiligſten Werkſtätten der Erde und zugleich in denen der menſchlichen Seele ſpielte, und in dem die Urgewalten der Natur und der Seele auf eine ſonderbare Art vermiſcht, gewandt, gewandelt und geläutert wurden, — geſchrieben in einer innerlichen, deutſamen, ein wenig überſchwenglichen und ſehnſüchtigen Sprache von zarter Leidenſchaftlichkeit . . .

Hanno kannte dieſe Geſchichte wohl und liebte ſie ſehr; aber er war jetzt nicht aufgelegt, von Kais Arbeiten oder von Edgar Poe zu ſprechen. Er gähnte wieder und ſeufzte

dann, indem er gleichzeitig ein Motiv vor sich hin sang, das er kürzlich am Flügel erfunden hatte. Dies war so seine Gewohnheit. Er pflegte oft zu seufzen, tief aufzuatmen aus dem dringenden Bedürfnis, sein unzulänglich arbeitendes Herz in einen etwas munteren Gang zu bringen, und er hatte sich gewöhnt, das Ausatmen nach einem musikalischen Thema, irgendeinem Stück Melodie eigener oder fremder Erfindung, geschehen zu lassen . . .

„Siehe, da kommt der liebe Gott!" sagte Kai. „Er lustwandelt in seinem Garten."

„Ein netter Garten," sagte Hanno und geriet ins Lachen. Er lachte nervös und konnte nicht aufhören, hielt sein Taschentuch vor den Mund und blickte darüber hinweg auf den, welchen Kai als den „lieben Gott" bezeichnet hatte.

Es war Direktor Doktor Wulicke, der Leiter der Schule, der auf dem Hofe erschienen war: ein außerordentlich langer Mann mit schwarzem Schlapphut, kurzem Vollbart, einem spitzen Bauche, viel zu kurzen Beinkleidern und trichterförmigen Manschetten, die stets sehr unsauber waren. Er ging mit einem Gesicht, das vor Zorn beinahe leidend aussah, schnell über die Steinfliesen, indem er mit ausgestrecktem Arme auf die Pumpe wies . . . Das Wasser floß! Eine Anzahl Schüler liefen vor ihm her und überstürzten sich, dem Schaden dadurch abzuhelfen, daß sie die Leitung schlossen. Aber auch dann standen sie noch lange und betrachteten mit verstörten Gesichtern abwechselnd die Pumpe und den Direktor, der sich an den mit rotem Antlitz herbeigeeilten Doktor Goldener gewandt hatte und mit tiefer, dumpfer und bewegter Stimme auf ihn einsprach. Seine Rede war mit brummenden und unartikulierten Lippenlauten durchsetzt . . .

Dieſer Direktor Wulicke war ein furchtbarer Mann. Er war der Nachfolger des jovialen und menſchenfreundlichen alten Herrn, unter deſſen Regierung Hannos Vater und Onkel ſtudiert hatten, und der bald nach dem Jahre einundſiebenzig geſtorben war. Damals war Doktor Wulicke, bislang Profeſſor an einem preußiſchen Gymnaſium, berufen worden, und mit ihm war ein anderer, ein neuer Geiſt in die alte Schule eingezogen. Wo ehemals die klaſſiſche Bildung als ein heiterer Selbſtzweck gegolten hatte, den man mit Ruhe, Muße und fröhlichem Idealismus verfolgte, da waren nun die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienſt, Karriere zu höchſter Würde gelangt, und der „kategoriſche Imperativ unſeres Philoſophen Kant“ war das Banner, das Direktor Wulicke in jeder Feſtrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preußiſche Dienſtſtrammheit ſo gewaltig herrſchte, daß nicht allein die Lehrer, ſondern auch die Schüler ſich als Beamte empfanden, die um nichts als ihr Avancement und darum beſorgt waren, bei den Machthabern gut angeſchrieben zu ſtehen . . . Bald nach dem Einzug des neuen Direktors war auch unter den vortrefflichſten hygieniſchen und äſthetiſchen Geſichtspunkten mit dem Umbau und der Neueinrichtung der Anſtalt begonnen und alles aufs glücklichſte fertiggeſtellt worden. Allein es blieb die Frage, ob nicht früher, als weniger Komfort der Neuzeit und ein bißchen mehr Gutmütigkeit, Gemüt, Heiterkeit, Wohlwollen und Behagen in dieſen Räumen geherrſcht hatte, die Schule ein ſympathiſcheres und ſegenvolleres Inſtitut geweſen war . . .

Was Direktor Wulicke perſönlich betraf, ſo war er von der rätſelhaften, zweideutigen, eigenſinnigen und eiferſüch-

tigen Schrecklichkeit des alttestamentarischen Gottes. Er war entsetzlich im Lächeln wie im Zorne. Die ungeheure Autorität, die in seinen Händen lag, machte ihn schauerlich launenhaft und unberechenbar. Er war imstande, etwas Scherzhaftes zu sagen und fürchterlich zu werden, wenn man lachte. Keine seiner zitternden Kreaturen wußte Rat, wie man sich ihm gegenüber zu benehmen habe. Es blieb nichts übrig, als ihn im Staub zu verehren und durch eine wahnsinnige Demut vielleicht zu verhüten, daß er einen nicht dahinraffe in seinem Grimm und nicht zermalme in seiner großen Gerechtigkeit . . .

Der Name, den Kai ihm gegeben hatte, wurde nur von ihm selbst und Hanno Buddenbrook gebraucht, und sie hüteten sich, ihn vor den Kameraden laut werden zu lassen, aus Scheu vor dem starren und kalten Blick des Unverständnisses, den sie so wohl kannten . . . Nein, es gab nicht einen Punkt, in dem diese beiden sich mit ihren Genossen verstanden. Es war ihnen sogar die Art von Opposition und Rache fremd, an der die anderen sich genügen ließen, und sie mißachteten die üblichen Spottnamen, weil ein Humor daraus sprach, der sie nicht berührte und sie nicht einmal zum Lächeln brachte. Es war so billig, so nüchtern und unwitzig, den dünnen Professor Hückopp „die Spinne" und Oberlehrer Ballerstedt „Kakadu" zu nennen, eine so armselige Schadloshaltung für den Zwang des Staatsdienstes! Nein, Kai Graf Mölln war ein wenig bissiger! Für seine und Hannos Person hatte er den Brauch eingeführt, von den Lehrern nur vermittelst ihres richtigen bürgerlichen Namens unter Hinzufügung des Wortes „Herr" zu sprechen: „Herr Ballerstedt", „Herr Mantelsack", „Herr

Hückopp" ... Das ergab gleichsam eine ablehnende und ironische Kälte, eine spöttische Distanz und Fremdheit ... Sie sprachen von dem „Lehrkörper" und amüsierten sich während ganzer Pausen damit, sich ein wirklich vorhandenes Geschöpf, eine Art Ungeheuer von widerlicher und phantastischer Gestaltung darunter vorzustellen. Und sie sprachen im allgemeinen von der „Anstalt" mit einer Betonung, als handele es sich um eine solche wie die, in der Hannos Onkel Christian sich aufhielt ...

Durch den Anblick des lieben Gottes, der noch eine Weile alles in bleichen Schrecken versetzte, indem er mit fürchterlichem Brummen nach verschiedenen Richtungen auf das Butterbrotpapier zeigte, das hie und da auf den Fliesen lag, war Kai in vorzügliche Laune geraten. Er zog Hanno mit sich fort, zu einem der Tore, durch das die Lehrer, die zur zweiten Stunde eintrafen, den Hof beschritten, und fing an, sich ungeheuer tief vor den rotäugigen, blassen und dürftigen Seminaristen zu verbeugen, die vorübergingen, um sich zu ihren Sextanern und Septimanern auf die hinteren Höfe zu begeben. Er bückte sich übermäßig, ließ die Arme hängen und blickte von unten herauf hingebungsvoll zu den armen Gesellen empor. Als jedoch der greise Rechenlehrer, Herr Tietge, erschien, einige Bücher mit zitternder Hand auf dem Rücken haltend, auf unmögliche Art in sich hineinschielend, krumm, gelb und speiend, da sagte er mit klangvoller Stimme: „Guten Tag, du Leiche." Worauf er klaren und scharfen Blickes irgendwohin in die Luft sah ...

Es schellte gellend in diesem Augenblick, und sofort begannen die Schüler von allen Seiten zu den Eingängen zusammenzuströmen. Aber Hanno hörte nicht auf zu lachen;

er lachte noch auf der Treppe so sehr, daß seine Klassengenossen, die ihn und Kai umgaben, ihm kalt, befremdet und sogar ein wenig angewidert von soviel Albernheit ins Gesicht blickten . . .

Es ward still in der Klasse, und alles stand einmütig auf, als Oberlehrer Doktor Mantelsack eintrat. Er war der Ordinarius, und es war Sitte, vor dem Ordinarius Respekt zu haben. Er zog die Tür hinter sich zu, indem er sich bückte, reckte den Hals, um zu sehen, ob alle standen, hing seinen Hut an den Nagel, und ging dann rasch zum Katheder, wobei er seinen Kopf in schnellem Wechsel hob und senkte. Hier nahm er Aufstellung und sah ein wenig zum Fenster hinaus, indem er seinen ausgestreckten Zeigefinger, an dem ein großer Siegelring saß, zwischen Kragen und Hals hin und her bewegte. Er war ein mittelgroßer Mann mit dünnem, ergrautem Haar, einem krausen Jupiterbart und kurzsichtig hervortretenden saphirblauen Augen, die hinter den scharfen Brillengläsern glänzten. Er war gekleidet in einen offenen Gehrock aus grauem, weichem Stoff, den er in der Taillengegend mit seiner kurzfingerigen und runzeligen Hand sanft zu betasten liebte. Seine Beinkleider waren, wie bei allen Lehrern, bis auf den feinen Doktor Goldener, zu kurz und ließen die Schäfte von einem Paar außerordentlich breiter und marmorblank gewichster Stiefel sehen.

Plötzlich wandte er den Kopf vom Fenster weg, stieß einen kleinen freundlichen Seufzer aus, indem er in die lautlose Klasse hineinblickte, sagte „Ja, ja!“ und lächelte mehrere Schüler zutraulich an. Er war guter Laune, es war offenbar. Eine Bewegung der Erleichterung ging durch den

Raum. Es kam so viel, es kam alles darauf an, ob Doktor Mantelsack guter Laune war oder nicht, denn man wußte, daß er sich seinen Stimmungen unbewußt und ohne die geringste Selbstkritik überließ. Er war von einer ganz ausnehmenden, grenzenlos naiven Ungerechtigkeit, und seine Gunst war hold und flatterhaft wie das Glück. Stets hatte er ein paar Lieblinge, zwei oder drei, die er „Du" und mit Vornamen nannte, und die es gut hatten wie im Paradiese. Sie konnten beinahe sagen, was sie wollten, und es war dennoch richtig; und nach der Stunde plauderte Doktor Mantelsack aufs Menschlichste mit ihnen. Eines Tages jedoch, vielleicht nach den Ferien, Gott allein wußte, warum, war man gestürzt, vernichtet, abgeschafft, verworfen, und ein anderer wurde mit Vornamen genannt . . . Diesen Glückseligen pflegte er die Fehler in den Extemporalien ganz leicht und zierlich anzustreichen, so daß ihre Arbeiten auch bei großer Mangelhaftigkeit einen reinlichen Aspekt behielten. In anderen Heften aber fuhr er mit breiter und zorniger Feder umher und überschwemmte sie mit Rot, so daß sie einen abschreckenden und verwahrlosten Eindruck machten. Und da er die Fehler nicht zählte, sondern die Zensuren je nach der Menge von roter Tinte erteilte, die er an eine Arbeit verausgabt hatte, so gingen seine Günstlinge mit großem Vorteil aus der Sache hervor. Bei diesem Verfahren dachte er sich nicht das Geringste, sondern fand es vollständig in der Ordnung und ahnte nichts von Parteilichkeit. Hätte jemand den traurigen Mut besessen, dagegen zu protestieren, so wäre er der Aussicht verlustig gegangen, jemals geduzt und mit Vornamen genannt zu werden. Und diese Hoffnung ließ niemand fahren . . .

Nun kreuzte Doktor Mantelsack im Stehen die Beine und blätterte in seinem Notizbuch. Hanno Buddenbrook saß vornüber gebeugt und rang unter dem Tische die Hände. Das B, der Buchstabe B war an der Reihe! Gleich würde sein Name ertönen, und er würde aufstehen und nicht eine Zeile wissen, und es würde einen Skandal geben, eine laute, schreckliche Katastrophe, so guter Laune der Ordinarius auch sein mochte . . . Die Sekunden dehnten sich martervoll. „Buddenbrook" . . . jetzt sagte er „Buddenbrook" . . .

„Edgar!" sagte Doktor Mantelsack, schloß sein Notizbuch, indem er seinen Zeigefinger darin stecken ließ, und setzte sich aufs Katheder, als ob nun alles in bester Ordnung sei.

Was? Wie war das? Edgar . . . Das war Lüders, der dicke Lüders dort, am Fenster, der Buchstabe L, der nicht im entferntesten an der Reihe war! Nein, war es möglich? Doktor Mantelsack war so guter Laune, daß er einfach einen Liebling herausgriff und sich gar nicht darum kümmerte, wer heute ordnungsmäßig vorgenommen werden mußte . . .

Der dicke Lüders stand auf. Er hatte ein Mopsgesicht und braune apathische Augen. Obgleich er einen vorzüglichen Platz innehatte und mit Bequemlichkeit hätte ablesen können, war er auch hierzu zu träge. Er fühlte sich zu sicher im Paradiese und antwortete einfach: „Ich habe gestern wegen Kopfschmerzen nicht lernen können."

„Oh, du läßest mich im Stich, Edgar?" sagte Doktor Mantelsack betrübt . . . „Du willst mir die Verse vom goldenen Zeitalter nicht sprechen? Wie jammerschade, mein Freund! Hattest du Kopfschmerzen? Aber mich dünkt, du

hätteſt mir das zu Beginn der Stunde ſagen ſollen, bevor ich dich aufrief ... Hatteſt du nicht ſchon neulich Kopfſchmerzen gehabt? Du ſollteſt etwas dagegen tun, Edgar, denn ſonſt iſt die Gefahr nicht ausgeſchloſſen, daß du Rückſchritte machſt ... Timm, wollen Sie ihn vertreten."

Lüders ſetzte ſich. In dieſem Augenblick war er allgemein verhaßt. Man ſah deutlich, daß des Ordinarius Laune beträchtlich geſunken war, und daß Lüders vielleicht ſchon in der nächſten Stunde würde mit Nachnamen genannt werden ... Timm ſtand auf, in einer der hinterſten Bänke. Es war ein blonder Junge von ländlichem Äußeren, mit einer hellbraunen Jacke und kurzen, breiten Fingern. Er hielt ſeinen Mund mit eifrigem und törichtem Ausdruck trichterförmig geöffnet und rückte haſtig ſein offenes Buch zurecht, indem er angeſtrengt geradeaus blickte. Dann ſenkte er den Kopf und begann vorzuleſen, langgezogen, ſtockend und monoton, wie ein Kind aus der Fibel: „Aurea prima sata est aetas ..."

Es war klar, daß Doktor Mantelſack heute außerhalb jeder Ordnung fragte und ſich gar nicht darum kümmerte, wer am längſten nicht examiniert worden war. Es war jetzt nicht mehr ſo drohend wahrſcheinlich, daß Hanno aufgerufen wurde, es konnte nur noch durch einen unſeligen Zufall geſchehen. Er wechſelte einen glücklichen Blick mit Kai und fing an, ſeine Glieder ein wenig abzuſpannen und auszuruhen* ...

Plötzlich ward Timm in ſeiner Lektüre unterbrochen. Sei es nun, daß Doktor Mantelſack den Rezitierenden nicht recht verſtand, oder daß er ſich Bewegung zu machen wünſchte: er verließ das Katheder, luſtwandelte gemächlich

durch die Klasse und stellte sich, seinen Ovid in der Hand, dicht neben Timm, der mit kurzen unsichtbaren Bewegungen sein Buch beiseite geräumt hatte und nun vollkommen hilflos war. Er schnappte mit seinem trichterförmigen Munde, blickte den Ordinarius mit blauen, ehrlichen, verstörten Augen an und brachte nicht eine Silbe mehr zustande.

„Nun, Timm", sagte Doktor Mantelsack . . . Jetzt geht es auf einmal nicht mehr?"

Und Timm griff sich nach dem Kopf, rollte die Augen, atmete heftig und sagte schließlich mit einem irren Lächeln: „Ich bin so verwirrt, wenn Sie bei mir stehen, Herr Doktor."

Auch Doktor Mantelsack lächelte; er lächelte geschmeichelt und sagte: „Nun, sammeln Sie sich und fahren Sie fort." Damit wandelte er zum Katheder zurück.

Und Timm sammelte sich. Er zog sein Buch wieder vor sich hin, öffnete es, indem er, sichtlich nach Fassung ringend, im Zimmer umherblickte, senkte dann den Kopf und hatte sich wiedergefunden.

„Ich bin befriedigt", sagte der Ordinarius, als Timm geendet hatte. „Sie haben gut gelernt, das steht außer Zweifel. Nur entbehren Sie zu sehr des rhythmischen Gefühles, Timm. Über die Bindungen sind Sie sich klar, und dennoch haben Sie nicht eigentlich Hexameter gesprochen. Ich habe den Eindruck, als ob Sie das Ganze wie Prosa auswendig gelernt hätten . . . Aber wie gesagt, Sie sind fleißig gewesen, Sie haben Ihr Bestes getan, und wer immer strebend sich bemüht . . . Sie können sich setzen."

Timm setzte sich stolz und strahlend, und Doktor Mantelsack schrieb eine wohl befriedigende Note hinter seinen Namen.

Das Merkwürdige aber war, daß in dieſem Augenblick nicht allein der Lehrer, ſondern auch Timm ſelbſt und ſeine ſämtlichen Kameraden der aufrichtigen Anſicht waren, daß Timm wirklich und wahrhaftig ein guter und fleißiger Schüler ſei, der ſeine gute Note vollauf verdient hatte. Auch Hanno Buddenbrook war außerſtande, ſich dieſem Eindruck zu entziehen, obgleich er fühlte, wie etwas in ihm ſich mit Widerwillen dagegen wehrte ... Wieder horchte er angeſpannt auf den Namen, der nun ertönen würde ...

„Mumme!“ ſagte Doktor Mantelſack. „Noch einmal! Aurea prima ...?“

Alſo Mumme! Gott ſei gelobt, nun war Hanno wohl in Sicherheit! Zum drittenmal würden die Verſe kaum rezitiert werden müſſen, und bei der Neupräparation war der Buchſtabe B erſt kürzlich an der Reihe geweſen ...

Mumme erhob ſich. Er war ein langer, bleicher Menſch mit zitternden Händen und außerordentlich großen, runden Brillengläſern. Er war augenleidend und ſo kurzſichtig, daß es ihm unmöglich war, im Stehen aus einem vor ihm liegenden Buche zu leſen. Er mußte lernen, und er hatte gelernt. Da er aber herzlich unbegabt war und außerdem nicht geglaubt hatte, heute aufgerufen zu werden, ſo wußte er dennoch nur wenig, und verſtummte ſchon nach den erſten Worten. Doktor Mantelſack half ihm ein, er half ihm zum zweiten Male mit ſchärferer Stimme und zum dritten Male mit äußerſt gereiztem Tone ein; als aber Mumme dann ganz und gar feſtſaß, wurde der Ordinarius von heftigem Zorne ergriffen.

„Das iſt vollſtändig ungenügend, Mumme! Setzen Sie ſich hin! Sie ſind eine traurige Figur, deſſen können Sie

versichert sein, Sie Kretin! Dumm und faul ist zu viel des Guten . . ."

Mumme versank. Er sah aus wie das Unglück, und es gab in diesem Augenblicke niemanden im Zimmer, der ihn nicht verachtet hätte. Abermals stieg ein Widerwille, eine Art von Brechreiz in Hanno Buddenbrook auf und schnürte ihm die Kehle zusammen. Gleichzeitig aber beobachtete er mit entsetzlicher Klarheit, was vor sich ging. Doktor Mantelsack malte heftig ein Zeichen von böser Bedeutung hinter Mummes Namen und sah sich dann mit finsteren Brauen in seinem Notizbuch um. Aus Zorn ging er zur Tagesordnung über, sah nach, wer eigentlich an der Reihe war, es war klar! Und als Hanno von dieser Erkenntnis gerade gänzlich überwältigt war, hörte er auch schon seinen Namen, hörte ihn wie in einem bösen Traum.

„Buddenbrook!" — Doktor Mantelsack hatte „Buddenbrook" gesagt, der Schall war noch in der Luft, und dennoch glaubte Hanno nicht daran. Ein Sausen war in seinen Ohren entstanden. Er blieb sitzen.

„Herr Buddenbrook!" sagte Doktor Mantelsack und starrte ihn mit seinen saphirblauen, hervorquellenden Augen an, die hinter den scharfen Brillengläsern glänzten . . . „Wollen Sie die Güte haben?"

Gut, also es sollte so sein. So hatte es kommen müssen. Ganz anders, als er es sich gedacht hatte, aber nun war dennoch alles verloren. Er war nun gefaßt. Ob es wohl ein sehr großes Gebrüll geben würde? Er stand auf und war im Begriffe, eine unsinnige und lächerliche Entschuldigung vorzubringen, zu sagen, daß er „vergessen" habe,

die Verſe zu lernen, als er plötzlich gewahrte, daß ſein Vordermann ihm das offene Buch hinhielt.

Sein Vordermann, Hans Hermann Kilian, war ein Kleiner, Brauner, mit fettem Haar und breiten Schultern. Er wollte Offizier werden und war ſo beſeelt von Kameradſchaftlichkeit, daß er ſelbſt Johann Buddenbrook, den er doch nicht leiden mochte, nicht im Stiche ließ. Er wies ſogar mit dem Zeigefinger auf die Stelle, wo anzufangen war . . .

Und Hanno ſtarrte dorthin und fing an zu leſen. Mit wankender Stimme und verzogenen Brauen und Lippen las er von dem goldenen Zeitalter, das zuerſt entſproſſen war und ohne Rächer, aus freiem Willen, ohne Geſetzesvorſchrift, Treue und Recht gepflegt hatte. „Strafe und Furcht waren nicht vorhanden", ſagte er auf Lateiniſch. „Es wurden weder drohende Worte auf angehefteter ehrner Tafel geleſen, noch ſcheute die bittende Schar das Antlitz ihres Richters . . ." Er las mit gequältem und angeekeltem Geſichtsausdruck, las mit Willen ſchlecht und unzuſammenhängend, vernachläſſigte abſichtlich einzelne Bindungen, die in Kilians Buch mit Bleiſtift angegeben waren, ſprach fehlerhafte Verſe, ſtockte und arbeitete ſich ſcheinbar nur mühſam vorwärts, immer gewärtig, daß der Ordinarius alles entdecken und ſich auf ihn ſtürzen werde . . . Der diebiſche Genuß, das offene Buch vor ſich zu ſehen, verurſachte ein Prickeln in ſeiner Haut; aber er war voll Widerwillen und betrog mit Abſicht ſo ſchlecht wie möglich, nur um den Betrug dadurch weniger gemein zu machen. Dann ſchwieg er, und es entſtand eine Stille, in der er nicht aufzublicken wagte. Dieſe Stille war entſetzlich; er

war überzeugt, daß Doktor Mantelsack alles gesehen habe, und seine Lippen waren ganz weiß. Schließlich aber seufzte der Ordinarius und sagte:

„O Buddenbrook, si tacuisses! Sie entschuldigen wohl ausnahmsweise das klassische Du! ... Wissen Sie, was Sie getan haben? Sie haben die Schönheit in den Staub gezogen, Sie haben sich benommen wie ein Vandale, wie ein Barbar, Sie sind ein amusisches Geschöpf, Buddenbrook, man sieht es Ihnen an der Nase an! Wenn ich mich frage, ob Sie die ganze Zeit gehustet oder erhabene Verse gesprochen haben, so neige ich mehr der ersteren Ansicht zu. Timm hat wenig rhythmisches Gefühl entwickelt, aber gegen Sie ist er ein Genie, ein Rhapsode ... Setzen Sie sich, Unseliger. Sie haben gelernt, gewiß, Sie haben gelernt. Ich kann Ihnen kein schlechtes Zeugnis geben. Sie haben sich wohl nach Kräften bemüht ... Hören Sie, erzählt man sich nicht, daß Sie musikalisch sind, daß Sie Klavier spielen? Wie ist das möglich? ... Nun, es ist gut, setzen Sie sich, Sie mögen fleißig gewesen sein, es ist gut."

Er schrieb eine befriedigende Note in sein Taschenbuch, und Hanno Buddenbrook setzte sich. Wie es vorhin bei dem Rhapsoden Timm gewesen war, so war es auch jetzt. Er konnte nicht umhin, sich durch das Lob, das in Doktor Mantelsacks Worten enthalten gewesen war, aufrichtig getroffen zu fühlen. Er war in diesem Augenblick ernstlich der Meinung, daß er ein etwas unbegabter, aber fleißiger Schüler sei, der verhältnismäßig mit Ehren aus der Sache hervorgegangen war, und er empfand deutlich, daß seine sämtlichen Klassengenossen, Hans Hermann Kilian nicht ausgeschlossen, eben derselben Anschauung huldigten. Wieder

regte ſich etwas wie Übelkeit in ihm; aber er war zu ermattet, um über die Vorgänge nachzudenken. Bleich und zitternd ſchloß er die Augen und verſank in Lethargie ...

Doktor Mantelſack aber ſetzte den Unterricht fort. Er ging zu den Verſen über, die für heute neu zu präparieren waren und rief Peterſen auf. Peterſen erhob ſich, friſch, munter und zuverſichtlich, in tapferer Attitüde, ſtreitbar und bereit, den Strauß zu wagen. Und dennoch war ihm heute der Untergang beſtimmt! Ja, die Stunde ſollte nicht vorübergehen, ohne daß eine Kataſtrophe eintrat, weit ſchrecklicher, als diejenige mit dem armen, kurzſichtigen Mumme...

Peterſen überſetzte, indem er dann und wann einen Blick auf die andere Seite ſeines Buches warf, dorthin, wo er eigentlich gar nichts zu ſuchen hatte. Er trieb dies mit Geſchick. Er tat, als ſtöre ihn dort etwas, fuhr mit der Hand darüber hin und blies darauf, als gelte es, ein Staubfäſerchen oder dergleichen zu entfernen, das ihn inkommodierte. Und doch erfolgte nun das Entſetzliche.

Doktor Mantelſack nämlich vollführte plötzlich eine heftige Bewegung, die Peterſen mit einer ebenſolchen Bewegung beantwortete. Und in demſelben Augenblick verließ der Ordinarius das Katheder, er ſtürzte ſich förmlich kopfüber hinab und ging mit langen, unaufhaltſamen Schritten auf Peterſen zu.

„Sie haben einen Schlüſſel im Buche, eine Überſetzung", ſagte er, als er bei ihm ſtand.

„Einen Schlüſſel ... ich ... nein ..." ſtammelte Peterſen. Es war ein hübſcher Junge, mit einem blonden Haarwulſt über der Stirn und außerordentlich ſchönen blauen Augen, die jetzt angſtvoll flackerten.

„Sie haben keinen Schlüssel im Buche?"

„Nein ... Herr Oberlehrer ... Herr Doktor ... Einen Schlüssel? ... Ich habe wahrhaftig keinen Schlüssel ... Sie befinden sich im Irrtum ... Sie haben mich in einem falschen Verdacht ..." Petersen redete, wie man eigentlich nicht zu reden pflegte. Die Angst bewirkte, daß er ordentlich gewählt sprach, in der Absicht, dadurch den Ordinarius zu erschüttern. „Ich betrüge nicht", sagte er aus übergroßer Not. „Ich bin immer ehrlich gewesen ... mein Lebtag!"

Aber Doktor Mantelsack war seiner traurigen Sache allzu sicher.

„Geben Sie mir Ihr Buch", sagte er kalt.

Petersen klammerte sich an sein Buch, er hob es beschwörend mit beiden Händen empor und fuhr fort, mit halb gelähmter Zunge zu deklamieren: „Glauben Sie mir doch ... Herr Oberlehrer ... Herr Doktor ... Es ist nichts im Buche ... Ich habe keinen Schlüssel ... Ich habe nicht betrogen ... Ich bin immer ehrlich gewesen ..."

„Geben Sie mir das Buch", wiederholte der Ordinarius und stampfte mit dem Fuße.

Da erschlaffte Petersen, und sein Gesicht wurde ganz grau.

„Gut", sagte er und lieferte das Buch aus, „hier ist es. Ja, es ist ein Schlüssel darin! Sehen Sie selbst, da steckt er! ... Aber ich habe ihn nicht gebraucht!" schrie er plötzlich in die Luft hinein.

Allein Doktor Mantelsack überhörte diese unsinnige Lüge, die der Verzweiflung entsprang. Er zog den „Schlüssel" hervor, betrachtete ihn mit einem Gesicht, als hätte er stinkenden Unrat in der Hand, schob ihn in die Tasche und

warf den Ovid verächtlich auf Petersens Platz zurück. „Das Klassenbuch," sagte er dumpf.

Adolf Todtenhaupt brachte dienstbeflissen das Klassenbuch herbei, und Petersen erhielt einen Tadel wegen versuchten Betruges, was ihn auf lange Zeit hinaus vernichtete und die Unmöglichkeit seiner Versetzung zu Ostern besiegelte. „Sie sind der Schandfleck der Klasse," sagte Doktor Mantelsack noch und kehrte dann zum Katheder zurück.

Petersen setzte sich und war gerichtet. Man sah deutlich, wie sein Nebenmann ein Stück von ihm wegrückte. Alle betrachteten ihn mit einem Gemisch von Ekel, Mitleid und Grauen. Er war gestürzt, einsam und vollkommen verlassen, darum, daß er ertappt worden war. Es gab nur eine Meinung über Petersen, und das war die, daß er wirklich „der Schandfleck der Klasse" sei. Man anerkannte und akzeptierte seinen Fall ebenso widerstandslos, wie man Timms und Buddenbrooks Erfolge und das Unglück des armen Mumme anerkannt und akzeptiert hatte ... Und er selbst tat desgleichen.

Wer unter diesen fünfundzwanzig jungen Leuten von rechtschaffener Konstitution, stark und tüchtig für das Leben war, wie es ist, der nahm in diesem Augenblicke die Dinge völlig wie sie lagen, fühlte sich nicht durch sie beleidigt und fand, daß alles selbstverständlich und in der Ordnung sei. Aber es gab auch Augen, die sich in finsterer Nachdenklichkeit auf einen Punkt richteten ... Der kleine Johann starrte auf Hans Hermann Kilians breiten Rücken, und seine goldbraunen, bläulich umschatteten Augen waren ganz voll von Abscheu, Widerstand und Furcht ... Doktor Mantelsack aber fuhr fort zu unterrichten. Er rief einen anderen Schüler

auf, irgendeinen, Adolf Todtenhaupt, weil er für heute ganz und gar die Luſt verloren hatte, die Zweifelhaften zu prüfen. Und dann kam noch einer daran, der mäßig vorbereitet war, und nicht einmal wußte, was „patula Jovis arbore, glandes“ hieß, weshalb Buddenbrook es ſagen mußte ... Er ſagte es leiſe und ohne aufzublicken, weil Doktor Mantelſack ihn fragte, und erhielt ein Kopfnicken dafür.

Und als es mit den Produktionen der Schüler zu Ende war, hatte die Stunde auch jedes Intereſſe verloren. Doktor Mantelſack ließ einen Hochbegabten auf eigene Fauſt weiter überſetzen und hörte ebenſo wenig zu, wie die anderen vierundzwanzig, die anfingen, ſich für die nächſte Stunde zu präparieren. Dies war nun gleichgültig. Man konnte niemandem ein Zeugnis dafür geben, noch überhaupt den dienſtlichen Eifer darnach beurteilen ... Auch war die Stunde nun gleich zu Ende. Sie war zu Ende; es ſchellte. So hatte es kommen ſollen für Hanno. Sogar ein Kopfnicken hatte er bekommen.

„Nun“, ſagte Kai, als ſie inmitten der Kameraden über die gotiſchen Korridore ins Chemiezimmer gingen ... „Was ſagſt du jetzt, Hanno! Wenn ſie die Stirn des Cäſar werden ſehen ... Du haſt ein unerhörtes Glück gehabt!“

„Mir iſt übel, Kai“, ſagte der kleine Johann. „Ich will es gar nicht, das Glück, es macht mir übel ...“

Und Kai wußte, daß er in Hannos Lage genau ſo empfunden haben würde.

Das Chemiezimmer war ein Gewölbe mit amphitheatraliſch aufſteigenden Bänken, einem langen Experimentiertiſch und zwei Glasſchränken voller Phiolen. Die Luft war in der Klaſſe zuletzt wieder ſehr heiß und ſchlecht geweſen, aber

hier war ſie geſättigt mit Schwefelwaſſerſtoff, mit dem ſoeben experimentiert worden war, und ſtank über alle Maßen. Kai riß das Fenſter auf, ſtahl dann Adolf Todtenhaupts Reinſchriftheft und begann in großer Eile das Penſum abzuſchreiben, das heute vorzuweiſen war. Hanno und mehrere andere Schüler taten dasſelbe. Das nahm die ganze Pauſe in Anſpruch, bis es ſchellte und Doktor Marotzke erſchien.

Dies war der tiefe Oberlehrer, wie Kai und Hanno ihn nannten. Es war ein mittelgroßer, brünetter Mann, mit außerordentlich gelbem Teint, zwei Wulſten an der Stirn, einem harten und ſchmierigen Bart und ebenſolchem Haupthaar. Er ſah beſtändig übernächtig und ungewaſchen aus, was aber wohl auf Täuſchung beruhte. Er unterrichtete in den Naturwiſſenſchaften, aber ſein Hauptgebiet war die Mathematik, und er galt für einen bedeutenden Denker in dieſem Fache. Er liebte es, von den philoſophiſchen Stellen der Bibel zu ſprechen, und zuweilen, in guter und träumeriſcher Stimmung, ließ er ſich vor Sekundanern und Primanern herab, ſeltſame Auslegungen geheimnisvoller Schriftſtellen zu liefern ... Außerdem aber war er Reſerveoffizier und zwar mit Begeiſterung. Als Beamter, der zugleich Militär war, ſtand er bei Direktor Wulicke aufs beſte angeſchrieben. Er hielt von allen Lehrern am meiſten auf Diſziplin, muſterte die Front der ſtrammſtehenden Schüler mit kritiſchem Blick und verlangte kurze und ſcharfe Antworten. Dieſe Miſchung von Myſtizismus und Schneidigkeit war ein wenig abſtoßend ...

Die Reinſchriften wurden vorgezeigt, und Doktor Marotzke ging umher und tippte auf jedes Heft mit dem Finger, wobei gewiſſe Schüler, die nichts geſchrieben hatten, ihm

ganz andere Bücher oder alte Arbeiten vorlegten, ohne daß er dies bemerkte.

Dann begann er den Unterricht; und wie soeben gelegentlich des Ovid, so hatten die fünfundzwanzig jungen Leute sich jetzt mit Rücksicht auf Bor, Chlor oder Strontium über ihren Diensteifer aufzuweisen. Hans Hermann Kilian ward belobigt, weil er wußte, daß $BaSO^4$ oder Schwerspat das gebräuchlichste Fälschungsmittel sei. Überhaupt war er der Beste, darum, weil er Offizier werden wollte. Hanno und Kai wußten gar nichts, und in Doktor Marotzkes Notizbuch erging es ihnen übel.

Und als es mit dem Prüfen, Verhören und Zeugnisgeben zu Ende war, war auch das Interesse an der Chemiestunde allerseits so gut wie erschöpft. Doktor Marotzke fing an, ein paar Experimente zu machen, ein wenig zu knallen und farbige Dämpfe zu entwickeln, aber das war gleichsam nur, um den Rest der Stunde auszufüllen. Schließlich diktierte er das Pensum, das fürs nächste Mal zu lernen war. Dann klingelte es, und auch die dritte Stunde war vorüber.

Alle waren vergnügt, bis auf Petersen, den es heute getroffen hatte; denn jetzt kam eine lustige Stunde, vor der sich keine Seele zu fürchten brauchte, und die nichts als Unfug und Amüsement versprach. Es war das Englische bei dem Kandidaten Modersohn, einem jungen Philologen, der seit ein paar Wochen probeweise in der Anstalt wirkte oder, wie Kai Graf Mölln es ausdrückte, ein Gastspiel auf Engagement absolvierte. Aber er hatte wenig Aussicht, engagiert zu werden; es ging allzu fröhlich in seinen Stunden zu . . .

Einige blieben im Chemieſaale und andere gingen ins Klaſſenzimmer hinauf; aber auf dem Hofe brauchte jetzt niemand zu frieren, denn droben auf dem Korridor hatte ſchon während der Pauſe Herr Moderſohn die Aufſicht, und der wagte keinen hinunterzuſchicken. Auch galt es, Vorbereitungen zu ſeinem Empfange zu treffen . . .

Es wurde nicht einmal ein wenig ſtiller in der Klaſſe, als es zur vierten Stunde ſchellte. Alles ſchwatzte und lachte, voll Freude auf den Tanz, der nun bevorſtand. Graf Mölln, den Kopf in beide Hände geſtützt, fuhr fort, ſich mit Roderich Uſher zu beſchäftigen, und Hanno ſaß ſtill und ſah dem Spektakel zu. Einige ahmten Tierſtimmen nach. Ein Hahnenſchrei zerriß die Luft, und dort hinten ſaß Waſſervogel und grunzte genau wie ein Schwein, ohne daß man ſehen konnte, daß dieſe Laute aus ſeinem Innern kamen. An der Wandtafel prangte eine große Kreidezeichnung, eine ſchielende Fratze, die der Rhapſode Timm vollbracht hatte. Und als dann Herr Moderſohn eintrat, konnte er trotz der heftigſten Anſtrengungen die Tür nicht hinter ſich ſchließen, weil ein dicker Tannenzapfen in der Spalte ſtak, der erſt von Adolf Todtenhaupt entfernt werden mußte...

Der Kandidat Moderſohn war ein kleiner, unanſehnlicher Mann, der beim Gehen eine Schulter ſchräg voranſchob, mit einem ſäuerlich verzogenen Geſicht und ſehr dünnem ſchwarzen Bart. Er war in furchtbarer Verlegenheit. Immer zwinkerte er mit ſeinen blanken Augen, zog den Atem ein und öffnete den Mund, als wollte er etwas ſagen. Aber er fand nicht die Worte, die nötig waren. Nach drei Schritten, die er von der Tür aus zurückgelegt, trat er auf eine Knallerbſe, eine Knallerbſe von ſeltener Qualität, die

einen Lärm verursachte, als habe er auf Dynamit getreten. Er fuhr heftig zusammen, lächelte dann in seiner Not, tat als sei nichts geschehen und stellte sich vor die mittlere Bankreihe, indem er sich nach seiner Gewohnheit, schief gebückt, mit einer Handfläche auf die vorderste Pultplatte stützte. Aber man kannte diese seine Lieblingsstellung, und darum hatte man diese Stelle des Tisches mit Tinte beschmiert, so daß Herr Modersohn sich nun seine ganze kleine, ungeschickte Hand besudelte. Er tat, als bemerke er es nicht, legte die nasse und geschwärzte Hand auf den Rücken, blinzelte und sagte mit weicher und schwacher Stimme: „Die Ordnung in der Klasse läßt zu wünschen übrig."

Hanno Buddenbrook liebte ihn in diesem Augenblick und blickte unbeweglich in sein hilflos verzogenes Gesicht. Aber Wasservogels Grunzen ward immer lauter und natürlicher, und plötzlich prasselten eine Menge Erbsen gegen die Fensterscheibe, prallten ab und fielen rasselnd ins Zimmer zurück.

„Es hagelt", sagte jemand laut und deutlich; und Herr Modersohn schien dies zu glauben, denn er zog sich ohne weiteres aufs Katheder zurück und verlangte nach dem Klassenbuche. Dies tat er nicht, um jemanden einzuschreiben; sondern, obgleich er bereits fünf oder sechs Unterrichtsstunden in dieser Klasse erteilt hatte, kannte er doch die Schüler bis auf einige wenige noch nicht und war genötigt, die Namen aufs Geratewohl aus dem schriftlichen Verzeichnis abzulesen.

„Feddermann", sagte er, „wollen Sie, bitte, das Gedicht aufsagen."

„Fehlt!" schrie eine Menge verschiedenartiger Stimmen. Und dabei saß Feddermann groß und breit an seinem Platze

und ſchnellte mit unglaublicher Geſchicklichkeit Erbſen durch die ganze Stube.

Herr Moderſohn blinzelte und buchſtabierte ſich einen neuen Namen zuſammen.

„Waſſervogel", ſagte er.

„Verſtorben!" rief Peterſen, der vom Galgenhumor ergriffen worden war. Und unter Füßeſcharren, Gegrunz, Gekräh und Hohngelächter wiederholten alle, daß Waſſervogel tot ſei.

Herr Moderſohn blinzelte abermals, er blickte um ſich, verzog ſäuerlich den Mund und ſah dann wieder ins Klaſſenbuch, indem er mit ſeiner kleinen, ungeſchickten Hand auf den Namen zeigte, den er nun aufrufen wollte.

„Perlemann", ſagte er ohne viel Zuverſicht.

„Leider dem Wahnſinn verfallen", ſprach Kai Graf Mölln klar und feſt; und unter wachſendem Hallo wurde auch dies beſtätigt.

Da ſtand Herr Moderſohn auf und rief in den Lärm hinein: „Buddenbrook, Sie werden mir eine Strafarbeit anfertigen. Wiederholt ſich Ihr Lachen, ſo werde ich Sie tadeln müſſen."

Dann ſetzte er ſich wieder. — In der Tat, Buddenbrook hatte gelacht, er war über Kais Witz in ein leiſes und heftiges Lachen geraten, dem er nicht Einhalt gebieten konnte. Er fand ihn gut, und beſonders das „Leider" erſchütterte ihn mit Komik. Als aber Herr Moderſohn ihn anherrſchte, wurde er ruhig und blickte ſtill und finſter auf den Kandidaten. Er ſah in dieſem Augenblick alles an ihm, jedes jämmerliche Härchen ſeines Bartes, der überall die Haut durchſcheinen ließ, und ſeine braunen, blanken, hoffnungs-

losen Augen; sah, daß er gleichsam zwei Paar Manschetten an seinen kleinen, ungeschickten Händen trug, weil seine Hemdärmel an den Gelenken ebenso lang und breit waren, wie die eigentlichen Manschetten, sah seine ganze armselige und verzweifelte Gestalt. Er sah auch in sein Inneres hinein. Hanno Buddenbrook war beinahe der einzige, den Herr Modersohn schon mit Namen kannte, und das benutzte er dazu, ihn beständig zur Ordnung zu rufen, ihm Strafarbeiten zu diktieren und ihn zu tyrannisieren. Er kannte den Schüler Buddenbrook nur deshalb, weil er sich durch stilles Verhalten von den anderen unterschieden hatte, und diese Sanftmut nützte er dazu aus, ihn unaufhörlich die Autorität fühlen zu lassen, die er den Lauten und Frechen gegenüber nicht geltend zu machen wagte. Selbst das Mitleid wird einem auf Erden durch die Gemeinheit unmöglich gemacht, dachte Hanno. Ich nehme nicht daran teil, Sie zu quälen und auszubeuten, Kandidat Modersohn, weil ich das brutal, häßlich und gewöhnlich finde, und wie antworten Sie mir? Aber so ist es, so ist es, so wird es immer und überall sich verhalten, dachte er, und Furcht und Übelkeit stiegen wieder in ihm auf. Und daß ich Sie obendrein so widerlich deutlich durchschauen muß! ...

Endlich fand sich einer, der weder tot noch wahnsinnig war und es übernehmen wollte, die englischen Verse aufzusagen. Es handelte sich um ein Gedicht, das „The monkey" hieß, ein kindisches Machwerk, das man diesen jungen Leuten, die sich großenteils aufs Meer, ins Geschäft, ins ernsthafte Lebensgetriebe sehnten, zugemutet hatte, auswendig zu lernen.

„Monkey, little merry fellow,
„Thou art nature's punchinello ..."

Es gab eine Menge Strophen, und der Schüler Kaßbaum las ſie aus ſeinem Buche vor. Herrn Moderſohn gegenüber brauchte man ſich nicht den geringſten Zwang anzutun. Und der Lärm war immer noch ärger geworden. Alle Füße waren in Bewegung und ſcharrten den ſtaubigen Boden. Der Hahn krähte, das Schwein grunzte, die Erbſen flogen. Die Zügelloſigkeit berauſchte die fünfundzwanzig. Die ungeordneten Inſtinkte ihrer ſechzehn, ſiebzehn Jahre wurden wach. Blätter mit den obſzönſten Bleiſtiftzeichnungen wurden emporgehoben, umhergeſchickt und gierig belacht . . .

Auf einmal verſtummte alles. Der Rezitierende unterbrach ſich. Herr Moderſohn ſelbſt richtete ſich auf und lauſchte. Etwas Liebliches geſchah. Feine und glockenreine Klänge drangen aus dem Hintergrunde des Zimmers und floſſen ſüß, ſinnig und zärtlich in die plötzliche Stille. Es war eine Spieluhr, die jemand mitgebracht hatte, und die „Du, du liegſt mir am Herzen" ſpielte, mitten in der engliſchen Stunde. Genau aber in dem Augenblick, da die zierliche Melodie verklang, vollzog ſich etwas Fürchterliches . . . es brach über alle Anweſenden herein, grauſam, unerwartet, übergewaltig und lähmend.

Ohne daß nämlich geklopft worden wäre, öffnete ſich mit einem Ruck die Tür ſperrangelweit, etwas Langes und Ungeheures kam herein, ſtieß einen brummenden Lippenlaut aus und ſtand mit einem einzigen Seitenſchritt mitten vor den Bänken . . . Es war der liebe Gott.

Herr Moderſohn war aſchfahl geworden und zerrte den Armſtuhl vom Katheder herunter, indem er ihn mit ſeinem Schnupftuche abwiſchte. Die Schüler waren emporgeſchnellt

wie ein Mann. Sie preßten die Arme an die Flanken, stellten sich auf die Zehenspitzen, beugten die Köpfe und bissen sich auf die Zungen vor rasender Devotion. Es herrschte tiefe Lautlosigkeit. Jemand seufzte vor Anstrengung, und dann war alles wieder still.

Direktor Wulicke musterte eine Weile die salutierenden Kolonnen, worauf er die Arme mit den trichterförmigen schmutzigen Manschetten erhob und sie mit weit gespreizten Fingern senkte, wie jemand, der voll in die Tasten greift. „Setzt euch", sagte er dabei mit seinem Kontrabaßorgan. Er duzte jedermann.

Die Schüler versanken. Herr Modersohn zog mit zitternden Händen den Armstuhl herbei und der Direktor setzte sich zur Seite des Katheders. „Bitte, nur fortzufahren", sagte er; und das klang genau so entsetzlich, als hätte er gesagt: „Wir werden ja sehen, und wehe demjenigen . . .!"

Es war klar, warum er erschienen war. Herr Modersohn sollte vor ihm eine Probe seiner Unterrichtskunst ablegen, sollte zeigen, was die Real-Untersekunda in sechs oder sieben Stunden bei ihm gelernt hatte; es galt Herrn Modersohns Existenz und Zukunft. Der Kandidat bot einen traurigen Anblick, als er wieder auf dem Katheder stand und jemanden zur Wiederholung des Gedichtes „The monkey" aufrief. Und wie bislang nur die Schüler geprüft und begutachtet worden waren, so geschah es nun gleichzeitig auch mit dem Lehrer . . . Ach, es erging beiden Teilen schlecht! Das Erscheinen Direktor Wulickes war eine Überrumpelung, und niemand, bis auf zwei oder drei, war vorbereitet. Herr Modersohn konnte unmöglich die ganze Stunde lang Adolf Todtenhaupt fragen, der alles wußte.

Da „The monkey“ in Gegenwart des Direktors nicht mehr abgeleſen werden konnte, ſo ging es jammervoll, und als die Lektüre von „Ivanhoe“ an die Reihe kam, konnte eigentlich nur der junge Graf Mölln ein wenig überſetzen, weil bei ihm ein privates Intereſſe für den Roman vorhanden war. Die übrigen ſtocherten huſtend und hilflos zwiſchen den Vokabeln umher. Auch Hanno Buddenbrook ward aufgerufen und kam nicht über eine Zeile hinweg. Direktor Wulicke ſtieß einen Laut aus, wie wenn die tiefſte Saite des Kontrabaſſes heftig angeſtrichen wird. Herr Moderſohn rang ſeine kleinen, ungeſchickten, mit Tinte beſudelten Hände und wiederholte jammernd: „Und ſonſt ging es immer ſo gut! Und ſonſt ging es immer ſo gut!“

Dies wiederholte er noch, als es ſchellte, verzweiflungsvoll halb an die Schüler und halb an den Direktor gewendet. Aber der liebe Gott ſtand fürchterlich aufgerichtet, mit verſchränkten Armen vor ſeinem Stuhle und blickte mit abweiſendem Kopfnicken ſtarr über die Klaſſe hinweg ... Und dann befahl er das Klaſſenbuch und ſchrieb langſam allen denjenigen, deren Leiſtungen ſoeben mangelhaft oder gleich Null geweſen waren, einen Tadel wegen Trägheit hinein, ſechs oder ſieben Schülern auf einmal. Herr Moderſohn konnte nicht eingeſchrieben werden, aber er war ſchlimmer daran als alle; er ſtand da, fahl, gebrochen und abgetan. Hanno Buddenbrook aber war ebenfalls unter den Getadelten. — „Ich will euch eure Karriere ſchon verderben“, ſagte Direktor Wulicke noch. Und dann verſchwand er.

Es ſchellte, die Stunde war aus. So hatte es kommen ſollen. Ja, ſo war es immer. Wenn man ſich am meiſten

ängstigte, so ging es einem, wie aus Hohn, beinahe gut; aber wenn man nichts Übles gewärtigte, so kam das Unglück. Hannos Avancement zu Ostern war nun endgültig unmöglich. Er stand auf und ging mit müden Augen aus dem Zimmer, indem er seine Zunge an dem kranken Backenzahne scheuerte.

Kai kam zu ihm, legte den Arm um ihn und ging mit ihm, inmitten der erregten Kameraden, die über die außerordentlichen Ereignisse disputierten, auf den Hof hinunter. Er blickte ängstlich und liebevoll in Hannos Gesicht und sagte: „Verzeih, Hanno, daß ich eben übersetzt habe und nicht lieber stillschwieg und mich auch einschreiben ließ! Es ist so gemein . . .“

„Habe ich vorhin nicht auch gesagt, was ‚patula Jovis arbore, glandos‘ heißt?“ antwortete Hanno. „Das ist nun schon so, Kai, laß es gut sein. Man muß es gut sein lassen.“

„Ja, das muß man wohl. — Also der liebe Gott will dir die Karriere verderben. Dann mußt du dich wohl darein ergeben, Hanno; denn wenn es sein unerforschlicher Wille ist . . . Die Karriere, was für ein liebes Wort! Herrn Moderssohns Karriere ist nun auch dahin. Er wird nie Oberlehrer werden, der Arme! Ja, es gibt Hilfslehrer und es gibt Oberlehrer, mußt du wissen, aber Lehrer gibt es nicht. Dies ist nun etwas, was man nicht so leicht verstehen kann, weil es nur für ganz Erwachsene ist und solche, die vom Leben gereift sind. Man könnte sagen: Jemand ist ein Lehrer oder er ist keiner; wie jemand ein Oberlehrer sein kann, das verstehe ich nicht. Man könnte damit vor den lieben Gott oder Herrn Marotzke hintreten und es

ihnen auseinanderſetzen. Was würde geſchehen? Sie würden es als Beleidigung nehmen und dich wegen Unbotmäßigkeit vernichten, während du doch eine ſehr viel höhere Meinung von ihrem Beruf an den Tag gelegt hätteſt, als ſie ſelber beſitzen können ... Na, laß ſie, komm, es ſind lauter Nashörner."

Sie gingen auf dem Hofe ſpazieren, und Hanno horchte wohlgefällig auf das, was Kai zum beſten gab, um ihn ſeinen Tadel vergeſſen zu laſſen.

„Sieh, hier iſt eine Tür, eine Hoftür, ſie iſt offen, da draußen iſt die Straße. Wie wäre es, wenn wir hinausträten und ein bißchen auf dem Trottoir umhergingen? Es iſt Pauſe, wir haben noch ſechs Minuten; und wir könnten ja pünktlich zurückkehren. Aber die Sache iſt die: es iſt unmöglich. Verſtehſt du das? Hier iſt die Tür, ſie iſt offen, es iſt kein Gitter davor, nichts, kein Hindernis, hier iſt die Schwelle. Und dennoch iſt es unmöglich, ſchon der Gedanke iſt unmöglich, auch nur auf eine Sekunde hinauszutreten ... Nun, ſehen wir davon ab! Aber nehmen wir ein anderes Beiſpiel. Es wäre gänzlich verkehrt, zu ſagen, daß die Uhr jetzt ungefähr halb zwölf iſt. Nein, es kommt jetzt die Geographieſtunde an die Reihe: ſo verhält es ſich! Nun frage ich aber jedermann: iſt dies ein Leben? Alles iſt verzerrt ... Ach, Herr Gott, wollte die Anſtalt uns erſt aus ihrer liebenden Umarmung entlaſſen!"

„Ja, und was dann? Nein, laß nur, Kai, dann wäre es auch noch ſo: Was ſoll man anfangen? Hier iſt man wenigſtens aufgehoben. Seit mein Vater tot iſt, haben Herr Stephan Kiſtenmaker und Paſtor Pringsheim es übernommen, mich tagtäglich zu fragen, was ich werden will.

Ich weiß es nicht. Ich kann nichts antworten. Ich kann nichts werden. Ich fürchte mich vor dem Ganzen . . .“

„Nein, wie kann man so verzagt reden! Du mit deiner Musik . . .“

„Was ist mit meiner Musik, Kai? Es ist nichts damit. Soll ich umherreisen und spielen? Erstens würden sie es mir nicht erlauben, und zweitens werde ich nie genug dazu können. Ich kann beinahe nichts, ich kann nur ein bißchen phantasieren, wenn ich allein bin. Und dann stelle ich mir das Umherreisen auch schrecklich vor . . . Mit dir ist es so anders. Du hast mehr Mut. Du gehst hier herum und lachst über das Ganze und hast ihnen etwas entgegenzuhalten. Du willst schreiben, willst den Leuten Schönes und Merkwürdiges erzählen, gut: das ist etwas. Und du wirst sicher berühmt werden, du bist so geschickt. Woran liegt es? Du bist lustiger. Manchmal in der Stunde sehen wir uns an, wie vorhin einen Augenblick, bei Herrn Mantelsack, als Petersen unter allen, die abgelesen hatten, einen Tadel bekam. Wir denken dasselbe, aber du schneidest eine Fratze und bist stolz . . . Ich kann das nicht. Ich werde so müde davon. Ich möchte schlafen und nichts mehr wissen. Ich möchte sterben, Kai! . . . Nein, es ist nichts mit mir. Ich kann nichts wollen. Ich will nicht einmal berühmt werden. Ich habe Angst davor, genau als wäre ein Unrecht dabei! Es kann nichts aus mir werden, sei sicher. Neulich nach der Konfirmationsstunde hat Pastor Pringsheim zu jemandem gesagt, man müsse mich aufgeben, ich stammte aus einer verrotteten Familie . . .“

„Hat er das gesagt?“ fragte Kai mit angespanntem Interesse . . .

„Ja, er meint meinen Onkel Chriſtian damit, der in Hamburg in einer Anſtalt ſitzt. — Er hat ſicher recht. Man ſollte mich nur aufgeben. Ich wäre ſo dankbar dafür! . . . Ich habe ſo vielerlei Sorgen, und alles fällt mir ſo ſchwer. Nehmen wir an, ich ſchneide mich in den Finger, tue mir irgendwo weh . . . es iſt eine Wunde, die bei einem anderen in acht Tagen geheilt wäre. Bei mir dauert es vier Wochen. Es will nicht heilen, es entzündet ſich, es wird ſchlimm und macht mir unmäßige Beſchwerden . . . Neulich ſagte mir Herr Brecht, um meine Zähne ſähe es jämmerlich aus, faſt alle ſeien ſchon unterminiert und verbraucht, nicht zu reden von denen, die ausgezogen ſind. So ſteht es jetzt. Und womit werde ich beißen, wenn ich dreißig, vierzig Jahre alt bin? Ich habe gar keine Hoffnung . . .“

„So“, ſagte Kai und ſchlug eine ſchnellere Gangart an! „nun erzählſt du mir ein bißchen von deinem Klavierſpiel. Ich will nämlich jetzt etwas Wunderbares ſchreiben, etwas Wunderbares . . . Vielleicht fange ich nachher in der Zeichenſtunde an. Willſt du heute nachmittag ſpielen?“

Hanno ſchwieg einen Augenblick. Etwas Trübes, Verwirrtes und Heißes war in ſeinen Blick gekommen.

„Ja, ich werde wohl ſpielen,“ ſagte er, „obgleich ich es nicht tun ſollte. Ich ſollte meine Etüden und Sonaten üben und dann aufhören. Aber ich werde wohl ſpielen, ich kann es nicht laſſen, obgleich es alles noch ſchlimmer macht.“

„Schlimmer?“

Hanno ſchwieg.

„Ich weiß, wovon du ſpielſt“, ſagte Kai. Und dann ſchwiegen beide.

Sie waren in einem seltsamen Alter. Kai war sehr rot geworden und blickte zu Boden, ohne den Kopf zu senken. Hanno sah blaß aus. Er war furchtbar ernst und hielt seine verschleierten Augen seitwärts gerichtet.

Dann schellte Herr Schlemiel und sie gingen hinauf.

Es kam die Geographiestunde und mit ihr das Extemporale, ein sehr wichtiges Extemporale über das Gebiet von Hessen-Nassau. Ein Mann mit rotem Bart und braunem Schoßrock trat ein. Sein Gesicht war bleich, und auf seinen Händen, deren Poren weit offen standen, wuchs nicht ein einziges Härchen. Dies war der geistreiche Oberlehrer, Herr Doktor Mühsam. Er litt zuweilen an Lungenblutungen und sprach beständig in ironischem Tone, weil er sich für ebenso witzig wie leidend hielt. Zu Hause besaß er eine Art Heine-Archiv, eine Sammlung von Papieren und Gegenständen, die sich auf den frechen und kranken Poeten bezogen. Jetzt fixierte er die Grenzen von Hessen-Nassau auf der Wandtafel und bat dann mit einem zugleich melancholischen und höhnischen Lächeln, die Herren möchten in ihre Hefte zeichnen, was das Land an Merkwürdigem biete. Er schien sowohl die Schüler, wie das Land Hessen-Nassau verspotten zu wollen; und doch war es ein sehr wichtiges Extemporale, vor dem alle sich fürchteten.

Hanno Buddenbrook wußte nichts von Hessen-Nassau, nicht viel, so gut wie nichts. Er wollte ein wenig auf Adolf Todtenhaupts Heft hinübersehen, aber Heinrich Heine, der trotz seiner überlegenen und leidenden Ironie mit gespanntester Aufmerksamkeit jede Bewegung überwachte, bemerkte es sofort und sagte: „Herr Buddenbrook, ich bin versucht, Sie Ihr Buch schließen zu lassen, aber ich fürchte

allzu ſehr, Ihnen eine Wohltat damit zu erweiſen. Fahren Sie fort.“

Dieſe Bemerkung enthielt zwei Witze. Erſtens denjenigen, daß Doktor Mühſam Hanno mit „Herr“ anredete, und zweitens den mit der „Wohltat“. Hanno Buddenbrook aber fuhr fort, über ſeinem Heft zu brüten und lieferte ſchließlich ein beinahe leeres Blatt ab, worauf er wieder mit Kai hinausging.

Für heute war nun alles überſtanden. Wohl dem, der glücklich davongekommen war und deſſen Bewußtſein von keinem Tadel beſchwert wurde. Er konnte nun frei und wohlgemut bei Herrn Drägemüller im hellen Saale ſitzen und zeichnen . . .

Der Zeichenſaal war weit und licht. Gipsabgüſſe nach der Antike ſtanden auf den Wandborden, und in einem großen Schranke gab es allerhand Holzklötze und Puppenmöbel, die ebenfalls als Modelle dienten. Herr Drägemüller war ein unterſetzter Mann mit rundgeſchnittenem Vollbart und einer braunen, glatten, billigen Perücke, die im Nacken verräteriſch abſtand. Er beſaß zwei Perücken, eine mit längerem und eine mit kürzerem Haar; hatte er ſich den Bart ſcheren laſſen, ſo ſetzte er die kürzere auf . . . Auch ſonſt war er ein Mann von einigen drolligen Eigentümlichkeiten. Statt „der Bleiſtift“ ſagte er „die Blei“. Außerdem verbreitete er einen ölig-ſpirituöſen Geruch wo er ging und ſtand, und einige ſagten, er tränke Petroleum. Seine ſchönſten Stunden kamen, wenn er vertretungsweiſe einmal in einem anderen Fache als im Zeichnen unterrichten durfte. Dann hielt er Vorträge über Bismarcks Politik, die er mit eindringlichen, ſpiralförmigen Bogenbewegungen

von der Nase zur Schulter begleitete, und sprach mit Haß und Furcht von der Sozialdemokratie ... „Wir müssen zusammenhalten!“ pflegte er zu schlechten Schülern zu sagen, indem er sie am Arme packte. „Die Sozialdemokratie steht vor der Tür!“ Er hatte etwas krampfhaft Geschäftiges an sich. Er setzte sich neben einen, verbreitete einen heftigen Spiritusgeruch, schlug einem mit seinem Siegelring vor die Stirn, stieß einzelne Wörter hervor, wie „Perspektive!“ „Schlagschatten!“ „Die Blei!“ „Sozialdemokratie!“ „Zusammenhalten!“ und enteilte ...

Kai schrieb an seiner neuen literarischen Arbeit in dieser Stunde, und Hanno beschäftigte sich damit, daß er in Gedanken eine Orchester-Ouvertüre aufführte. Dann war es aus, man holte seine Sachen herunter, der Weg durch die Hoftore war freigegeben, man ging nach Hause.

Hanno und Kai hatten denselben Weg, und bis zu der kleinen, roten Villa draußen in der Vorstadt gingen sie zusammen, ihre Bücher unterm Arm. Dann hatte der junge Graf Mölln noch eine weite Strecke bis zu dem väterlichen Wohnsitz allein zu wandern. Er trug nicht einmal einen Paletot.

Der Nebel, der am Morgen geherrscht hatte, war zu Schnee geworden, der in großen weichen Flocken herniedersank und sich in Kot verwandelte. An der Buddenbrookschen Gartenpforte trennten sie sich; aber als Hanno schon den Vorgarten zur Hälfte durchschritten hatte, kam Kai noch einmal zurück und legte den Arm um seinen Hals. „Sei nicht verzweifelt ... Und spiele lieber nicht!“ sagte er leise; dann verschwand seine schlanke, verwahrloste Gestalt im Schneegestöber.

Hanno ließ seine Bücher auf dem Korridor in der Schale zurück, die der Bär vor sich hinstreckte, und ging ins Wohnzimmer, um seine Mutter zu begrüßen. Sie saß auf der Chaiselongue und las in einem gelb gehefteten Buche. Während er über den Teppich schritt, blickte sie ihm mit ihren braunen, nahe beieinanderliegenden Augen entgegen, in deren Winkeln bläuliche Schatten lagerten. Als er vor ihr stand, nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Er ging in sein Zimmer hinauf, wo Fräulein Clementine ein wenig Frühstück für ihn bereitgestellt hatte, wusch sich und aß. Als er fertig war, nahm er aus dem Pulte ein Päckchen jener kleinen, scharfen russischen Zigaretten, die ihm ebenfalls nicht mehr unbekannt waren, und begann zu rauchen. Dann setzte er sich ans Harmonium und spielte etwas sehr Schwieriges, Strenges, Fugiertes, von Bach. Und schließlich faltete er die Hände hinter dem Kopf und blickte zum Fenster hinaus in den lautlos niedertaumelnden Schnee. Es gab da sonst nichts zu sehen. Es lag kein zierlicher Garten mit plätscherndem Springbrunnen mehr unter seinem Fenster. Die Aussicht wurde durch die graue Seitenwand der benachbarten Villa abgeschnitten.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen. Gerda Buddenbrook, der kleine Johann und Fräulein Clementine waren allein. Später traf Hanno im Salon die Vorbereitungen zum Musizieren und erwartete am Flügel seine Mutter. Sie spielten die Sonate Opus 24 von Beethoven. Bei dem Adagio sang die Geige wie ein Engel; aber Gerda nahm dennoch unbefriedigt das Instrument vom Kinn, betrachtete es mißmutig und sagte, daß es nicht in Stim-

mung sei. Sie spielte nicht weiter und ging hinauf, um zu ruhen.

Hanno blieb im Salon zurück. Er trat an die Glastür, die auf die schmale Veranda führte, und blickte ein paar Minuten lang in den aufgeweichten Vorgarten hinaus. Plötzlich aber trat er einen Schritt rückwärts, zog heftig den cremefarbenen Vorhang vor die Tür, so daß das Zimmer in einem gelblichen Halbdunkel lag, und ging in Bewegung zum Flügel. Dort stand er abermals eine Weile, und sein Blick, starr und unbestimmt auf einen Punkt gerichtet, verdunkelte sich langsam, verschleierte sich, verschwamm ... Er setzte sich und begann eine seiner Phantasien.

Es war ein ganz einfaches Motiv, das er sich vorführte, ein Nichts, das Bruchstück einer nicht vorhandenen Melodie, eine Figur von anderthalb Takten, und als er sie zum erstenmal mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, in tiefer Lage als einzelne Stimme ertönen ließ, wie als sollte sie von Posaunen einstimmig und befehlshaberisch als Urstoff und Ausgang alles Kommenden verkündigt werden, war gar nicht abzusehen, was eigentlich gemeint sei. Als er sie aber im Diskant, in einer Klangfarbe von mattem Silber, harmonisiert wiederholte, erwies sich, daß sie im wesentlichen aus einer einzigen Auflösung bestand, einem sehnsüchtigen und schmerzlichen Hinsinken von einer Tonart in die andere ... eine kurzatmige, armselige Erfindung, der aber durch die preziöse und feierliche Entschiedenheit, mit der sie hingestellt und vorgebracht wurde, ein seltsamer, geheimnis- und bedeutungsvoller Wert verschafft ward. Und nun begannen bewegte Gänge, ein rastloses Kommen

und Gehen von Synkopen, ſuchend, irrend und von Aufſchreien zerriſſen, wie als ſei eine Seele voll Unruhe über das, was ſie vernommen, und was doch nicht verſtummen wollte, ſondern in immer anderen Harmonien, fragend, klagend, erſterbend, verlangend, verheißungsvoll ſich wiederholte. Und immer heftiger wurden die Synkopen, ratlos umhergedrängt von haſtigen Triolen; die Schreie der Furcht jedoch, die hineinklangen, nahmen Geſtalt an, ſie ſchloſſen ſich zuſammen, ſie wurden zur Melodie, und der Augenblick kam, da ſie wie ein inbrünſtig und flehentlich hervortretender Geſang des Bläſerchores ſtark und demütig zur Herrſchaft gelangten. Das haltlos Drängende, das Wogende, Irrende und Entgleitende war verſtummt und beſiegt, und in unbeirrbar einfachem Rhythmus erſcholl dieſer zerknirſchte und kindlich betende Choral ... Mit einer Art von Kirchenſchluß endete er. Eine Fermate kam, und eine Stille. Und ſiehe, plötzlich war, ganz leiſe, in einer Klangfarbe von mattem Silber, das erſte Motiv wieder da, dieſe armſelige Erfindung, dieſe dumme oder geheimnisvolle Figur, dieſes ſüße, ſchmerzliche Hinſinken von einer Tonart in die andere. Da entſtand ein ungeheurer Aufruhr und wild erregte Geſchäftigkeit, beherrſcht von fanfarenartigen Akzenten, Ausdrücken einer wilden Entſchloſſenheit. Was geſchah? Was war in Vorbereitung? Es ſcholl wie Hörner, die zum Aufbruch riefen. Und dann trat etwas ein wie eine Sammlung und Konzentration, feſtere Rhythmen fügten ſich zuſammen, und eine neue Figur ſetzte ein, eine kecke Improviſation, eine Art Jagdlied, unternehmend und ſtürmiſch. Aber es war nicht fröhlich, es war im Innerſten voll verzweifelten Übermuts, die Signale, die darein tönten, waren

gleich Angstrufen, und immer wieder war zwischen allem, in verzerrten und bizarren Harmonien, quälend, irrselig und süß, das Motiv, jenes erste, rätselhafte Motiv zu vernehmen ... Und nun begann ein unaufhaltsamer Wechsel von Begebenheiten, deren Sinn und Wesen nicht zu erraten war, eine Flucht von Abenteuern des Klanges, des Rhythmus und der Harmonie, über die Hanno nicht Herr war, sondern die sich unter seinen arbeitenden Fingern gestalteten, und die er erlebte, ohne sie vorher zu kennen ... Er saß, ein wenig über die Tasten gebeugt, mit getrennten Lippen und fernem, tiefem Blick, und sein braunes Haar bedeckte in weichen Locken seine Schläfen. Was geschah? Was wurde erlebt? Wurden hier furchtbare Hindernisse bewältigt, Drachen getötet, Felsen erklommen, Ströme durchschwommen, Flammen durchschritten? Und wie ein gellendes Lachen oder wie eine unbegreiflich selige Verheißung schlang sich das erste Motiv hindurch, dies nichtige Gebilde, dies Hinsinken von einer Tonart in die andere ... ja, es war, als reize es auf zu immer neuen, gewaltsamen Anstrengungen, rasende Anläufe in Oktaven folgten ihm, die in Schreie ausklangen, und dann begann ein Aufschwellen, eine langsame, unaufhaltsame Steigerung, ein chromatisches Aufwärtsringen von wilder, unwiderstehlicher Sehnsucht, jäh unterbrochen durch plötzliche, erschreckende und aufstachelnde Pianissimi, die wie ein Weggleiten des Bodens unter den Füßen und wie ein Versinken in Begierde waren ... Einmal war es, als ob fern und leise mahnend die ersten Akkorde des flehenden, zerknirschten Gebetes vernehmbar werden wollten; alsbald aber stürzte die Flut der empordrängenden Kakophonien darüber her, die sich zusammen-

ballten, ſich vorwärts wälzten, zurückwichen, aufwärtsklommen, verſanken und wieder einem unausſprechlichen Ziele entgegenrangen, das kommen mußte, nun kommen mußte, in dieſem Augenblick, an dieſem furchtbaren Höhepunkt, da die lechzende Drangſal zur Unerträglichkeit geworden war ... Und es kam, es war nicht mehr hintanzuhalten, die Krämpfe der Sehnſucht hätten nicht mehr verlängert werden können, es kam, gleichwie wenn ein Vorhang zerriſſe, Tore aufſprängen, Dornenhecken ſich erſchloſſen, Flammenmauern in ſich zuſammenſänken ... Die Löſung, die Auflöſung, die Erfüllung, die vollkommene Befriedigung brach herein, und mit entzücktem Aufjauchzen entwirrte ſich alles zu einem Wohlklang, der in ſüßem und ſehnſüchtigem Ritardando ſogleich in einen anderen hinüberſank ... es war das Motiv, das erſte Motiv, was erklang! Und was nun begann, war ein Feſt, ein Triumph, eine zügelloſe Orgie ebendieſer Figur, die in allen Klangſchattierungen prahlte, ſich durch alle Oktaven ergoß, aufweinte, im Tremolando verzitterte, ſang, jubelte, ſchluchzte, angetan mit allem brauſenden, klingelnden, perlenden, ſchäumenden Prunk der orcheſtralen Ausſtattung ſieghaft daherkam ... Es lag etwas Brutales und Stumpfſinniges und zugleich etwas aſketiſch Religiöſes, etwas wie Glaube und Selbſtaufgabe in dem fanatiſchen Kultus dieſes Nichts, dieſes Stücks Melodie, dieſer kurzen, kindiſchen, harmoniſchen Erfindung von anderthalb Takten ... etwas Laſterhaftes in der Maßloſigkeit und Unerſättlichkeit, mit der ſie genoſſen und ausgebeutet wurde, und etwas zyniſch Verzweifeltes, etwas wie Wille zu Wonne und Untergang in der Gier, mit der die letzte Süßigkeit aus ihr geſogen wurde, bis zur

Erschöpfung, bis zum Ekel und Überdruß, bis endlich, endlich in Ermattung nach allen Ausschweifungen ein langes, leises Arpeggio in Moll hinrieselte, um einen Ton emporstieg, sich in Dur auflöste und mit einem wehmütigen Zögern erstarb.

Hanno saß noch einen Augenblick still, das Kinn auf der Brust, die Hände im Schoß. Dann stand er auf und schloß den Flügel. Er war sehr blaß, in seinen Knien war gar keine Kraft, und seine Augen brannten. Er ging ins Nebenzimmer, streckte sich auf der Chaiselongue aus und blieb so lange Zeit, ohne ein Glied zu rühren.

Später wurde zu Abend gegessen, worauf er mit seiner Mutter eine Partie Schach spielte, bei der niemand gewann. Aber nach Mitternacht noch saß er in seinem Zimmer bei einer Kerze vor dem Harmonium und spielte, weil nichts mehr erklingen durfte, in Gedanken, obgleich er gewillt war, morgen um halb sechs Uhr aufzustehen, um die wichtigsten Schularbeiten anzufertigen.

Dies war ein Tag aus dem Leben des kleinen Johann.

Drittes Kapitel

Mit dem Typhus ist es folgendermaßen bestellt.

Der Mensch fühlt eine seelische Mißstimmung in sich entstehen, die sich rasch vertieft und zu einer hinfälligen Verzweiflung wird. Zu gleicher Zeit bemächtigt sich seiner eine physische Mattigkeit, die sich nicht allein auf Muskeln und Sehnen, sondern auch auf die Funktionen aller inneren Organe erstreckt, und nicht zuletzt auf die des Magens, der die Aufnahme von Speise mit Widerwillen verweigert. Es

beſteht ein ſtarkes Schlafbedürfnis, allein trotz äußerſter Müdigkeit iſt der Schlaf unruhig, oberflächlich, beängſtigt und unerquicklich. Das Gehirn ſchmerzt; es iſt dumpf, befangen, wie von Nebeln umhüllt, und von Schwindel durchzogen. Ein unbeſtimmter Schmerz ſitzt in allen Gliedern. Hie und da fließt ohne jedwede beſondere Veranlaſſung Blut aus der Naſe. — Dies iſt die Introduktion.

Dann gibt ein heftiger Froſtanfall, der den ganzen Körper durchrüttelt und die Zähne gegeneinander wirbelt, das Zeichen zum Einſatze des Fiebers, das ſofort die höchſten Grade erreicht. Auf der Haut der Bruſt und des Bauches werden nun einzelne linſengroße, rote Flecken ſichtbar, die durch den Druck eines Fingers entfernt werden können, aber ſofort zurückkehren. Der Puls raſt; er hat bis zu hundert Schläge in einer Minute. So vergeht, bei einer Körpertemperatur von vierzig Grad, die erſte Woche.

In der zweiten Woche iſt der Menſch von Kopf- und Gliederſchmerzen befreit; dafür aber iſt der Schwindel bedeutend heftiger geworden, und in den Ohren iſt ein ſolches Sauſen und Brauſen, daß es geradezu Schwerhörigkeit hervorruft. Der Ausdruck des Geſichtes wird dumm. Der Mund fängt an, offen zu ſtehen, die Augen ſind verſchleiert und ohne Teilnahme. Das Bewußtſein iſt verdunkelt; Schlafſucht beherrſcht den Kranken, und oft verſinkt er, ohne wirklich zu ſchlafen, in eine bleierne Betäubung. Dazwiſchen erfüllen ſeine Irrreden, ſeine lauten, erregten Phantaſien das Zimmer. Seine ſchlaffe Hilfloſigkeit hat ſich bis zum Unreinlichen und Widerwärtigen geſteigert. Auch ſind ſein Zahnfleiſch, ſeine Zähne und ſeine Zunge mit einer ſchwärzlichen Maſſe bedeckt, die den Atem verpeſtet. Mit

aufgetriebenem Unterleibe liegt er regungslos auf dem Rücken. Er ist im Bette hinabgesunken und seine Knie sind gespreizt. Alles an ihm arbeitet hastig, jagend und oberflächlich, seine Atmung sowohl wie der Puls, der an hundertundzwanzig flüchtig zuckende Schläge in einer Minute vollführt. Die Augenlider sind halb geschlossen, und die Wangen glühen nicht mehr wie zu Anfang rot vor Fieberhitze, sondern haben eine bläuliche Färbung angenommen. Die linsengroßen, roten Flecke auf der Brust und dem Bauche haben sich vermehrt. Die Temperatur des Körpers erreicht einundvierzig Grad . . .

In der dritten Woche ist die Schwäche auf ihrem Gipfel. Die lauten Delirien sind verstummt, und niemand kann sagen, ob der Geist des Kranken in leere Nacht versunken ist, oder ob er, fremd und abgewandt dem Zustande des Leibes, in fernen, tiefen, stillen Träumen weilt, von denen kein Laut und kein Zeichen Kunde gibt. Der Körper liegt in grenzenloser Unempfindlichkeit. — Dies ist der Zeitpunkt der Entscheidung . . .

Bei gewissen Individuen wird die Diagnose durch besondere Umstände erschwert. Gesetzt zum Beispiel, daß die Anfangssymptome der Krankheit, Verstimmung, Mattigkeit, Appetitlosigkeit, unruhiger Schlaf, Kopfschmerzen, schon meistens vorhanden waren, als der Patient noch, die Hoffnung der Seinen, in völliger Gesundheit umherging? Daß sie sich, auch bei plötzlich verstärktem Auftreten, kaum als etwas Außergewöhnliches bemerkbar machen? — Ein tüchtiger Arzt von soliden Kenntnissen, wie, um einen Namen zu nennen, Doktor Langhals, der hübsche Doktor Langhals, mit den kleinen, schwarzbehaarten Händen, wird gleichwohl

bald in der Lage ſein, die Sache bei ihrem richtigen Namen zu nennen, und das Erſcheinen der fatalen roten Flecke auf der Bruſt und dem Bauche gibt ja völlige Gewißheit. Er wird über die Maßregeln, die zu treffen, die Mittel, die anzuwenden, nicht in Zweifel ſein. Er wird für ein möglichſt großes, oft gelüftetes Krankenzimmer ſorgen, deſſen Temperatur ſiebenzehn Grad nicht überſteigen darf. Er wird auf äußerſte Sauberkeit dringen und auch durch immer erneutes Ordnen des Bettes den Körper, ſolange dies irgend möglich, — in gewiſſen Fällen iſt es nicht lange möglich — vor dem „Wundliegen" zu ſchützen ſuchen. Er wird eine beſtändige Reinigung der Mundhöhle mit naſſen Leinwandläppchen veranlaſſen, wird, was die Arzneien betrifft, ſich einer Miſchung von Jod und Jodkalium bedienen, Chinin und Antipyrin verſchreiben und, vor allem, da der Magen und die Gedärme ſchwer in Mitleidenſchaft gezogen ſind, eine äußerſt leichte und äußerſt kräftigende Diät verordnen. Er wird das zehrende Fieber durch Bäder bekämpfen, durch Vollbäder, in die der Kranke oft, jede dritte Stunde, ohne Unterlaß, bei Tag und Nacht hineinzutragen iſt, und die vom Fußende der Wanne aus langſam zu erkälten ſind. Und nach einem jeden Bade wird er raſch etwas Stärkendes und Anregendes, Kognak, auch Champagner verabreichen . . .

Alle dieſe Mittel aber gebraucht er durchaus aufs Geratewohl, für den Fall gleichſam nur, daß ſie überhaupt von irgendeiner Wirkung ſein können, unwiſſend darüber, ob ihre Anwendung nicht jedes Wertes, Sinnes und Zweckes entbehrt. Denn *eines* weiß er nicht, was *eine* Frage betrifft, ſo tappt er im Dunkel, über ein Entweder-Oder

schwebt er bis zur dritten Woche, bis zur Krisis und Entscheidung in völliger Unentschiedenheit. Er weiß nicht, ob die Krankheit, die er „Typhus" nennt, in diesem Falle ein im Grunde belangloses Unglück bedeutet, die unangenehme Folge einer Infektion, die sich vielleicht hätte vermeiden lassen, und der mit den Mitteln der Wissenschaft entgegenzuwirken ist — oder ob sie ganz einfach eine Form der Auflösung ist, das Gewand des Todes selbst, der ebensogut in einer anderen Maske erscheinen könnte, und gegen den kein Kraut gewachsen ist.

Mit dem Typhus ist es folgendermaßen bestellt: In die fernen Fieberträume, in die glühende Verlorenheit des Kranken wird das Leben hineingerufen mit unverkennbarer, ermunternder Stimme. Hart und frisch wird diese Stimme den Geist auf dem fremden, heißen Wege erreichen, auf dem er vorwärts wandelt, und der in den Schatten, die Kühle, den Frieden führt. Aufhorchend wird der Mensch diese helle, muntere, ein wenig höhnische Mahnung zur Umkehr und Rückkehr vernehmen, die aus jener Gegend zu ihm dringt, die er so weit zurückgelassen und schon vergessen hatte. Wallt es dann auf in ihm, wie ein Gefühl der feigen Pflichtversäumnis, der Scham, der erneuten Energie, des Mutes und der Freude, der Liebe und Zugehörigkeit zu dem spöttischen, bunten und brutalen Getriebe, das er im Rücken gelassen: wie weit er auch auf dem fremden, heißen Pfade fortgeirrt sein mag, er wird umkehren und leben. Aber zuckt er zusammen vor Furcht und Abneigung bei der Stimme des Lebens, die er vernimmt, bewirkt diese Erinnerung, dieser lustige, herausfordernde Laut, daß er den Kopf schüttelt und in Abwehr die Hand hinter sich streckt und

ſich vorwärts flüchtet auf dem Wege, der ſich ihm zum Entrinnen eröffnet hat ... nein, es iſt klar, dann wird er ſterben. —

Viertes Kapitel

„Es iſt nicht recht, es iſt nicht recht, Gerda!“ ſagte das alte Fräulein Weichbrodt wohl zum hundertſten Male bekümmert und vorwurfsvoll. Sie nahm heute abend im Wohnzimmer ihrer ehemaligen Schülerin einen Sofaplatz in dem Kreiſe ein, der von Gerda Buddenbrook, Frau Permaneder, ihrer Tochter Erika, der armen Klothilde und den drei Damen Buddenbrook aus der Breitenſtraße um den runden Mitteltiſch gebildet ward. Die grünen Bänder ihrer Haube fielen auf ihre Kinderſchultern hinab, von denen ſie die eine ganz hoch emporziehen mußte, um den Oberarm auf der Tiſchplatte geſtikulieren laſſen zu können; ſo winzig war ſie mit ihren fünfundſiebenzig Jahren geworden.

„Es iſt nicht recht, laß dir ſagen, daß es nicht wohlgetan iſt, Gerda!“ wiederholte ſie mit eifernder und zitternder Stimme. „Ich ſtehe mit einem Fuße im Grabe, mir bleibt nur eine kurze Friſt, und du willſt mich ... Du willſt uns verlaſſen, willſt dich auf immer von uns trennen ... fortziehen ... Wenn es eine Reiſe, einen Beſuch in Amſterdam gälte ... allein auf immer!“ Und ſie ſchüttelte ihren alten Vogelkopf mit den braunen, geſcheuten, betrübten Augen. „Es iſt wahr, daß du vieles verloren haſt ...“

„Nein, ſie hat alles verloren“, ſagte Frau Permaneder. „Wir dürfen nicht egoiſtiſch ſein, Thereſe. Gerda will gehen und ſie geht, da iſt nichts zu tun. Sie iſt mit Thomas

gekommen, vor einundzwanzig Jahren, und wir haben sie alle geliebt, obgleich wir ihr wohl immer widerwärtig waren ... ja, das waren wir, Gerda, keine Widerrede! Aber Thomas ist nicht mehr, und ... niemand ist mehr. Was sind wir ihr? Nichts. Uns tut es weh, aber reise mit Gott, Gerda, und Dank, daß du nicht schon früher reistest, damals, als Thomas starb ..."

Es war nach dem Abendbrot, im Herbst; der kleine Johann (Justus, Johann, Kaspar) lag ungefähr seit sechs Monaten, mit den Segnungen Pastor Pringsheims wohl versehen, dort draußen am Rande des Gehölzes unter dem Sandsteinkreuz und dem Familienwappen. Vorm Hause rauschte der Regen in den halb entblätterten Bäumen der Allee. Manchmal kamen Windstöße und trieben ihn gegen die Fensterscheiben. Alle acht Damen waren schwarz gekleidet.

Es war eine kleine Familienzusammenkunft, um Abschied zu nehmen, Abschied von Gerda Buddenbrook, die im Begriff stand, die Stadt zu verlassen und nach Amsterdam zurückzukehren, um wie ehemals mit ihrem alten Vater Duos zu spielen. Keine Verpflichtung hielt sie mehr zurück. Frau Permaneder hatte diesem Entschlusse nichts mehr entgegenzuhalten. Sie ergab sich darein, aber in ihrem Inneren war sie tief unglücklich darüber. Wäre die Witwe des Senators in der Stadt verblieben, hätte sie sich Platz und Rang in der Gesellschaft gewahrt und ihr Vermögen am Platze gelassen, so wäre dem Namen der Familie doch ein wenig Prestige erhalten geblieben ... Mochte dem nun wie immer sein, Frau Antonie war gewillt, den Kopf hoch zu tragen, solange sie über der Erde weilte und Menschen

auf ſie blickten. Ihr Großvater war vierſpännig über Land gefahren ...

Trotz des bewegten Lebens, das hinter ihr lag, und trotz der Schwäche ihres Magens, ſah man ihr ihre fünfzig Jahre nicht an. Ihr Teint war ein wenig flaumig und matt geworden, und auf ihrer Oberlippe — der hübſchen Oberlippe Tony Buddenbrooks — wuchſen die Härchen reichlicher; aber in dem glatten Scheitel unter dem Trauerhäubchen war nicht ein einziger weißer Faden zu ſehen.

Ihre Couſine, die arme Klothilde, nahm Gerdas Abreiſe, wie man alle Dinge im Diesſeits zu nehmen hat, gleichmütig und ſanft. Sie hatte vorhin beim Abendeſſen ſtill und gewaltig zugelangt und ſaß nun da, aſchgrau und mager wie ſtets, mit gedehnten und freundlichen Worten.

Erika Weinſchenk, nun einunddreißigjährig, war ebenfalls nicht die Frau, ſich über den Abſchied von ihrer Tante zu erregen. Sie hatte Schwereres erlebt und ſich frühzeitig ein reſigniertes Weſen zu eigen gemacht. In ihren müde blickenden, waſſerblauen Augen — den Augen Herrn Grünlichs — las man Ergebenheit in ein fehlgeſchlagenes Leben, und aus ihrer gelaſſenen und manchmal ein wenig klagenden Stimme klang dasſelbe.

Was die drei Damen Buddenbrook, die Töchter Onkel Gottholds, betraf, ſo waren ihre Mienen pikiert und voll Kritik, wie gewöhnlich. Friederike und Henriette, die älteren, waren mit den Jahren immer hagerer und ſpitziger geworden, während Pfiffi, die dreiundfünfzigjährige jüngſte, allzu klein und beleibt erſchien ...

Auch die alte Konſulin Kröger, die Witwe Onkel Juſtus', war geladen worden; aber ſie war unpäßlich und hatte

vielleicht auch kein präsentables Kleid anzuziehen; das war nicht zu entscheiden.

Es war von Gerdas Reise die Rede, von dem Zuge, mit dem sie zu fahren gedachte, und dem Verkaufe der Villa samt den Möbeln, den der Makler Gosch übernommen hatte. Denn Gerda nahm nichts mit und ging fort wie sie gekommen war.

Dann kam Frau Permaneder auf das Leben zu sprechen, nahm es von seiner wichtigsten Seite und stellte Betrachtungen an über Vergangenheit und Zukunft, obgleich über die Zukunft fast gar nichts zu sagen war.

„Ja, wenn ich tot bin, kann Erika meinetwegen auch davonziehen," sagte sie, „aber ich halte es sonst nirgends aus, und solange ich am Leben bin, wollen wir hier zusammenhalten, wir paar Leute, die wir übrigbleiben ... Einmal in der Woche kommt ihr zu mir zum Essen ... Und dann lesen wir in den Familienpapieren —" Sie berührte die Mappe, die vor ihr lag. „Ja, Gerda, ich übernehme sie mit Dank. — Das ist abgemacht ... Hörst du Thilda? ... Obgleich nun eigentlich ebensogut du es sein könntest, die uns einlüde, denn im Grunde stehst du dich ja gar nicht mehr schlechter als wir. Ja, so geht es. Man müht sich und nimmt Anläufe und kämpft ... und du hast dagesessen und geduldig alles abgewartet. Aber darum bist du doch ein Kamel, Thilda, das nimm mir nicht übel ..."

„Oh, Tony?" sagte Klothilde lächelnd.

„Es tut mir leid, daß ich mich von Christian nicht verabschieden kann", sagte Gerda, und so kam die Rede auf Christian. Es war wenig Aussicht vorhanden, daß er je aus der Anstalt, in der er saß, wieder hervorgehen würde, obgleich es wohl nicht so schlimm mit ihm stand, daß er

nicht hätte in Freiheit umhergehen können. Aber seiner Gattin war der gegenwärtige Zustand allzu angenehm, sie war, wie Frau Permaneder behauptete, mit dem Arzte im Bunde, und voraussichtlich würde Christian seine Tage in der Anstalt beschließen.

Dann entstand eine Pause. Leise und zögernd wandte das Gespräch sich den jüngst vergangenen Ereignissen zu, und als der Name des kleinen Johann gefallen war, ward es wieder stumm in der Stube, und nur den Regen vorm Hause hörte man stärker rauschen.

Es lag wie ein schweres Geheimnis über Hannos letzter Krankheit, die in außerordentlich schrecklicher Weise vor sich gegangen sein mußte. Man blickte sich nicht an, während man, gedämpften Tones, in Andeutungen und halben Worten davon sprach. Und dann rief man sich jene letzte Episode ins Gedächtnis zurück ... den Besuch dieses kleinen, abgerissenen Grafen, der sich beinahe mit Gewalt den Weg zum Krankenzimmer gebahnt hatte ... Hanno hatte gelächelt, als er seine Stimme vernahm, obgleich er sonst niemanden mehr erkannte, und Kai hatte ihm unaufhörlich beide Hände geküßt.

Er hat ihm die Hände geküßt?" fragten die Damen Buddenbrook ...

„Ja, viele Male."

Hierüber dachten alle eine Weile nach.

Plötzlich brach Frau Permaneder in Tränen aus.

„Ich habe ihn so geliebt", schluchzte sie ... „Ihr wißt nicht, wie sehr ich ihn geliebt habe ... mehr als ihr alle ... ja, verzeih, Gerda, du bist die Mutter ... Ach, er war ein Engel ..."

„Nun ist er ein Engel", verbesserte Sesemi.

„Hanno, kleiner Hanno", fuhr Frau Permaneder fort, und die Tränen flossen über die flaumige, matte Haut ihrer Wangen ... „Tom, Vater, Großvater und die anderen alle! Wo sind sie hin? Man sieht sie nicht mehr. Ach, es ist so hart und traurig!"

„Es gibt ein Wiedersehen", sagte Friederike Buddenbrook, wobei sie die Hände fest im Schoße zusammenlegte, die Augen niederschlug und mit ihrer Nase in die Luft stach.

„Ja, so sagt man ... Ach, es gibt Stunden, Friederike, wo es kein Trost ist, Gott strafe mich, wo man irre wird an der Gerechtigkeit, an der Güte ... an allem. Das Leben, wißt ihr, zerbricht so manches in uns, es läßt so manchen Glauben zuschanden werden ... Ein Wiedersehen ... Wenn es so wäre ..."

Da aber kam Sesemi Weichbrodt am Tische in die Höhe, so hoch sie nur irgend konnte. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte den Hals, pochte auf die Platte, und die Haube zitterte auf ihrem Kopfe.

„Es ist so!" sagte sie mit ihrer ganzen Kraft und blickte alle herausfordernd an.

Sie stand da, eine Siegerin in dem guten Streite, den sie während der Zeit ihres Lebens gegen die Anfechtungen von seiten ihrer Lehrerinnenvernunft geführt hatte, bucklig, winzig und bebend vor Überzeugung, eine kleine, strafende, begeisterte Prophetin.

Ende

*
Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig
*

NDING SECT. OCT 9 1962

228178

B

Mann, Thomas
Buddenbrooks. Vol.2.

LG
M2326bu.2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED